Za. IX. 125.
a-b.

Lg. o. 461/1

J. Stöber fe.

O Mamsell wie gütig sind Sie!

Der Sonderling

Ein Gemählde des menschlichen Herzens.

von

August Lafontaine.

V. Kininger del. Jo. Stöber sc.

Erster Theil.

Wien und Prag,
bey Franz Haas 1799.

... BIBLIOTHEK ... BAMBERG

Philipp Frei Herr von Hettersdorf

Il faut des paradoxes quand on réfléchit ; et quoique vous puissiez dire, lecteur, l'homme de bien aime mieux être homme à paradoxes, qu'homme à préjugés.

„Ich will doch wenigstens Herr über meinen Jungen seyn! Er soll nicht gewickelt werden!" sagte Herr Burchhard mit einem festen, aber sanften Tone.

„Aber, lieber Mann! die ganze Welt wickelt ja die Kinder!" sagte Hannchen mit einem Tone, dem man das ganze Nachgeben anhörte.

„Das läßt die ganze Welt wohl bleiben: zum Exempel, mein liebes Hannchen! die Peruaner, die Mexikaner, Karaiben, Omaguas, Mogolen" —

„Immer mit deinen verwünschten Heiden!"

„Heiden! ja, Heiden! aber gesund, Hannchen, gesund und glücklich! und das hat was auf sich, so lange wir auf der Welt sind!" Und der Knabe wurde nicht gewickelt, so oft auch die

Mutter davon anhob, und das Wickeln mit andern Gründen, als mit dem consensu gentium, vertheidigte.

„Man kann den Jungen so nicht angreifen.“

„Laß ihn liegen! das Betatschen bekommt ohnehin keinem jungen Thiere.“

„Gott behüthe! du solltest den Jungen wohl noch zu einem Hunde machen!“

„Das würde in dem ersten Jahre sein Schade nicht seyn.“

„Nun meinetwegen!“ sagte Hannchen mit gerunzelter Stirne, und legte ihr Messer etwas unsanft neben den Teller: „mach ihn ganz und gar zu einem Menschenfresser!“

Burchhard stand auf, und suchte von Hannchens Teller ein Paar große Hechtsgräten. Er hatte sie. „Den Willen sollst du haben,“ sagte er ganz langsam: „ist auch bald geschehen. Die Gräten bohr' ich dem Jungen durch die Lippen; dann ist der Karaibe fertig!“

Hannchen sprang auf, und fiel dem Manne in die Arme, schob und drückte ihn auf seinen Stuhl, setzte sich auf seinen Schoß, und drückte ihn an ihre Brust. Burchhard legte die Gräten aus den Händen, um Hannchen zu umfassen. Der Knabe blieb ungewickelt, und Hannchen gewöhnte sich daran, wie sie sich an tausend andere Dinge gewöhnt hatte, welche zwar die ganze Welt so nicht machte, wie ihr Mann; ausgenommen ein halbes hundert Nationen, die ihr

Burchhard jedes Mahl richtig auf den Fingern hererzählte. Zu diesen Dingen gehörten — Doch das verdient eine ordentliche Erzählung. Genug, der Knabe blieb ein Christ; aber ein ungewickelter Christ.

Burchhard gehörte zu den seltenen Menschen, die das Schicksal sich zu einem Augenmerke seiner bald guten, bald bösen Laune gemacht zu haben schien. Er war in einer mittelmäßigen Stadt Niedersachsens geboren. Seine ersten sechs Jahre verlebte er so, daß, wenn er so fortgelebt hätte, wir in der Welt nichts von ihm zu sagen hätten. Sein Vater starb am Ende dieses sechsten Jahres, und seine Mutter ließ ihn aufwachsen: das war alles, was sie für ihn that. Da sie mit den vornehmsten Familien der Stadt verwandt war, so hatte der Sohn den ungezweifeltsten Beruf zum Studieren, und die Familie versprach, für ihn zu sorgen. Er aß die Reihe herum bey sieben Verwandten die Woche, bekam nothdürftig die Schulbücher, alle Jahre einen Rock, und man forderte dafür nichts mehr von ihm, als daß er in den sieben Häusern, wo er aß, allerley kleine Geschäfte verrichten mußte, als: verlorne Schlüssel suchen, Schnallen putzen, mit den Kindern spielen, Holz in die Küche tragen, Licht hohlen, Briefe auf die Post tragen u. s. w. Ludchen hatte also seine Geschäfte in sieben Häusern und in der Schule. Er lernte nicht viel, das ist wahr; allein dagegen hatte

er manche andre Geschicklichkeit bekommen, die ihren Werth hat: er baute schöne Kartenhäuser, schnitzelte im Holze, machte Charniere an Dosen, konnte zerbrochene Sachen sehr schön leimen und kitten, rechnete fertig aus dem Kopfe, und in der Kunst, Beschläge an den Commoden zu putzen, hatte er nicht seines gleichen: und dabey lernte er seinen Verdruß verbergen, von außen kalt seyn, wenn er von innen glühete: eine Eigenschaft, die ihm sein ganzes Leben hindurch manchen Dienst that, und die man für Phlegma nahm.

Die Hausväter in den sieben Häusern sagten wohl zuweilen: „Was soll aus dem Jungen werden? er lernt nichts!" allein die sieben Hausmütter behaupteten das Gegentheil, bis Ludchens Mutter starb. Einer von diesen sieben Verwandten sollte den Knaben nun zu sich nehmen: und auf ein Mahl fanden alle sieben Hausmütter, daß ihre Männer recht hätten. Sie behaupteten alle sieben, er sey ein Taugenichts.

Indeß, man mußte sich endlich doch bequemen. Ludchen kam zu einem seiner Vettern in's Haus. — Bis daher hatte der kleine Burchhard nicht sehr viel von Noth gewußt; allein jetzt empfand er auf ein Mahl alles, was Noth heißt. Alle seine Gefälligkeiten, die er jetzt verdoppelte, konnten ihn schlechterdings nicht vor einem beständigen Unwetter von Scheltworten und Ohrfeigen retten. Er fühlte seine Unschuld; noch

mehr, er fühlte seinen Werth, denn er war noch ein Mahl so aufmerksam auf das Gesicht seiner Muhme, auf alle ihre Wünsche, als ihre eigene Kinder; er betrug sich noch ein Mahl so stille, und that zu dem Fortgange der Haushaltung noch zehn Mahl so viel, als die Kinder des Hauses. Der Knabe hätte endlich unter dieser Härte tückisch und grausam werden müssen, eine sanftere Empfindung bewahrte ihn davor. Eines Tages, von einer ungerechten und grausamen Behandlung erbittert, floh er in eine Kammer. Hier stand der achtjährige Bursche, ballte die Fäuste, knirrschte mit den Zähnen, und gab alle Zeichen der Wuth von sich. Auf ein Mahl zerfloß die Wuth in einen sanften Strom milder Thränen; seine Hände falteten sich sanft; er hob sie und seine großen blauen Augen gen Himmel, und sagte mit dem rührenden Accente der innigsten Betrübniß: „Ach! meine liebe seelige Mutter! ich armer Junge!“ Er glaubte allein zu seyn, und in einem Winkel saß die älteste Tochter des Hauses, Hannchen, ein ganz gutes Mädchen von zwanzig Jahren, und beobachtete ihn. Seine Thränen, sein Blick gen Himmet, sein Ausruf an seine seelige Mutter, rührten, erschütterten und erschreckten das Mädchen. Sie stand auf, nahm den Jungen in ihre Arme, gab ihm einen herzlichen Kuß, und war von diesem Augenblicke an seine Beschützerinn.

Ludwigs ganzes Herz hing sich nun an dieß Mädchen: sie wurde sein Idol, seine Gottheit; alle seine Empfindungen wandten sich auf sie, und der Junge, den man für kalt und unempfindlich hielt, konnte mit dem Entzücken eines Liebhabers seiner Wohlthäterinn die Hand küssen, konnte mit voller Angst des Herzens, mit Thränen und Schluchzen, sich in die Falten ihres Rocks schmiegen, wenn sie ihm nur eine böse Miene machte, da hingegen die allergrausamste Behandlung eines andern ihn nicht aus seiner gewöhnlichen kalten Miene heraus bringen konnte. Diese Anhänglichkeit vermehrte Hannchens Liebe, diese Liebe Ludwigs Anhänglichkeit, und schärfte zugleich in seiner Seele das Gefühl der Grausamkeit seiner Verwandten. Seine Gemüthsart wurde finster, verschlossen; seine Augen lagen unter den niedergezogenen Augenbraunen und unter der krausen Stirne. Nur wenn Hannchen ihn ansah, so faltete sich die Stirn aus einander; die Augenbraunen zogen sich in die Höhe; die Augen lachten, und wer ihn so sah, der sagte; „Ein hübscher Junge!“ Zu seinem Unglücke aber fand sich zu Hannchen ein Freyer. Hannchen heirathete. „Armer Junge!“ sagte sie mitleidig zu dem armen Ludwig, wie sie mit ihrem Manne abreisen sollte: „komm du einmahl zu mir, wenn dirs hier nicht gut geht!“ Sie gab ihm ein Papier, und in dem Papiere lagen zwey Speciesthaler. Ludwigen standen die Thränen in den

Augen, wie Hannchen in den Wagen stieg. Er ging in den Garten, und weinte sich aus, und betrachtete weinend und freudig seine zwey Thaler, nicht weil sie Geld, sondern weil sie ein Geschenk von Hannchen waren.

Hundert Mahl hatte Ludwig nach Hannchens Abreise wohl Anlaß, die Species Thaler zu verwechseln; einige Mahle war er auch sehr geneigt dazu: allein er konnte sich dennoch nicht überwinden, sich von Hannchens Geschenke zu trennen. — Sein Schicksal war grausam; Vorwürfe, üble Behandlung, Erniedrigungen aller Art, Mangel waren sein tägliches Loos. Nach einem Auftritte, wo Grausamkeit und die tiefste Niederträchtigkeit, mit der man ihn behandelte, ihn gegen sein hartes Loos fühlbarer als je machten, fielen ihm Hannchens Worte ein. Er hohlte seine beyden Thaler, steckte ein Paar Hemde ein, und wie er vor dem Thore war, und auf dem Wege nach der Stadt, wo Hannchen wohnte, war ihm so wohl, daß er laut aufschrie, wie ein Gefangener, der seinem Gefängnisse entflohen ist. Er ging rasch auf dem Wege vorwärts, und kam mit der tiefen Nacht in ein Dorf, ohne Stärke genug zu haben, die Stadt zu erreichen. Er kam in ein Wirthshaus an der Landstraße; Er trat furchtsam in die Gaststube, und war jetzt in einer größern Verlegenheit als je. Endlich fragte der Wirth, wer er wäre, wohin er wollte, und erfuhr denn, daß er großen Hunger

habe, und gern hier schlafen möchte; allein — er schien noch etwas auf dem Herzen zu haben. Er wollte wohl einen Speciesthaler hingeben, allein nur pfandweise. Er hoffte ihn in ein Paar Tagen wieder auszulösen. Ein Fremder, der in eben diesem Wirthshause war, erkundigte sich, warum er diesen Thaler so hoch hielte, und erfuhr von dem vierzenjährigen Knaben die kleine Begebenheit. Er sprach mit so viel Begeisterung von diesem Hannchen, die Thränen drangen bey ihrem Lobe so heiß aus seinen Augen, daß der Fremde versprach, für den Kleinen zu bezahlen, und der kleine aß und schlief auf die Rechnung des Fremden sehr gut. Am andern Morgen nahm denn der Fremde den Knaben zu sich in seinen Wagen, und mit in die Stadt, wohin er ebenfalls wollte, und setzte ihn vor Hannchens Hause ab. Der kleine Burchhard stürzte ins Haus, fragte mit klopfender Brust einen Ladendiener nach seiner Muhme, und hörte zu seinem großen Schrecken, daß sie mit ihrem Manne verreist sey. Seine Verlegenheit stieg mit jeder Minute; er sah sich auf dem Flure mit traurigen Blicken umher, und da man ihn nicht weiter um sein Begehren fragte, so verließ er endlich das Haus mit einer großen Ängstlichkeit. Er ging einige Straßen auf und nieder, um zu überlegen, was er anfangen sollte. Da ihm nichts einfiel, so stiegen Thränen in sein Auge, bis endlich die bekannte Stimme des Fremden, der ihn hieher

gebracht hatte, aus einem Fenster mit einem: „He da! Kleiner!" ihn aus seinem Schmerze weckte. Er schlug seine nassen Augen zu dem Fremden in die Höhe; „Ha! ha!" rief dieser: „es ist nichts mit der Muhme. Nun komm herauf!" Ludwig ging hinauf, stellte sich vor den Fremden hin, und fing nun an, auf's neue zu weinen, und von Zeit zu Zeit durch die Thränen den Fremden anzuschauen. „Sie ist nicht hier!" sagte er endlich mit einer sehr klagenden Stimme, und schüttelte dazu traurig mit dem Kopfe. „Und was willst du nun machen?" fragte der Fremde: „beym Weinen kommt nichts heraus. Das laß vorerst, und überlege mit mir." Ludwig trocknete sich die Augen, und sah den Fremden mit einem Blicke an, der deutlich sagte: „Ich sehe keinen Ausweg, und hoffe auf dich!" Der Fremde lächelte, und auf ein Mahl sagte er: „Höre, bleib bey mir!" Ludwig blickte ihn starr und freudig an. Der Fremde fing nun an, sich näher nach seinen Kenntnissen zu erkundigen, und es ging ihm, wie dem gutherzigen Yorick mit seinem Lafleur. Indeß Ludwig hatte schon von dem Zimmer einen Antheil in Besitz genommen, und einen Tisch und einen Stuhl mit ein Paar Hemden und seinem Hute belegt. Das Essen kam eben; der Fremde aß, und ließ sich von Ludwigen allerley kleine Handreichungen thun, und hieß ihn sodann auch essen. Nach Tische nahm er ihn mit in seinen Wagen; sie fuhren vor Hann-

chens Hause vorüber. Ludwig zeigte auf das Haus, und sagte betrübt: „Nun werde ich sie wohl meine Tage nicht wieder sehen!“ „Kann wohl seyn!“ antwortete der Fremde, und Ludwigs Thränen floßen.

Nach einigen Tagen kamen sie beyde in Hamburg an. Der Fremde war Factor in einer großen Handlung, und was noch mehr sagen will, ein sehr redlicher Mann, ein wenig Hypochondrist, also wenn er nicht auf Reisen war, viel auf seinem Zimmer. Er unterrichtete Ludwigen selbst im Buchhandel, und Ludwig arbeitete theils aus langer Weile, theils aus Gewohnheit zur Arbeit, sehr fleißig. Und da er den Factor überall auf seinen Reisen begleitete, und nun gleichsam sein Secretär war, so erhielt Ludwig bald sehr practische Kenntnisse im Buchhalten und im Handel. Ohne im Dienste eines Handlungshauses zu stehen, verstand er den Handel besser, als manche Buchhalter, die Jahre lang in einem Comtoire gesessen, und die Börse besucht hatten. — Wie Ludwig nun siebzehn Jahre alt war, so empfahl ihn der Factor seinem Herrn. Ludwig kam auf das Comtoir. „Sey ehrlich!“ sagte der Factor zu ihm, da er Abschied von ihm nahm, und Ludwig lächelte über die Besorgniß seines Freundes. Er kam in das Haus, saß Tage lang auf dem Comtoir, rechnete, trieb Wechsel ein, zahlte aus, und brachte die Abende bey seinem hypochondrischen Freunde zu, statt

daß seine Herren Collegen Parties de Plaisir machten. — Verschiedene Mahle hatte sich schon der Sohn im Hause an ihn gemacht, um von ihm kleine Summen zu erheben. Ludwig sagte: „Erlauben sie mir, erst meinen Principal zu fragen, unter welchem Titel ich die Summe zu Buche tragen soll.“ Er sah den Sohn und die Tochter des Hauses häufig im Comtoir mit einem andern Buchhalter kramen; er sah die schelen Blicke, die man ihm gab, und blieb ruhig. Er sah endlich, wie der Sohn, mit Hülfe der Diener, den Vater und die Handlung bestahl, und er ging zu seinem Principale, und sagte ihm trocken: „Ihr Herr Sohn, Herr Bornhelm, betrügt sie!“ Es kam zu Untersuchungen: ein Handlungsdiener wurde weggejagt, und gegen Ludwig entstand ein Ungewitter im Hause von Madam und Familie. Diener und Domestiken, dem er doch auf die Länge nicht widerstehen konnte. Er ging zum Principal. „Herr Bornhelm! man will mir nicht erlauben, daß ich ehrlich bin.“ „Wer?“ fragte der Kaufmann. „Madame und Ihre Kinder,“ antwortete Burchhard: „ich sehe wohl, mit Ihrer Familie müssen Sie leben, und ich muß das Opfer seyn. Geben sie mir meinen Abschied, und empfehlen Sie mich einem andern Hause.“ „Sogleich, lieber Burchhard!“ rief der Kaufmann eifrig, und schellte. „Ruft Madam, und meine Kinder!“ Man kam. „Höre, liebe Frau!“ fing der Alte scheltend an: „gib auf deine Kinder

ein Bißchen mehr Acht! Sie machen mir da dem Burchhard Verdruß; und hört das heute nicht auf, so schicke ich da den Pflastertreter nach Amsterdam zu dem Schwager, und Mamsel geht aufs Land zur Tante. Ihr kennt beyde, und mich dazu. Seht das als eine Wechselschuld an! Verfallt ihr, keine Frist! Gehen Sie hinunter, lieber Burchhard, in's Comtoir." — Das war ganz gut; allein diese Wechselschuld war bald verfallen. Man versuchte auf's neue, Burchharden zu verführen; dann neckte man ihn; dann verfolgte man ihn. Er klagte aufs neue, und beyde sollten nach Wechselrecht behandelt werden; allein Burchhard schlug sich in's Mittel. „Lieber Herr Bornhelm! lassen Sie mich gehen!" sagte er: die Stelle würde in Ihrem Hause unter mir brennen, wenn Sie meinetwegen nur den kleinsten Theil von der Liebe ihrer Kinder verlieren sollten." Er bestand hierauf so fest, daß ihm Bornhelm seinen Abschied geben mußte, und er verließ das Haus, und zog zu seinem alten Freunde, der ihn mit einem „Bravo!" empfing. — Die kleine Geschichte machte Aufsehen. Man sprach drey Tage hindurch von nichts, als von dem ehrlichen Burchhard, und ein alter Kaufmann nahm ihn auf sein Comtoir. Nach einigen Jahren war Burchhard des Alten Liebling, aber wiederum der gehaßteste und verfolgteste Feind der Übrigen im Hause. Die bittersten Kränkungen Aller verfolten ihn auch hier. Er versuchte durch Dienst-

leistungen diese Menschen zu gewinnen; vergebens! denn er konnte sich nie überwinden, seinen Herrn betrügen zu helfen.

„Ihnen ist hier nicht wohl, Burchhard!" sagte der alte Redliche eines Tages zu ihm: „ich habe Ihre Geduld bewundert, und noch mehr Ihre ausdauernde Redlichkeit! Jetzt will ich Sie den Verfolgungen entziehen." Er machte ihn zu seinem reisenden Factor. Burchhard machte jetzt Reisen nach Holland, England, Frankreich und Spanien. Seine Thätigkeit, seine grenzenlose Redlichkeit gab der Handlung seines Herrn einen solchen Schwung, daß ihm sein Herr den Beynahmen: „Mein Peru!" gab, aber ihn auch nach Würden belohnte. Herr Burchhard fing an, ein reicher Mann zu werden. Ihm geschahen von vielen Handlungshäusern sehr beträchtliche Vorschläge, und er blieb seinem Herrn getreu. So flog Burchhard beständig von Süden nach Westen, von Norden nach Süden, sprach alle europäischen Sprachen, kannte alle Handelsverbindungen, und fand, daß der Mensch überall Mensch ist. Tausende hatte er sich verbindlich gemacht; manchen Unglücklichen gerettet, manchem Sinkenden wieder empor geholfen, und sein Schicksal war es überall, Undankbaren geholfen zu haben.

Er verachtete die Menschen, ohne hart gegen sie zu seyn. „Man muß Gutes thun," sagte er lächelnd zu seinem Herrn, „um glücklich zu

seyn. Die Menschen verdienen es nicht, daß man um ihrentwillen nur einen Finger hebt." Sein Herr nickte mit dem Kopfe: er hatte ähnliche Erfahrungen gemacht.

Burchhards Vermögen war jetzt so groß, daß er eine eigne Handlung etabliren konnte; allein er wollte sich nicht von seinem Herrn trennen, und beyde associrten sich. Nun durchflog Burchhard die Welt, theils seiner Geschäfte wegen, theils aus Gewohnheit zu reisen. Er war in Batavia zu Hause, wie in Veracrux, und da wie in Cairo. Die wenigen Vorurtheile, die er aus seiner Vaterstadt mitgebracht hatte, waren schon in den ersten Jahren seines Aufenthalts in Hamburg verschwunden, weil er sie nicht nähren konnte. Nun hatte er bald unter diesem Volke, bald unter jenem gelebt; er hatte die tausend Gewohnheiten und Sitten der Völker gesehen, ohne je Zeit zu haben, sich an eine zu gewöhnen: ein Vorurtheil würde von einem andern ausgetrieben; ein Irrthum machte den andern lächerlich: so wurde er unter den tausend Völkern, die er kennen lernte, Mensch, weil er nicht lange genug in einem Lande blieb, um Europäer, Asiat oder Amerikaner zu werden. Er hatte unter Heiden und Christen gelebt, überall viel Schurken, und wenig ehrliche Leute gefunden: das hatte ihn im Allgemeinen sehr tolerant gemacht. Sein Charakter war fest und eisern geworden, ohne eigensinnig zu seyn. Ein wenig

rauh war er: man schob es auf seine Seereisen; er selbst nannte das, Ehrlichkeit. Tausend Eigenheiten hatte er an sich; allein seine Eigenheiten waren so vernünftig, daß er die, welche ihn genau kannten, davon bald überzeugte; und die, welche er nicht überzeugen konnte, waren ihm höchst gleichgültig. „Die Vernunft," sagte er, „ist auf der ganzen Erde zu Hause: jedes Volk hat seinen Antheil daran; die Kunst besteht nur darin, die Theilchen Vernunft bey jeder Nation aufzufinden, und sie sich zusammen zu setzen."

So war Herr Burchhard vierzig Jahre alt geworden: sein Handlungscompagnon starb jetzt, und Burchhard hatte nach der Theilung ein ungeheures Vermögen. Seine Reisen mußten nun natürlich aufhören: diesen interessanten Theil seiner Handlung einem Andern anzuvertrauen, konnte ihm nicht beyfallen, und allein in Hamburg zu handeln, war ihm lästig. Er gab die Handlung auf, und beschloß, ruhig in Hamburg zu leben.

Von ungefähr fielen ihm ein Mahl, da er seinen Geldbeutel ausschüttete, Hannchens zwey Speciesthaler in die Augen. Er hatte sie vielleicht tausend Mahl gesehen, und nicht an Hannchen gedacht. Jetzt dachte er bey den Thalern an Hannchen: er schlug die Arme über einander, saß so eine halbe Stunde, schellte, ließ seinen Reisewagen anspannen, packte eine große Summe Geld und ein Taschenbuch voll Banknoten ein,

und fuhr nun gerades Weges die Straße nach der Stadt, wo Hannchen wohnte. Er kam nach einigen Tagen an, hielt vor Hannchens Hause, stieg aus, fragte nach ihr, und hörte, daß ihr Mann fallirt habe, gestorben sey, und daß Hannchen jetzt wieder in ihrer Vaterstadt in ärmlichen Umständen lebe. „So?“ sagte er: „das ist mir lieb!“ runzelte die Stirne, nahm frische Pferde, und kam gegen Abend vor seine Vaterstadt an.

Bey dem ersten Erkennen der Gegend stieg er aus, und ließ seinen Wagen voraus in ein bestimmtes Wirthshaus fahren, und er ging langsam den Weg nach der Stadt. Immer freundlicher und heller wurde es in Burchhards Seele, wie er die tausend Gegenstände aus seiner Jugend wieder erkannte. Endlich trat er in das Thor. Eine Ängstlichkeit ergriff ihn, als ob er in eins von seinen sieben Tischhäusern zurückkehren sollte. Er zog den runden Hut in die Augen, und ging schnell in tiefen Gedanken vorwärts. Auf ein Mahl befand er sich auf den Stufen vor dem Häuschen, wo seine Mutter gewohnt hatte. Mechanisch hatten ihn seine Füße hieher gebracht. Er betrachtete die Thüre; er öffnete sie lächelnd; der Klang der Thürglocke erfüllte ihn mit einer reinen Freude: es war wie die vertraute bekannte Stimme eines alten Freundes. Er bewegte die Glocke noch ein Mahl mit seinem Rohre. Die Stubenthüre öffnete sich, und ein

jun-

junges schönes Mädchen sah heraus, und fragte: „Wer ist da?"

„Ich!" antwortete Burchhard, als ob man ihn schon kennen müßte: und er trat in das Zimmer, und sah eine runde, für ihr Alter noch ganz hübsche Frau, wahrscheinlich die Mutter des Mädchens, am Tische sitzen, und einen Eyerkuchen verzehren. Die Frau kam ihm entgegen, und Burchhard lächelte. „Verzeihen sie, Madam," sagte er, „daß ich so geradezu geh. Dieses Haus, dieses Zimmer ist mir so theuer." Er sah mit schelen Blicken umher, erkannte die wachstuchene Tapete und den großen Ofen noch. Er lächelte sehr freundlich. „Das war mein Sitz immer!" sagte er jetzt, und setzte sich in die Ecke eines Fensters. Die beyden Frauenzimmer standen mit ängstlichen Erstaunen noch immer da, wo sie bey seinem Empfange standen, und sahen sich einander an.

„Sie erstaunen, liebes Mütterchen," fing Burchhard an, „über mein Betragen; allein ich habe noch eine Bitte, über die Sie noch mehr erstaunen werden; lassen Sie mich heute Abend hier essen; allein dieß ist mein Sitz!" Er schob sich einen Stuhl zwischen Mutter und Tochter. Mutter und Tochter wurden ängstlicher, und die Tochter retirirte sich bald hinter die Mutter. „Aber wer sind Sie?" fragte die Mutter ein wenig verdrießlich.

„In diesem Hause bin ich geboren. Vielleicht kennen Sie meinen Nahmen, Burchhard.“

„Doch nicht Ludchen?“ hob die Mutter mit einer dringenden Freude an.

„Ja, bey Gott! Ludchen! ja, so heiße ich! Wie kennen Sie mich?“ sagte Burchhard eben so dringend.

„Mein Gott! Sie kennen mich nicht, Herr Vetter? ich bin Hannchen Baumbachs.“

„Hannchen?“ rief Burchhard mit funkelnden Augen, aus denen das Entzücken und die Liebe hervorströmten; „Hannchen? Sie? Sie? um Gotteswillen! die Hannchen, die mir“ — er zog seine Börse hervor, und hielt sie in der zitternden Hand — „die beyden Thaler gab? Ich habe sie noch, die beyden Thaler! und das sind Sie? Nun Gottlob! und das da ist ihre Tochter? nun Gottlob!“ Und nun schloß er das Weib in die Arme, und küßte mit Innigkeit ihre Lippen, und rief, mit einem Strome von Gutherzigkeit in seinen Blicken, dazwischen: „Ich weiß, Sie sind arm; aber von jetzt an sind Sie reich, so reich Sie wollen.“ Die Mutter wickelte sich endlich aus seinen Armen; und nun kam es denn zu Erörterungen über beyder Schicksal.

„Hören Sie,“ sagte Burchhard nach einem Schweigen von ein Paar Minuten: „hören Sie, Muhme Hannchen! man trifft so selten Menschen, die man liebt, und Sie lieb' ich so

von Herzen; hören Sie, werden Sie meine Frau!" Die Muhme lachte, und meinte, daß der Herr Vetter nicht gescheid sey. „Was? nicht gescheid?" sagte Burchhard: „ich bin ein Vierziger: Sie sind nahe an funfzig; in den Jahren, Muhme, kann die Dankbarkeit wohl eine Heirath schließen." — „Nein, Herr Vetter! ich habe meinem seligen Manne eine ewige Witwenschaft gelobt." — „Possen, Muhme! was geht eine Hand voll Erde Ihr Heirathen an?"

„Nein, Herr Vetter! daraus wird nichts! Sehen Sie, wie meine Tochter schon lacht. Ich bin eine alte Frau!" Die Tochter lachte wirklich ein wenig.

„Also es wird nichts daraus; Ernst, Frau Muhme?" Sie gab ihm die Hand. Burchhard fuhr fort: „Nun so hören Sie, so geben Sie mir da Ihre Tochter, wenn die Kleine mich will." Die Tochter erröthete über und über; die Mutter lächelte: „Aber Herr Vetter, Sie kennen ja mein Hannchen nicht?"

„Will sie schon kennen lernen, wenn sie meine Frau ist; und die Tochter einer guten Mutter kann nicht böse seyn. Nun?"

„Ich hätte nichts dagegen, lieber Vetter! aber" —

„Da ist was zu abern! Hören Sie, Hannchen! Ich bin ein sehr ehrlicher, redlicher Mann, der seinem Feinde nichts Leides thun kann; ich glaube auch, daß ich meinen Kopf auf der rech-

ten Stelle habe; ich bin gesund, wie ein Fisch; mein Gesicht kennen Sie, und dieß ist meine Gestalt!" Er drehete sich langsam vor Hannchen herum. Hannchen sah ihn verstohlen an. „Ich habe Vermögen, um Sie reichlich zu ernähren. Nun kennen Sie mich: das übrige sind Possen. Wollen Sie meine Frau werden?"

Hannchen antwortete kein Sterbenswort. „Nun, zum Henker! ja oder nein! oder soll ich noch warten? Na? wie?"

„Noch warten!" stammelte das arme Mädchen.

„Noch warten also?" sagte Burchhard, und setzte sich zu ihr auf einen Stuhl. „Höre, liebes Kind! worauf warten? klüger werde ich in vier Wochen nicht, besser auch nicht, gesunder auch nicht, jünger und hübscher gar nicht! worauf also warten? Kind! hast du vielleicht einen Liebhaber, so sprich! so geb' ich dir eine Aussteuer, zehn tausend Thaler, oder zwanzig, und dann muß mich deine Mutter heirathen; denn eine von euch beyden soll! Hast du einen Liebhaber?"

„Nein, wahrhaftig nicht!"

„Nun, sprich doch endlich ja!"

„Aber Herr Vetter! man muß doch einige Tage Zeit haben. Wie sieht denn das aus? Alle Menschen, Herr Vetter, überlegen doch das ein vierzehn Tage."

„Ho, ho! liebe Muhme! das ist nicht wahr! Zum Exempel, die Irokesen, die Paragays, die

Brasilianer, die Beduinen und hundert andere Völker, die würden in dieser Zeit schon Verlobung, Hochzeit und den ganzen Plunder gefeyert haben, und ich bin noch nicht am Jawort. Willst du mich? ja! die Fackel ausgelöscht, und sie sind Frau und Mann. So gehts da, und so ists recht! das Übrige sind Possen. Nun, Hannchen, willst du mich?"

Nach einigem Zögern, Weigern und Abern kam denn endlich Ja aus Hannchens Lippen hervor. Burchhard zog seine Börse, suchte; Mutter und Tochter sahen einem reichen Ringe entgegen, und Hannchen erhielt einen Speciesthaler mit den Worten von Burchhard: „Was mir das Schätzbarste auf Erden ist, theile ich mit dir, Hannchen, so wie ich künftig alles mit dir theilen werde." Er schloß die Mutter in die Arme, dann die Braut. „Morgen mehr!" rief er: „Gute Nacht!" Er ging, und ließ Mutter und Tochter mit offnem Munde da sitzen, als ob ein Gespenst bey ihnen erschienen und verschwunden wäre.

Burchhard ging in das Wirthshaus, und erkundigte sich bey dem Wirthe, ob nicht in der Stadt ein großes und bequemes Haus zum Verkaufe sey, und hörte nein! aber wohl, daß ganz nahe an der Vorstadt ein beträchtliches Landgut mit einem schönen Wohnhause feil sey. Burchhard kannte es. Am frühen Morgen ging er, besah das Gut, kaufte und bezahlte es, und war mit diesem Geschäfte, weil er einige hundert Tha-

ler nicht achtete, Nachmittags fertig. Die Meubles für einige Zimmer kaufte er zugleich mit, und um sechs Uhr Abends hatte er von dem Gute schon Posseß genommen, und ließ schon die Meubles durch seine Domestiken in einigen Zimmern ordnen, während man aus andern Zimmern noch immer ausräumte.

Burchhard ging zum Prediger. „Ganz kurz, Herr Pfarrer! ich bin Herr des Gutes, folglich Patron der Pfarre. Ich möchte heute noch getraut werden. Geht das? Geld dabey achten Sie nicht.“

Der Prediger entschloß sich, nach einigen Weigerungen, die Burchhard durch wichtige Gründe hob. Burchhard ging in die Stadt nach Baumbachs. Sein Wagen folgte ihm auf dem Fuße nach. Er faßte Mutter und Tochter unter den Arm, zog sie mit den Worten: „Kommt doch einmahl, Kinderchen, zum Hause hinaus!“ schob sie mit Hülfe seines Domestiken in den Wagen, und sprang selbst hinein. Der Wagen rollte fort, hielt, Burchhard sagte: „Nun kommt, Kinderchen! wir sind da!“ Er half Mutter und Tochter aus dem Wagen, die vor Erstaunen noch nichts als Ausrufungen gesagt hatten. Die Mutter zupfte hundert Mahl im Wagen an ihrer Hauskleidung, und eben so oft sagte sie: „Herr Gott, Herr Vetter!“ Hannchen, die sich denn doch auf die Ankunft des Herrn Bräutigams ein wenig geputzt hatte, sah ihre Mutter an, dann

Herrn Burchhard, und fragte: „Wo fahren wir denn hin?“ und Burchhard saß ruhig da und antwortete. „Seyd ruhig, Kinderchen!“

Er führte sie eine hohe Treppe vor einem schönen Hause hinauf; ein Domestik öffnete die Thür; Burchhard ging durch einen Saal; die Mutter sagte: „Wenn ich nur eine Saloppe hätte!“ Eine neue Thür öffnete sich; da stand ein Prediger im Ornate, ein Buch in der Hand; Burchhard ergriff Hannchens Hand, führte sie vor den Prediger. Der Prediger las; Burchhard sagte deutlich: „Ja!“ Hannchen vor lauter Angst ebenfalls. Sie waren getraut. Der Prediger machte einen tiefen Bückling, Burchhard küßte Hannchen, und sagte der Mutter: „Nun, Mütterchen; besinnen Sie sich einmahl, wie man das alles hätte anders machen können!“

„Ja, du mein Gott, Herr Vetter! was aber die Leute sagen werden!“

„Das haben wir nun Zeit zu überlegen; wenigstens wollen wir hier nicht viel davon hören.“ Man aß; man trank; die Mutter dachte immer daran, daß Hannchen keinen Kranz aufgehabt hatte, und Hannchen wußte selbst nicht, wie ihr geschehen war. Burchhard erzählte dem Prediger, der von der Ängstlichkeit der Mutter doch ein wenig angesteckt war, die Hochzeitsgebräuche der verschiedenen Völker auf der Erdkugel. Es schlug zehn. Der Prediger ging. Burchhard führte Mutter und Tochter auf ein anderes

Zimmer, hier fand die Mutter ihr Nachtzeug. Er sagte trocken: „Gute Nacht, Mutter!" nahm Hannchen untern Arm, verschwand, und am andern Morgen; da die Mutter ihre nächtlichen Besorgnisse über die Reden der Leute sehr ängstlich wiederhohlte, meinte Hannchen doch einmahl, man müßte sich an die Menschen nicht kehren, und Burchhard schloß sie dafür in die Arme. „Recht, Hannchen! recht! an die Reden der Leute nicht; aber hier" — er zeigte auf seine Brust — „die hier wohnt, Hannchen, die höre! oder frag dich bey jeder Handlung: was wird die Stimme sagen? —"

Mutter und Tochter wußte noch nicht eigentlich, wo sie waren; aber wie groß war ihre Freude, wie sehr übertroffen der Mutter weiteste Hoffnung, da sie hörte, daß sie auf dem Gute ihrer Tochter, daß ihre Tochter Frau von ein Paar Dörfern, und ihr Schwiegersohn Herr von ein Paar hundert Bauern war, und wie sehr bedauerte sie es jetzt, ob sie gleich nichts mehr davon verlautbarte, daß ihr die Gelegenheit der Hochzeit so ganz entgangen war, den Reichthum ihres Schwiegersohns in einer ungeheuren Hochzeitsgasterey zu zeigen; und was noch schlimmer war, so sah sie nach einigen Wochen wohl ein, daß hier nichts mehr nachzuhohlen sey; denn so oft sie auch ihren Sohn ermahnte, doch ihrer Familie eine Fête zu geben, und sich auf die ganze Welt berief, die es so machte, und auch Burchhard dieses

Mahl zugestand, daß es die ganze Welt so machte; so war er doch auf keine Weise dahin zu bringen, nur einen Menschen einzuladen: „denn,“ sagte er, „in diesem Puncte ist die ganze Welt unvernünftig.“

So oft ein Wagen aus Hamburg mit allem, was zur Pracht und Bequemlichkeit dient, ankam; so oft ein neues Zimmer wieder ausmöblirt war — und Burchhard liebte die Pracht und besonders die Bequemlichkeit — so that Mütterchen die Frage: „Aber, Herr Sohn, wozu soll das? wir haben ja doch keine Fremden!“ und Burchhard antwortete alle Mahl richtig: „das soll für mich, für Hannchen, für Sie, und für jeden, der zu mir kommt!“ Und wer zu ihm kam, das war leider nur der Prediger des Orts und der Schulze aus dem Dorfe.

Herr Burchhard hatte zwar einen Theil seiner Verwandten besucht; allein theils hatte man es übel genommen, daß sie von Hannchens Hochzeit nichts erfahren hatten; theils wußten sie nicht was sie aus dem Manne machen sollten, der in einem leinenen Kleide, mit einem runden Hute, und halben Matrosenstiefeln zu ihnen kam, sich setzte, ohne genöthig zu seyn, und wegging, ohne zu bitten ihn zu besuchen. „Das ist ein Flegel, der Burchhard:“ rief gewiß jedes Mahl eine Stimme von der Familie, wenn Burchhard das Zimmer verlassen hatte. Indeß war man doch zu neugierig geworden, seine Wirthschaft näher kennen

zu lernen, und der vornehmste aus der Familie, der Stadtbürgermeister konnte den Bitten seiner neugierigen Frau und Tochter nicht länger widerstehen, und mußte schlechterdings mit ihnen an einem schönen Morgen hinaus fahren. Mutter und Tochter hatten sich wie Bräute geschmückt, um auf allen Fall dem reichen Burchhard die Wage zu halten; der Herr Bürgermeister hatte seinen Rock mit goldenen Balletten anziehen müssen, und so kamen sie vor Ellbergen an. Sie fanden Burchharden unten vor dem Hause bey einem Haufen Arbeiter, die nach seiner Angabe ein Bowling green verfertigten.

„Willkommen! willkommen!" sagte Burchhard, und hob die geputzte Familie aus dem Wagen: „meine Frau ist im Garten; wollen wir dahin gehen?" Burchhard ging neben der Frau Bürgermeisterinn her, und redete von den heitern Tagen des Frühlings, und nicht ein Wort von dem Vergnügen, sie zu sehen. Hannchen saß in einer Laube, und nähete. Ein heitres Lächeln stieg in der fremden Damen Gesicht, da Hannchen, simpel gekleidet, ihnen entgegen kam. Der Stoff von Mutter und Tochter rauschte noch ein Mahl so stark bey dem Musselinkleide Hannchens.

Aber wie sank dieser Triumph, da auf ein Mahl zwey Domestiken auf grossen silbernen Platten Chocolade in silbernen Kannen, Thee in dem allerfeinsten Porzellan, und Limonade in Krystall auftrugen!

Madame Baumbach, Burchhards Schwie-

germutter, war eine brave, sehr brave Frau, einige kleine kleinstädtische Fehler abgerechnet. Sie war von ihren Verwandten nach ihres Mannes Tode zurück gesetzt; was war natürlicher, als daß sie den brennenden Wunsch hägte, sich nicht durch Verachtung zu rächen: dazu war sie zu gut; sondern ihren jetzigen glänzenden Zustand ihren Verwandten recht sichtlich zu machen. Sie sah die stolze Familie aussteigen, und in den Garten gehen. Ohne sich Zeit zu lassen, sich anzuziehen, flog sie in die Küche, befahl Chocolade, Thee und Limonade, und bestellte eine grosse Menge Schüsseln auf allen Fall für den Mittag. Sonst trug man das Frühstück auf einer großen Kupferplatte auf. Heute nahm sie zwey grosse silberne Präsentirteller, und die grossen silbernen Kannen, und sandte sie in den Garten. Sie hatte sehr richtig aus den prächtigen Kleidern ihrer Verwandten auf ihre Absicht geschlossen, und wollte den Sieg gewinnen. Das gelang.

Zwar hob die Frau Bürgermeisterinn an, von den stoffenen Kleidern zu reden. Hannchen fand sie sehr schön, und ein triumphirendes Lächeln hob sich wieder in dem Gesichte der Damen.

„Ja, er ist sehr theuer!“ sagte die Dame, und befühlte ihn.

„Dagegen hab ich nichts,“ sagte Burchhard: „aber wie man in Sommer, und bey einer Fahrt aufs Land so ein schweres Zeug tragen kann, das begreif ich nicht, und wenn ich auch alle mein

Sinne zusammen nehme.“ — „Ey, nun ja für manche Leute; aber unsereins muß sich doch standesmäßig kleiden!“ „Und standesmäßig schwitzen!“ sagte Burchhard, und sah den Herrn Bürgermeister an, der unter der Last seines Kleides beynahe erlag, und sich mit einem buntseidenen Tuche die Schweißperlen abwischte. Es wurde den Damen zu warm im Garten, und man ging in das Haus. Immer gelber wurde die Farbe der gelben Frau Bürgermeisterinn bey jedem Zimmer, das sie sah. Man führte sie auf den Sommersaal, der nach indischem Geschmacke möblirt war, und durch Zugluft, die ganz unmerklich in einem obern Zimmer spielte, kühl erhalten wurde.

Man besah das ganze Haus, und der Muth der Frau Bürgermeisterinn, den ihr stoffenes Kleid hervor gebracht hatte, sank ganz und gar, da Hannchens Mutter eine Thür mit den Worten öffnete: „Das sind die Winterzimmer! und die Frau Bürgermeisterinn auf ein Mahl ein Zimmer vor sich sah, dessen Tapeten, Stuhlbeschlag und Garnirung Atlaß und Stoff war, der den ihrigen an Kostbarkeit weit übertraf. „Den Stoff hat mein Sohn aus — ich weiß nicht — glaube ich — aus Indien, ja aus Lyon mitgebracht.“

„So?“ antwortete die Dame, und fand, daß es Zeit sey, nach Hause zu fahren.

Während Madam Baumbach durch den Stoff die Frau Bürgermeisterinn in dem Winterzimmer zu ihrer unversöhnlichen Feindinn mach=

te, so machte Burchhard den Herrn Bürgermeister mit einer Flasche Wein auf dem Sommersaale zu seinem innigsten Freunde. Der Bürgermeister war eine gute Art Mann, der, wenns Mutter und Tochter nicht thaten, aus nichts Arges machte. Er schwatzte mit Burchharden, und fand am Ende, daß der Mann nicht so übel war, und er gestand sich sogar, daß diese Zwanglosigkeit in seinem Hause gar nicht unbequem sey. Burghard trank eine Flasche Wein mit dem dicken Herrn, und that ihm den Vorschlag, seinen schweren Rock, nebst Perücke, abzulegen, einen leichten Schlafrock von ihm anzuziehen, eine Schlafmütze aufzusetzen, und so seinen Garten mit ihm zu besehen. Das geschah nach einigen Weigerungen: beyde Herren verschwanden im Garten, und der Bürgermeister schüttelte ganz vertraulich Herrn Burchhards Hand, nannte ihn ein Mahl übers andere mon ami, und rauchte eine Pfeife Knaster nach der andern. Die Damen kamen in den Saal zurück, fanden statt des Herrn Bürgermeisters nur seinen Rock und Perücke, und riethen nach der Ursache davon umher, die denn Hannchen zum großen Verdruße der Dame angab, weil sie aus dem Fenster den Herrn im Schlafrocke erblickte. Man sandte einen Bedienten ab, die beyden Herren herauf zu schaffen, und ein wüthender Blick empfing den Herrn im Schlafrocke. Die Dame war so ungeschliffen, des Herrn Gemahls Ungeschliffenheit

zu entschuldigen, und Herr Burchhard, der das nicht recht gehört hatte, both ihr auf ein Mahl statt ihres Stoffkleides ein leinenes Kleid von Hannchen an: „denn,“ setzte er hinzu, „wir gehen nach Tisch noch ein wenig.“

Die Dame verbath das Hierbleiben; allein Herr Burchhard berief sich auf die Lust des Bürgermeisters, bey ihm zu bleiben: der Wagen war schon weggesandt, und so — sie mußten sich ergeben.

So wie Madam Baumbach das hörte, so funkelten ihre Augen vor Freude: es war nun das erstemahl, daß sie tractiren konnte. Sie lief sogleich in die Küche, und bestellte noch ein Mahl fünf Schlüsseln zu den dreyen, die Burchhard beständig aß, schloß die Silberschränke auf, besorgte den Tisch, und belud ihn mit allem dem Silber, das nur schicklich aufgesetzt werden konnte. Von ungefähr trat Burchhard in das Eßzimmer; er übersah mit einem Blick den Tisch, und fragte: „Wilhelm! bist du ein Narr? Was sollen die Leuchter bey hellem lichtem Tage auf dem Tische?“ — Beschämt griff Madam Baumbach nach den großen silbernen Leuchtern: sie hatte sie im Taumel der Freude mit aufgesetzt. Wilhelm lachte: Burchhard trat näher zum Tische, und sagte trocken: „Wollen Sie mir wohl einmahl sagen, Mama, wohin Sie die Suppenschale setzen wollen?“ — Hier, Herr Sohn“ sagte Mama freundlich. „Und wahrscheinlich soll ich über dem

Tische in Seilen schweben, um vorlegen zu können? Man kann sich ja vor Silber nicht rühren! Wollen Sie nicht alle alten Schuhschnallen und ein Paar silberne Degen und Bussoln mit aufsetzen? Ich bin ja kein Goldschmid, um aus meinem Tische eine Silberbude zu machen!" Bey den Worten reichte er Wilhelm den größten Theil des Silberzeugs zum Wegtragen hin; und Madam sah mit traurigen Blicken ihrem Schatze nach.

„Der Schulze, Herr Sohn, wird doch heute hier nicht essen?" Burchhard sah sie groß an. „Warum nicht?" „Sie wissen ja, daß heute Gerichtstag ist." — „Ich dächte, da der Bürgermeister — Aha! sie sind beyde Bürgermeister. Hören Sie, Mama! ich bin der Fürst in meinem Hause, und der — Schulze ißt mit." — „Ja aber doch die ganze Welt" — „Potz tausend, die Welt, von der Sie nicht mehr gesehen haben, als ein Stück, wie ein holländischer Käse groß. Wie groß ist denn die Welt, Mama? Lassen Sie, lassen Sie das!"

Mama lief in die Küche, und brummte: „Meinetwegen mag er von irdenem Zeug essen" „Soll geschehen!" rief Herr Burchhard. Er ließ das Porzellan abnehmen, und Fayenze aufsetzen, zog den Schlüssel zum Porzellanschranke ab, und ging zur Gesellschaft.

Er fand den Bürgermeister im Saale allein und Hannchen besah mit ihren Gästen noch ei-

nige indische Zeuge in dem Nebenzimmer. Burchhard trat hinein. „Das ist ein köstliches Muster!“ sagte eben die Tochter mit einer habsüchtigen Miene von einem Stück Kattun. „Das ist mir lieb, Mühmchen,“ sagte Burchhard: „denn eben dieses Stück hab ich für sie aus Indien mitgebracht.“ Auf ein Mahl glätteten sich alle krausen Falten auf den Gesichtern von Mutter und Tochter. Ein langer complimentenreicher Dank hob an, und Burchhard war wieder im Saale bey dem Bürgermeister. Man läutete; Burchhard öffnete die Thür, und sagte: „Die Suppe ist da, wenn Sie mir folgen wollen!“

Man kam im Eßzimmer an: die Frau Bürgermeisterinn warf einen Blick auf den Schulzen, der im Eßzimmer stand, zählte dann die Couverts, fand sieben Couverts und sieben Personen, und wurde blaß und roth. Madam Baumbach sah ebenfalls auf den Tisch, sah das Porzellan verschwunden, und statt deß Fayence, und wurde blaß und roth. Burchhard setzte sich; man setzte sich, der Schulze an Burchhards Seite. Eine große porzellanene Terrine zwischen der Fayence. Die fremde Dame betrachtete die Terrine, dann die Teller, und lächelte, und trieb mit ihren Lächeln den Angstschweiß von Madam Baumbachs Stirn. Doch fand diese Gelegenheit, die Geschichte von dem abgenommenen Porzellan etwas verschönert zu erzählen. Die Suppe war gegessen, und ein Stück Rindfleisch ersetzte ihre Stelle.

le. „Delicat!“ rief der Bürgermeister, und Madam Baumbach vergaß ihr Unglück. Eine Schüssel Karpfen nahm nun die Stelle des Rindfleisches ein. „Delicat!“ rief der Bürgermeister wieder, und Madam Baumbach kützelte sich schon mit der Pastete, und mit noch vier andern Schüsseln, die noch folgen sollten. Wie der Domestik die ersten Teller wechselte, stand Madam Baumbach auf, um hinab zu gehen, und beym Auflegen der Pastete selbst gegenwärtig zu seyn. „Das Dessert!“ rief Herr Burchhard, der nach diesen drey Schüsseln nichts mehr vermuthete, dem Bedienten zu. Der Bediente hustete. „Das Dessert!“ rief Herr Burchhard noch ein Mahl, und runzelte die Stirn. Da standen zwey Torten, Obst, Butter und Käse, Rosinen und Mandeln auf dem Tische. Die Torten waren trenschirt, herum gegeben; man aß; die Thür öffnete sich; Madam Baumbach trat eben mit einem lächelnden Gesicht herein. Todtenbleich wurde ihr Gesicht, wie sie einen Blick auf den Tisch warf. „Um Gottes willen, Herr Sohn! essen Sie die Torte nicht! rief sie mit einer unendlich ängstlichen Stimme. Burchhard legte den Bissen, den er eben in dem Mund bringen wollte, wieder nieder, und fragte: „Ist die Torte vergiftet?“ — Der Bürgermeister wurde blaß; seine Frau sprang auf. „Herr Jesus!“ rief die Tochter und Hannchen. „Was ist denn mit der verdammten Torte, Mama?“ fragte

Burchhard. „Wir sind ja noch nicht so weit!“ sagte Mama in einem beißenden Tone. „Noch nicht? sehen sie sich doch umher! die Torten sind ja schon halb verzehrt!“ „Meinetwegen!“ rief sie in vollem Grimme: „so mögen die Leute die andern Gerichte essen!“ — „Sind denn noch welche da?“ fragte Burchhard lächelnd. „Nun, Wilhelm, hast du's gehört? Mama will, ihr sollt das essen, was noch da ist.“

Der Bürgermeister vergaß den Verlust der übrigen Schüsseln bey einer Flasche Ungar. Frau und Tochter hatten eine Freude an diesem Versehen; denn sie hatten zu erzählen, und so ging der Mittag dahin. Nach Tisch war denn kein Haltens mehr. Sie fuhren ab, und seit dieser Zeit hieß Burchhard in der Stadt ein Narr, ein schlechter Kerl, ohne alle Lebensart, der mit den Bauern in der Schenke tränke, und vor Geiz immer die Hälfte des Essens vom Tisch zurück tragen ließe, und was die Verläumdung noch alles aus dieser kleinen Begebenheit machen konnte.

Indeß Trotz dem Gerede würde er dennoch von seiner Familie andere Besuche erhalten haben; denn man munkelte auch von indischen Zeugen, die Burchhard verschenkte, wenn nicht noch eine kleine Begebenheit vorgefallen wäre, die Burchharden und seine Familie völlig aus dem vornehmen Zirkel ausschloß.

Am Ende der Vorstadt, dicht an seinem

Gute, so daß die Gärten zusammen stießen, lebte eine reiche Witwe, Madam Seeburg, die eine weitläuftige Verwandte, ein sehr hübsches Mädchen, zu ihrer Gesellschaft bey sich hatte. Dieses Mädchen verschwand auf ein Mahl, und der Verdacht der Entführung oder Verführung fiel auf einen jungen windigen Kerl, der sich in dieses Haus und in das Herz des Mädchens eingenistelt hatte. Madam Seeburg kam selbst zu Burchhards, und bath um einen Reitknecht, die Unglückliche zu verfolgen, und erhielt nicht allein den, sondern auch das Interesse Burchhards für das Mädchen. Der Reitknecht brachte auch die Nachricht, daß die Entflohenen den Weg nach Hamburg mit der Post genommen hätten. Burchhard wollte ohnehin selbst nun bald nach Hamburg: er nahm Extra, fuhr Tag und Nacht, kam in Hamburg an, und erfuhr durch seine vielen Bekannten sehr bald das Schicksal des armen Mädchens. Sie war mit ihrem Verführer ohne ihr Wissen in einem liederlichen Hause. Burchhard ging in das Haus, durchsuchte mit Hülfe einiger Gerechtigkeitstrabanten das Haus, fand Mamsell in einem Kleiderschrank und nahm sie mit in seine Wohnung.

Das arme Mädchen zerfloß in Thränen; sie glaubte noch immer, daß man sie nur aus den Armen ihres Geliebten reißen wollte; sie kannte das Haus nicht, wohin sie verkauft war. Burchhard stand vor ihr. „Nun, Mamsell!

sind Sie fertig mit Weinen? ich habe Ihnen etwas zu sagen.“ Das Mädchen fing noch heftiger an zu schluchzen. „Hören Sie, Kleine! Sie sollen Ihren Willen haben. Nur, sehen Sie, das Bordell, woraus ich Sie geholt habe, gehört zu den allergemeinsten, und Sie sind hübsch genug, in einem vornehmern Bordell Hure zu werden.“ Die Thränen des Mädchens standen, eine hohe Röthe goß sich auf ihre Wangen. „Um Gottes willen! wie? Bordell?“ Herr Burchhard bewies es aus dem Verhaftsbefehle, und dem Mädchen selbst fielen jetzt Umstände auf, die es ihr gewiß machten, sie sey in einem solchen Hause gewesen.

Jetzt kostete es Burchharden nicht viel Mühe, das arme Mädchen zu einer Rückreise mit ihm zu bereden. Er versprach das allerheiligste Stillschweigen, und das Mädchen umarmte seine Knie. Sie kamen wieder zu Hause an; allein mit ihnen auch das Gerücht ihrer Begebenheit. Burchhard erfuhr es, doch nur das, was das Mädchen betraf; er wollte das Gerücht niederdrücken, und er fuhr mit seiner Frau und dem Mädchen öffentlich und langsam durch die Stadt, und das Gericht hob sich noch höher empor, Burchhard hätte das Mädchen in ein Bordell verkauft, um sie zu verführen; und nun, da sie kirre sey, habe er sie wieder zurück gebracht; seine dumme Gans von Frau merke nichts, und man müsse sich schämen, sich seinem Hause zu

nähern, zu dessen Umgange Bordellhuren gehörten.

Louise weinte vor Ärger und Scham, wie sie es endlich hörte: die Mutter schimpfte auf die Leute, auf Burchhard und das Mädchen, und Burchhard sagte ärgerlich: „So hohle der Henker die Menschen, die nicht leiden können, daß man ein ehrliches Mädchen aus des Teufels Klauen rettet!“ Er schlug zwanzig Louisd'or in ein Papier, sandte es an die Hauptkirche für den Prediger, mit dem Ersuchen, doch folgenden Sonntag den Inhalt des Zettels öffentlich abzulesen. Der Pastor wollte nicht gern daran; allein zwanzig Louisd'or! Er las also den folgenden Sonntag unter andern Vorbitten ab: „Ein Gutsbesitzer nahe hier bey der Stadt bittet Gott, ihm die Geduld zu geben, die Narren zu ertragen, die ihm mit ihrer Narrheit und Verleumdung zur Last fallen.“

Man horchte: man hatte es nicht recht gehört; man fragte; man erfuhr endlich; man sprach von nichts, als von dieser Vorbitte. Der Prediger hätte beynahe Händel bekommen; doch wollte niemand der Erste seyn. Die lustigen Köpfe der Stadt lachten: es war ein Tumult, als wären die Rechte des heil. römischen Reichs gekränkt.

Die Verleumdung schwieg ein Paar Tage; allein nun hob ein desto fürchterlicherer Haß an, sie zu schärfen. Burchhards kleinste Handlungen

wurden belauscht, beklatscht, und Burchhard bezahlte das alles mit einer so auffallenden Verachtung, so daß an keine Aussöhnung zu denken war.

Madam Bambach hielt zwar manchmahl eine lange Vorlesung über die Pflicht, keinen Sonderling zu spielen, wenn man mit Menschen leben wolle. „Richtig!“ sagte Burchhard: „mit Menschen; aber mit Affen und Eseln? und, Mütterchen! unsere Familie, wir drey ausgenommen, ist reichlich mit der Brut gesegnet.“

So war Burchhard um die Zeit, da Hannchen ihm seinen Sohn zur Welt brachte, von der ganzen Welt geschieden, außer von den Menschen in seinen Dörfern, die ihn fast anbetheten, und von Madam Seeburg und ihrer geretteten Verwandtinn, die Burchharden den wohlthuendsten aller Menschen nannten.

Wie der Junge geboren und auf Burchhards Armen war, so floßen heisse Thränen aus seinen Augen. „Gib ihm Glück, lieber Vater im Himmel!“ rief er: „ich will ihn lehren das Glück genießen.“ Er gab seinen Dörfern ein Fest, und sandte ein Paar hundert Thaler in die Stadt an einen armen Schulcollegen, der ganz in der Stille Burchhards Freund war, um mit dieser Summe einer armen fleißigen Familie aufzuhelfen.

„Wie soll es denn mit der Taufe werden, Herr Sohn? ich dächte“ —

„Mit welcher Taufe, Mama?“

„J du mein Herr Gott! Sie wollen doch wohl ihren Jungen taufen lassen?“

„Wie lange ist der Junge schon getauft!“

„Was? wie?“ Sie stand auf; sie faltete die Hände: „Wann denn?“

„Eine Stunde nach der Geburt, in der blauen Stube. Der Prediger war da, Wasser auch. Ich und Sie haben Gevatter gestanden; das wissen Sie nicht? Hier ist der Taufschein. Sehen Sie da: „Heute ist Herrn Ludwig Christoph Burchhard, Gutsbesitzer in Ellbergen, von seiner Frau, Johanne Rosine Baumbachinn, ein Sohn geboren, der in der gleich darauf folgenden Taufe den Nahmen Ludwig Johann bekam. Pathen waren der Vater des Kindes, und die Mutter der Wöchnerinn, Frau Johanne Rosine Baumbach, geborne Burchhard.“

Madam Baumbach sah die Unterschrift des Predigers, das Kirchensiegel. Sie seufzte tief auf, und schwieg. Was war mit dem Manne anzufangen? Sie ergab sich in ihr Schicksal, und war doch zufrieden, daß sie wenigstens Pathe war.

Um diese Zeit fiel die Scene vor, die den Anfang unsers Büchleins macht, und die völlig in dem Plane Burchhards lag. Burchhard hatte schon manche Stunde über die Erziehung seines Sohnes gesonnen. „Wie zum Henker!“ dachte Burchhard einmahl: er saß an einem kleinen Ti-

sche mit seiner Schwiegermutter: „wie zum Henker! ist es denn nicht wahr? sind es nicht die tausend Narrenspossen, die man Sitten, Lebensart nennet, welche die Menschen zu Narren, zu Bösewichtern, zu Schafsköpfen machen, und das Bißchen Gute unsers armseligen Lebens verbittern? Was bedarf ich, um glücklich zu seyn?" fuhr er fort mit sich selbst zu reden. „Einen gesunden Magen, um zu leben, ein Haus, ein Kleid, ein Weib, einen Freund, und bey einem Weibe auch den nicht einmahl, und dann Frieden mit sich selbst. Weiter weiß ich doch auf der Welt nichts!" Diese letzten Worte sprach er laut, und schlug auf den Tisch, das es klatschte. Er nahm ein Papier, und schrieb die Dinge hinter einander auf. „Guter Magen, satt Brot, Haus, Kleid, Weib, Frieden mit sich. Das ist alles!" sagte er, überlas sein Regiester noch ein Mahl, fing nun an, über den Magen nachzudenken, und stieß den Zettel, um sich aufzustützen, an die andere Seite des Tisches, wo Madam Burchhard saß. Sie warf neugierige Blicke auf den Zettel, las die sechs Nahmen, und sah den tiefsinnigen Herrn Sohn bedenklich an.

„Guter Magen!" sagte Burchhard wieder laut. „Den haben alle Wilden," fuhr er wieder zu denken fort: laß ihn auch so leben! er wird ihn auch haben, und Gesundheit dazu. Mäßig essen und arbeiten!" Er schrieb das hinter Nro. 1. Jetzt dachte er weiter: „Satt Brot. Deß hat

er, mehr als er bedarf. Haus, Kleid. Auch das. Nur muß er sich an alles gewöhnen; und das soll er!" Wieder einen Schlag auf den Tisch. „Die verdammten Narrenspossen, die Knöpfe und Schnallen, und Tressen machen das Herz kalt, und sitzen unbequem. Man muß ihm das von Jugend auf lächerlich machen. — Weib! Nun dafür mag er sorgen. Wenn er ein gerades Herz hat, so werden sie ihn nicht anführen, und zur Noth, wo er angeführt wird, kann er sich ja scheiden lassen. Hören Sie Mama!" mit den Worten wandte er sich auf ein Mahl an Madam Baumbach: „wenn man sich hier scheiden lassen will, macht das hier viel Schwierigkeit?" Madam Baumbach wurde blaß, wie eine Leiche. „Herr Sohn!" sagte sie mit zitternder Stimme: „was kommt Ihnen an? Ihr Schlagen auf den Tisch verdäuchte mir sogleich. Was hat Ihnen das fromme Lamm, ihre Frau, gethan?"

„Was Henker, Mama! was schwatzen Sie da?"—„Nun? wer soll sich denn scheiden lassen?" — „Da, Ludwig!" Er zeigte auf den Knaben. — „Mein Gott, Herr Sohn!" sagte die Großmutter bedenklich, stand auf, und machte ein Kreuz über den Knaben. Burchhard verfiel in sein Nachdenken zurück. „Frieden mit sich selbst! das ist der Hauptpunct. Wie nun der?" Er rieb sich die Stirn. „Hab' ich Frieden mit mir selbst? So ziemlich, ja! Wie bin ich denn dazu gekommen? Hm! ich thue Keinem Böses. Eins!

Auch Manchem Gutes? ja! Das eigentlich thut wohl. Also gutes Herz! Wohlwollen!" Er schrieb das auf. „Das ist richtig!" sagte er laut, stand auf, und ging im Zimmer auf und ab. „Aber — machte mir doch die verdammte Bordellgeschichte so viel Verdruß, daß ich den Zettel schrieb. Dummer Streich! Also auch Frieden mit Andern! — Und das ist nicht möglich." Er stützte den Kopf auf, saß zehn Minuten mit finsterer Stirne da. Auf ein Mahl sprang er auf, und rief: „Ja wahrhaftig! Das ists! das ists, Mama! Komm her, Ludwig!" Er hob nun den Jungen auf, und küßte ihn. „Nun hab' ichs! Wahrhaftig, das ist das wahre Mittel!"

„Mein Gott, Herr Sohn! was ist denn? Sie machen ja einem angst und bange. Sagen Sie doch: da sitzen Sie nun den ganzen geschlagenen Tag, und sinnen, und schlagen auf den Tisch, und wollen sich scheiden lassen, und so weiter."

„Ja, Ludwig!" sagte Burchhard: „so soll's gehen, und wer nicht will, der soll zum Hause hinaus, und wenns ein Engel wäre!" Und so legte er den Jungen nieder, und ging in den Garten, um den Handel nun desto reiflicher zu überlegen. Das beste Mittel, den Neckereyen der Menschen zu entgehen, schien Burchharden nähmlich, seinem Ludwig eine ganz unzerstörbare Gleichgültigkeit gegen die Meinungen der Menschen beyzubringen.

Er dachte im Auf- und Abgehen noch ein Mahl seinen ganzen Erziehungsplan durch, und wie er fertig war, so flog er wieder hinauf. Er küßte seine Frau mit einer herzlichen Fröhlichkeit; er reichte der Mama die Hand. „So ist recht," sagte diese: „die Sonne nicht über eurem Zorne untergehen lassen!" Burchhard begriff von diesen Worten nichts, und sah die Mutter an; Hannchen hörte das Wort, Zorn, und sah ihren Mann an, und die Mutter beobachtete ihre Tochter, und wunderte sich, daß sie so gleichgültig schwieg. „Das ist das Schicksal der Bibel," brummte Burchhard; „immer am unrechten Orte!"

Nun aber ging es rasch über die Erziehung her. Aber wie wunderte sich Burchhard, da er die ersten kleinsten Veränderungen traf, auf ein Mahl von allen Seiten so viel Widerstand anzutreffen. Er hatte ein ledernes Bett, mit Pferdehaaren gestopft, heimlich machen lassen. Er legte dieß in ein Holzbett auf den Saal; er hohlte den Jungen, legte ihn auf dieses Bett, und deckte ihn mit einer leichten baumwollenen Decke zu. Die Mütze des Kindes lag auf dem Hofe, sammt dem Halstuche.

„Wo mag doch der Herr mit dem Kinde bleiben?" fragte die Großmutter, und hob sich empor aus dem Armstuhle, worin sie saß, und einen großen sammtnen Fallhut für den Jungen

mit Schmelz besetzte, und schlich in den Saal. Da lag der Junge, und schlief sanft und süß.

Die Großmutter erstaunte, und begriff anfangs gar nichts von der Veranstaltung: da aber Burchhard ihr den Handel und seine Absicht erklärte, so erklärte ihm dagegen seine Schwiegermutter ganz trocken, daß er davon nichts verstände; daß die ganze Welt die Kinder in Federbetten legte, in Mützen und Halstücher hüllte, und verwarf seinen ganzen Operationsplan in allen Puncten. Burchhard nannte bey dieser Gelegenheit wenigstens zwey hundert Nationen her, die es so machten, und bey denen die Kinder im ersten Jahre laufen, reden, und ihre Hände gebrauchen können, und die übrigen Jahre ihres Lebens gesund wären, und stark, wie die Löwen. Madam Baumbach kreuzte sich bey den entsetzlichen Nahmen der Nationen, und meinte, daß dieß vielleicht Bettelvölker wären, die nicht ein einziges Federbett in ihrem Vermögen hätten, und bewies ihm, mit der Lunge eines Trompeters, aus der Bibel, daß sein Verfahren gottlos sey. Burchhard bewies ebenfalls aus der Beschaffenheit des menschlichen Körpers, daß Federbetten nichts taugten. Unter diesem Gezänke kam Hannchen, und schlug sich auf ihrer Mutter Seite. Burchhard berief sich auf sein Vater-Ansehen: man widerlegte ihn mit den Geburtsschmerzen der Mutter. Nichts half. Endlich schellte er. Ein Bedienter kam. Nun-

schwieg alles; denn es war der schärfste Befehl Burchhards, nie, auf keine Weise, in Gegenwart eines Bedienten zu streiten. Madam Baumbach brummte nur ein wenig. Noch ein Mahl klang die Glocke. Ein zweyter Bedienter. „Angespannt!" rief Burchhard, „den Reisewagen, die vier Füchse!" Alles stille und in Erwartung; denn der eine Bediente stand noch immer da. Der Wagen fuhr vor. „Geh!" Der Bediente ging. Burchhard nahm den Jungen auf seinen Arm. „Hört mich!" fing er mit einer Stimme an, die rauh genug klang: „entweder der Junge wird so erzogen, wie ich will, wie ich schlechterdings will! oder ich setze mich mit ihm in den Wagen, fahre nach Hamburg, setze mich auf ein Schiff, und fahre mit ihm nach Amerika, und erziehe ihn dort. Und das thue ich, so wahr ein Gott ist!"

Beyde Weiber blieben wie Statuen stehen, und sahen ihn starr an. „Nun, was wollen Sie, Mama?" — „Ich will gar nichts mehr reden: machen Sie, was Sie wollen!" brummte die, und ging. „Und du, liebes Hannchen?" — „Lieber Gott, bester Mann! wenns dem Jungen nicht schadete!" — „Sieh, dann soll er wieder in Betten liegen, und wenn er drin ererstickte. Also ja?" — Nun ja denn!" Burchhard legte den Jungen wieder auf sein Lager, und der erste pädagogische Triumph war erfochten.

Burchhard ließ sich auf keine Weise durch die Cabalen von Mutter und Frau irre machen, noch durch die tausend Listen, die beyde anwendeten, ablenken: er fuhr rüstig in der Befolgung seines Planes fort, und nach und nach gewöhnten sich denn auch beyde Weiber daran, den Jungen erst nackend auf der Decke in seinem Bette, dann auf der Fußtapete, dann auf dem Grase im Garten liegen zu sehen; und der Knabe gewann zusehends an Munterkeit und Stärke, und tummelte sich lustig auf dem Boden umher, und spielte mit den Grashalmen, welche in seine Hände fielen. Wenn der Vater einmahl nicht da war, und die Großmutter dem Kinde eine Güte thun, und es von der Erde in einen Mantel nehmen wollte, so schrie der Junge auf ihrem Arme so lange und gräßlich, bis sie ihn wieder niedersetzte. „Über den häßlichen Zeterjungen!“ rief sie in vollem Grimme: „er ist so wunderlich, wie sein Vater!“

Da lag er an der Erde, eine große Holzkugel neben ihm, mit der er spielte. Dahin rollte die Kugel. Der Junge schrie. Die Großmutter wollte ihm die Kugel zuschieben. „Halt!“ schrie der Vater, und ließ den Jungen auf allen Vieren der Kugel nachkriechen. Zehn Mahl so, und der Junge thats von selbst. — „Kein Leitzaum. Erst kriechen, dann gehen!“ rief Burchhard. Der Junge fing an, sich aufzurichten, fiel, schrie, kroch, richtete sich wieder auf, fiel wieder, schrie

wieder, und keiner durfte ihm helfen. Den beyden Weibern wollt's zuweilen das Herz abdrücken, und in drey Tagen ging der Knabe aufrecht, balancirte, fiel selten, weil er vorsichtig ging. Wenn nun Burchhard die Weiber fragte: „Nun, seht ihr? geht das nicht geschwinder?" so schwieg Hannchen halb und halb überzeugt; aber Madam Baumbach antwortete den Kopf schüttelnd: „Ja, der arme Junge ist wohl gezwungen, gehen zu lernen." „Nun ja doch, Mama! das sag' ich ja; das ists eben!" Und Madam Baumbach blieb bey ihren fünf Augen.

So setzte Burchhard seinen Erziehungsplan mit vieler Mühe durch. Er war gezwungen, den Jungen fast überall in den Augen zu behalten, damit nicht Kuchen und Naschwerk des Knaben Gaumen verwöhnten. Es kam kein Kuchen mehr auf Burchhards Tisch; und da er einmahl den Koch ohne alle Gnade aus seinen Diensten jagte, der heimlich für die zärtliche Großmutter einen Kuchen gebacken hatte, so ließ die gute alte Frau doch lieber den armen Kleinen hungern, als die Domestiken unglücklich werden, und sie schlug ihre Hände vor Verwunderung zusammen, daß sie den Jungen bey seinem Obst und Brot, Gemüse und Wasser, so groß, und so stark werden sah. Ein leichtes leinenes Kleid im Sommer; ein wollenes im Winter, ungefähr wie das Oberhemde eines Fuhrmanns geschnitten, und um die Hüften gegürtet, war

des Knaben ganze Kleidung. Im Sommer ging er barfuß; im Winter trug er weite Matrosenbeinkleider. Auf seinen Kopf kam nie eine Mütze; und so blieb er gewöhnlich den Tag über im Garten, spielte, schrie, wälzte sich im Grase umher, bekletterte, da er größer war, die Bäume, oder jagte sich mit einem großen Hunde, seinem einzigen Spielgefährten umher.

„Nun genug gespielt!“ sagte Burchard, wie der Knabe fünf Jahre alt war. „Ludwig, geh mit mir!“ Burchhard führte den Knaben in einen Garten, der hinten von dem großen Garten durch eine Hecke abgesondert war. Er setzte sich mit ihm in eine sehr schöne Laube, welche die ersten Blätter hervor sprossen ließ. „Sieh hier, Ludwig! dieser Garten, so weit die Hecke geht, ist von heute an ganz dein. Du kannst damit machen, was du in der Welt willst. Sieh hier! dort stehen Bohnen, dort Erbsen, da Salat, da Kohlpflanzen, hier Mohrrüben, Wurzeln und noch andere Gemüse, die du gern issest. Diese Bäume hier sind lauter Fruchtbäume, Äpfel, Birnen, Kirschen, Aprikosen, Pfirschen: die Hecken bestehen aus Johannisbeeren, Stachelbeeren, Brombeeren. Besieh dieß, Ludwig! Das alles ist dein!“ Der Knabe klatschte vor Freuden in die kleinen Hände, hüpfte, und schrie: „Vater! sieh, die Erdbeeren blühen bald. Sind die auch mein?“ — „Alles, was hier in diesen Hecken ist, ist ganz dein. Ich habe dir alles

sehr ordentlich zurechte machen lassen. Du bist fünf Jahre alt, und der Mensch muß arbeiten: weißt du schon, warum?"

Der Knabe sah ihn an: „Nein, das weiß ich nicht."

„So will ich dirs sagen. Wenn wir keine Bohnen, keine Erbsen in die Erde legten, so würden sie auch nicht wachsen; begreifst du das?" — „Ja! ich habe es gesehen, wie es der Gärtner macht. Erst ein Loch, und ich lege eine Bohne hinein. — „Recht; und wenn nun keine Bohnen wüchsen, so könnte man auch keine essen. Nicht wahr?" — „Ja Vater!" — „Also wer Bohnen essen will, und Erbsen, und Rüben, und Früchte, der muß sie pflanzen, säen, und ziehen und warten! Du bist nun fünf Jahre alt; deine Hände sind nun schon stark genug." Der Knabe besah seine beyden Hände. „Willst du also essen, so mußt du arbeiten. Sieh, hier ist dein Handwerkszeug." Er zeigte ihm Hacken, Harken und dergleichen. „Läßt du nun das Unkraut wachsen, so kann die Erbse nicht wachsen, und so bekommst du keine Erbsen. Hörst du?"

„O, ich will arbeiten!" — „Nun ja, das thu: wenn du etwa nicht weißt, wie du es machen mußt, so frage den Gärtner, der wird dirs zeigen. Hier ist der Schlüssel zu deinem Garten, damit du ihn verschließen kannst." Der Vater ging, und der Knabe lief in seinem neuen Ei-

genthume umher, und schrie vor Freuden, und betrachtete seine Bäume, ob er noch nicht eine kleine Frucht entdecken könnte.

Das ging einige Tage gut: es war etwas Neues, und kein Pflänzchen Unkraut konnte aufkommen. Endlich überwuchs dennoch das Unkraut Erbsen und Erdbeeren, Bohnen und Kartoffeln. „Ludwig! in deinem Garten wächst ja mehr Unkraut als nützliche Pflanzen." Der Knabe riß ein Paar Kräuter weg, und es war wieder, wie zuvor.

Eine Schüssel mit Erbsen auf dem Tische. Alle aßen; Ludwig erhielt ein Stück Brot. „Hast du noch keine Erbsen, Ludwig?" fragte der Vater. „O ja; ich habe auch schon welche." „Nun, so laß dir doch auch welche kochen." Der Knabe sprang auf, hohlte ein Schnupftuch voll Erbsen, und brachte sie dem Vater. „Mach sie aus! Hier hast du eine Schüssel." Der Knabe vergaß über der Hoffnung, seine Erbsen zu essen, die Schüssel voll, die auf dem Tische stand. Er aß sein Brot, legte seine Erbsen aus, und nach ein Paar Stunden aß er mit großem Jubel die seinigen auch. Der Vater warnte: „Dein Garten sieht schlimm aus, Ludwig! sieh einmahl, wie voll meine Erbsen sind, und deine sind nichts, als Kraut." „Ich hohle mir morgen von deinen, Vater!" — „Nein! ich habe dieses Jahr nur für mich, Mama und Großmama und die Leute bauen lassen. Du mußt sehen, wie du fertig

wirst. Ich habe dirs ja zuvor gesagt, es würde dir an Erbsen fehlen!" Allein es fehlte nicht; denn Ludwig brachte richtig jedes Mahl ein Tuch voll Schoten, die er in seines Vaters Erbsengarten gepflückt hatte. Der Gärtner ertappte ihn: „Ha ha! ich habe den Erbsendieb!" Der Vater kam dazu, und machte ihm begreiflich, daß Stehlen unrecht sey. Der Knabe begriff das nicht. Er stahl wieder, und ein Paar Tage darauf war sein Garten und der Gang, der dahin führte, eingezäunt, und die Thür in den großen Garten verschlossen. Jetzt gabs Brot und nichts als Brot, das freylich mit Thränen verzehrt wurde, mit Thränen, welche den beyden Weibern das Herz brachen.

Burchhard besuchte Ludwigen im Garten, machte ihn aufmerksam auf die Fehler, die er begangen hatte, und machte ihm neue Vorschläge dem Übel abzuhelfen. Spielereyen! wird man sagen: und die Geld kosten. Aber diese Spielereyen machten den Knaben selbstständig und arbeitsam. Er nahm für die Hälfte der Früchte einen Arbeiter der ihm helfen mußte, und so kam das Ding leidlich in Ordnung.

Die Großmutter schlich wohl zuweilen mit einem Tellerchen voll Erbsen unter der Schürze, freylich leise genug, vom Tische; allein Burchhard verfolgte sie Schritt vor Schritt, blieb mit der Geduld eines Engels verschiedene Mahl von Mittag bis Abend bey ihr, so daß die alte Frau

gezwungen war, sechs Stunden, den Erbsenteller unter der Schürze, in der allerunbequemsten Lage von der Welt zu bleiben, und endlich doch nach langer Mühe ertappt und verlacht zu werden.

Burchhard selbst hatte nicht die ernsthafte Absicht, den Knaben zu einer Bearbeitung des Gartens zu zwingen, sondern ihn arbeitsam zu machen, seine Kenntniß zu bereichern, und hauptsächlich frühe Achtung für das Eigenthum beyzubringen; und das gelang. So hatte der Knabe von seinen Bäumen auf den Winter einen Vorrath Obst, von dem er zu leben schien, und wirklich erhielt der Knabe dadurch schon sehr früh das Gefühl der Unabhängigkeit und der Freyheit, und nicht bloß das unfruchtbare Gefühl des Mitleidens, das allein man bey andern Kindern gegen Arme erwecken kann, sondern das edlere Gefühl der Wohlthätigkeit: denn der Knabe gab von seinem Eigenthume, und war oft Zeuge und Gast bey einem Mittagsmahle, das er und sein Vater einer armen Familie bereitet hatte. Auch der Winter war nicht an Arbeiten leer; ein Korbmacher flocht Körbe vor Ludwigs Augen, und Ludwig saß, sah zu, lernte die Handgriffe, und vertauschte seine Körbe, die er mit Hülfe des Korbmachers machte, an seinen Vater für Dinge, die ihm lieb waren. So floß ein Sommer nach dem andern hin, und sehr selten hatte der Knabe die Erfahrung der Unterwürfigkeit gemacht. Er folg-

te seinem Vater, weil die Befolgung von seines Vaters Rath ihn gewöhnlich fröhlich und vergnügt machte.

Dieses Gefühl der Unabhängigkeit in des Knaben Seele zu stärken, war Burchhards unabläßige Sorge. Hier fand er zwar den allerstärksten Widerstand von Frau und Mutter, nicht weil sie die Laune hatten zu widerstreben; denn beyde Weiber fingen doch an, nach gerade einzusehen, daß Burchhards Verfahren mit dem Knaben bis auf Kleinigkeiten ganz gescheid war; sondern weil sich hier ganz natürlich die meisten Unschicklichkeiten vorfinden mußten.

„Herr Gott! Herr Sohn!" sagte Madam Baumbach, da ihr Burchhard erklärte, man müsse den Jungen machen lassen, was er wolle: „Herr Gott, da wird ja der Ludwig ein ausgemachter Eigensinn werden!" „Mit nichten! Mama! eben das soll ihn vor allem Eigensinne behüthen." Tausend Proben mißglückten. Die Mutter konnte sich das häßliche; „Laß das!" nicht abgewöhnen. Burchhard that, was er konnte, um es unschädlich zu machen. Stieg der Knabe auf einen Stuhl, so rief die Alte: „Laß das, Ludwig!" Der Knabe sah sich um, und sagte: „Nein! ich will klettern." Burchhard fragte: „Ludwig, wem gehört der Stuhl?" „Dir!" — „Recht! mir und der Großmutter. Die Großmutter will nicht haben, daß du auf ihren Stuhl steigen, und ihn beschmutzen sollst."

Der Junge stieg sogleich herab; denn er hatte das Eigenthum des Andern schätzen gelernt. Das ging gut. Aber war der Bursche in seinem Garten, und kletterte er die Bäume hinan, und die Alte sah's, und rief: „Laß das; Junge!" so antwortete er trocken: „Der Baum ist mein!" und da half kein Schreyen und Schelten. Sogar sagte er wohl, wenn sie es ihm zu bunt machte: „Hör, Großmutter! du schreyst mir zu viel: geh aus meinem Garten!" Wenn er schrie, so mußte er das Zimmer verlassen, weil es nicht sein war: es war eine Handlung, die er bloß nachahmte. Die Großmutter sagte dann voller Ärger: „Da sehen Sie, was dabey heraus kommt, daß man dem Jungen nicht befehlen darf!" Burchhard nahm sie gewöhnlich untern Arm, führte sie weg, und sagte ihr: „Liebe Mutter, es ist wahr, Sie dürfen dem Jungen nichts befehlen: allein dagegen bedenken Sie auch, daß es ihm ebenfalls nie einfallen wird, Ihnen zu befehlen, wie es so viel tausend Kinder thun."

Und das war die Wahrheit. Der Knabe kam zu seiner Großmutter, und sagte: „Willst du mir deine Brille ein wenig geben?" oder: „Gib mir die Nadelbüchse!" Antwortete sie: „Nein!" so ging er zufrieden von dannen. Mit einem Worte, der Knabe war ein sehr gezogenes und ein sehr ungezogenes Kind, nach dem man ihn in verschiedenen Situationen sah: bey seinem

Vater auf alle Weise ein sehr liebenswürdiges Kind, bey seiner Mutter gut, und bey seiner Großmutter zuweilen doch ein wenig eigensinnig. „Aber soll Ludwig denn nicht lesen lernen?“ fragte die Mutter, wie er sechs Jahre alt war. „Wenn er will, Hannchen!“ sagte Burchhard, und sann auf ein Mittel, ihn ohne Zwang lesen zu lehren. Eine Probe wurde gemacht: sie mißlang, wie viele andere. Burchhard fiel endlich darauf, durch das Schreiben ihn lesen zu lehren. Dieß gelang besser, weil es simpler ist. Die lateinischen Buchstaben sind gerade Linien oder halbe Zirkel, also sehr einfach. Der Vater säete Blumen, und schrieb die Nahmen der Blumen auf Holz. Der Knabe der alles, was sein Vater that, in seinem Eigenthume nachahmte, fragte nach seines Vaters Absicht, wie er ihn schreiben sah, erfuhrs, und lernte schreiben. Der Grund war gelegt, und die Liebe zu seinem Vater that das Übrige. Der Knabe las und schrieb für sein Alter ganz gut.

Jetzt legte Burchhard die letzte Hand ans Werk, und suchte dem Knaben eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen die Meinungen der Menschen von sich beyzubringen. Er ging mit einer wahrlich väterlichen Behuthsamkeit zu Werke. Anfangs erzählte er ihm nur kleine Geschichten, wie unrecht manchmahl die besten Handlungen der Menschen ausgelegt werden; dann erzählte er dem horchenden Knaben von den tausend verschiedenen

Sitten der verschiedenen Nationen auf der Erdkugel, und ließ den Knaben das Lächerliche bey allen bemerken, und zeigte ihm dann immer, wie lästig diese Gewohnheiten werden, ja, wie verderblich sie sogar seyn könnten. Er übte dadurch sein Gefühl der Schicklichkeit, und hielt sein Herz immer für die Natur, und für die Wahrheit offen. Er verdrehete oder ließ oft eine Handlung des Knaben verdrehen, ihm andere Absichten unterschieben, als er gehabt hatte, machte ihn und ließ ihn darüber lächerlich machen, und wenn der Knabe voll Unmuth sich rechtfertigte, so nahm er hier Anlaß, ihm zu zeigen, wie leicht es sey, Handlungen und ihre Ursache zu mißkennen, und munterte ihn auf, auf keine Weise auf die unrichtige Erklärung seiner Handlung zu achten, den Spott zu verlachen, und immer nur mit dem Selbstbewußtseyn, recht gethan zu haben, zufrieden zu seyn. Hierzu gab es nun tausend Gelegenheiten, die der Vater auch redlich nützte, und der Knabe fing wirklich an, manche Probe mit aller möglichen Stärke, deren ein Knabe von seinem Alter fähig war, auszuhalten. Die gute Meinung seines Vaters von sich war das Einzige, wonach der Knabe strebte; übrigens schien ihm die Meinung der Andern ziemlich gleichgültig zu werden, obwohl nicht ihr Lob. Jetzt setzte der Vater seinen Unterricht über die Narrheiten der Menschen fort, und wie das gewöhnlich geht, so übertrieb er die Erzählungen ein wenig, gab

manches als Narrheit an, was wenigstens diesen Nahmen wohl nicht verdiente, und nichts weiter als Schwäche des menschlichen Geschlechts war.

Burchhard freute sich oft über sein Tagewerk, das ihm so viele Mühe kostete: er glaubte Wunder, wie viel er für eine feste unzerstörbare Ruhe seines Sohnes gethan habe, und — er sah nicht schnell genug, daß man die Narrheiten der Menschen kennen müsse, um glücklich zu seyn; allein daß man der unglücklichste aller Menschen ist, wenn man nicht gelernt hat, sie zu ertragen. Ludwig hatte sein schnelles Gefühl des Lächerlichen, und seinen Abscheu dagegen noch nicht üben können. Er lebte unter ziemlich natürlichen Menschen; dann war er ihrer Lächerlichkeiten gewohnt, weil er mit ihnen erzogen war. Niemand anders kam ja zu Burchharden, der diese schlummernde Kraft Ludwigs wecken konnte. Burchhard war über diesen Punct ruhig.

Acht Jahre war Ludwig ungefähr alt, wie er zum ersten Mahle das Mädchen sah, daß einen so großen Einfluß auf seine Schicksale haben sollte. Ludwig war im Garten, und jagte an der Hecke, die seines Vaters Garten von der Madam Seeburg Garten schied, einen Schmetterling. Er flog über die Hecke in den benachbarten Garten, Ludwig bog die Zweige der Hecke auseinander um den Schmetterling nachzusehen, und sah auf der andern Seite der Hecke ein kleines Mädchen sitzen, das friedlich mit Blumen auf ihrem

Schoße spielte. „Holla!" sagte das Kind, da ihr eine Blume entfiel: „Holla!" rief Ludwig nach. Das kleine Mädchen sah auf, erblickte das Gesicht zwischen den Zweigen, nahm geschwinde den Rock mit den Blumen auf, stand auf, und wollte davon. Ludwig sagte: „Ich thue dir nichts: bleib du nur sitzen!" und das kleine Mädchen sah ihn noch ein Mahl an, setzte sich, und sagte: „Aber nimm mir auch keine Blumen!" „Nehmen?" antwortete Ludwig lachend: „einfältiges Mädchen! sie sind ja nicht mein!"

Da knüpfte sich ein Gespräch unter beyden Kindern an, das sich damit endigte, daß Ludwig dem Mädchen eine große Menge Blumen aus seinem Garten hohlte, und ihm die durch die Hecke reichte. Das gab Bekanntschaft: das Mädchen wunderte sich über die Menge Blumen; Ludwig erzählte von seinem Garten: das kleine Mädchen hatte Lust, den Garten und die vielen Blumen zu sehen; Ludwig machte ein Loch in die Hecke: das kleine Mädchen kroch durch, und beyde wanderten nun nach Ludwigs Garten. Das Mädchen pflückte sich ihr Röckchen voll Blumen und Johannisbeeren, und Ludwig brachte sie nach einer Stunde wieder an die Hecke. Rose, so hieß das Kind, kroch durch, und Ludwig reichte ihr ihre Habseligkeiten nach. Das kleine Mädchen machte einen kleinen Knicks, und sagte, „Ich danke gehorsamst," und Ludwig lachte laut auf. „Komm

morgen wieder, Rose!" rief er dem Mädchen noch nach.

„He, Rose! he, Rose!" rief am andern Tage Ludwig von Zeit zu Zeit; endlich sah er die Kleine die Terrassentreppe herab kommen. Man sprach erst eine Zeit durch die Hecke; dann nöthigte Ludwig sie nach seinem Garten, und Rose sagte: „Ich darf nicht wieder; Tante hat es mir verbothen." — „Verbothen? Gehört denn Tanten mein Garten?" — „Ja das weiß ich nicht!" — Hin und her von beyden disputirt. — Rose kam nicht. Wie ein Aal schlüpfte er durch die Hecke, stand vor Rosen, und streichelte ihr die Wange, und rief: „Da bin ich!" Nun wollte ihn Rose wieder mit Blumen regaliren; ach, und hatte nur ein kleines Bettchen voll Tausendschönchen! „Die pflücke alle ab, Ludwig, die Marienblumen! die andern gehören der Tante." — „Hast du keinen Garten?" — „Nein." — „Mußt du nicht arbeiten?" — „Nein." — „Gar nicht?" — „Ein wenig stricken; doch, das thut die Cousine für mich, wenn ich meine Zahl nicht habe. Ich spiele hier an meinem Bette." — „Und weiter hast du nichts?" — „Nein!" — „Arme Rose, hör, ich will dir meinen Garten halb geben. — Nein, daß geht nicht! denn du kannst noch nicht arbeiten. Hör, mein Garten soll auch dein seyn." Das kleine Mädchen schlug in die Hände, hüpfte herum, und sagte: „Ach das ist hübsch, das ist hübsch! nun hab ich auch einen Garten." Über

diesem Gespräch kam Madam Seeburg hinzu. Ludwig kannte sie schon; sie war zuweilen bey seiner Mutter. Madam Seeburg blieb bey den Kindern stehen, und Ludwig machte ihr die ernsthaftesten Vorstellungen über ihr Verboth an Rosen, nicht in seinen Garten zu gehen. Madam Seeburg, die des Knaben Manier kannte, meinte, sie haben Rosen verbothen, durch die Hecke zu kriechen, weil die Hecke Burchharden gehörte. Der Knabe wurde blutroth, und sagte: „Ich habe nicht daran gedacht: ich freute mich so, wie ich Rosen sah." Mit diesen Worten drehete er sich um, lief an der Hecke hinab, und kletterte mit großer Gefahr am Ende der Hecke über ein schmales leichtes Bret am Teiche wieder in seinen Garten. Nun gings in vollem Springen zum Vater: „Vater! wolltest du mir wohl ein ganz klein wenig von deiner Hecke da schenken?" — „Hm, Ludwig! wenn es dir gut ist, gern; wozu? — „Sieh," fing der Knabe eifrig an, und erzählte ihm die kleine Begebenheit, und sein begangenes Unrecht. Der Vater ging mit ihm, und sagte ihm unter Weges, daß die Hecke zwar sein sey, daß er aber nicht das Recht habe, eine Thür hinein machen zu lassen, wenn es die Nachbarinn nicht erlaube. Sie kamen bey der Hecke an: Madam Seeburg erlaubte es; das kleine Mädchen rief: „Das ist hübsch! Ludwig both der Madam Seeburg für die Thür zehn Thüren in seinen Hecken an. Ein Arbeiter kam, und mach-

te noch auf der Stelle eine Öffnung in die Hecke. Ludwig sprang hindurch, faßte die kleine Rose bey der Hand, und die beyden Kinder liefen zehn Mahl durch die Öffnung, um gleichsam in Besitz ihrer Rechte zu kommen.

Nun war Rose täglich ein Paar Stunden in Ludwigs und in ihrem Garten, besah und pflückte Blumen, und wo eine Blume hervorkeimte, da stand sie, und sagte: „Ludwig! willst du mir diese Blume auch geben?" und Ludwig, hatte nach drey Tagen von seinem Garten nichts mehr, als den Grund. Alle Früchte, alle Blumen hatte er Rosen nach und nach geschenkt, weil sie bey allem, was er ihr zeigte, fragte: „Willst du mir das auch geben?" und jedes Mahl in die Hände klatschte, wenn er es ihr gab. Das kleine Mädchen dachte dabey nichts; doch Ludwig rührte in Rosens Abwesenheit nicht eine Johannisbeere an, bis denn endlich Rose fragte: „Ludwig! wie viel Johannisbeere ißt du den alle Tage?" „Ich darf nur so viel Tage essen, als ich zählen kann, dreyßig." — „Ich esse gar keine," sagte Ludwig. — warum den nicht?" — „Sie gehören gar nicht mehr mein; ich habe sie ja dir gegeben." Das kleine Mädchen sah ihn mit ihren großen blauen Augen darauf an. „Ach, nein! Lieber Ludwig, nein! iß du nur alles auf; nein, ich will lieber gar nichts mehr haben!" und sie fütterte ihn nun fleißig aus ihrem kleinen Schoße. Ludwig hatte also wieder ein Anrecht an dem

Garten, und nun theilte er den Garten ordentlich mit Rosen; aber das Schönste suchte jedes auf seiner Hälfte auf und brachte es dem Andern. So lebte Ludwig den ganzen Frühling durch mit dem kleinen Mädchen, und allein bey Rosen vergaß er es, daß ihm niemand etwas zu befehlen hatte.

Rose war die Tochter des Rector Gellners am Gymnasium der Stadt. Ihre Mutter war gestorben, und ihrer Mutter Schwester, Madam Seeburg, nahm das Mädchen zu sich, weil ihr Schwager keine Zeit und auch kein Geschick hatte, das kleine Mädchen zu erziehen: und wahrlich, in bessere Hände konnte das Kind nicht fallen, als in ihrer Tante Hände. Es war die gutherzigste Frau von der Welt, die bloß deßwegen bey allem Reichthum und Schönheit Witwe geblieben war, um die Freyheit zu haben, ihren Überfluß zur Unterstützung der Armen anwenden zu können. Burchhard schätzte diese Frau von ganzem Herzen, und sagte tausend Mahl von ihr: „Es ist ein Engel, Hannchen, die Seeburginn!“ und was er ihr an den Augen absehen konnte, that er gewiß; wozu ihm denn das Grenzen ihrer Ländereyen manche Gelegenheit gab.

So gab es auch jetzt eine Gelegenheit, die Seeburginn zu verbinden. Der Conrector des Gymnasiums war gestorben; Madam Seeburg interressirte sich für einen jungen Mann bey der Wiederbesetzung der Stelle; von dem Herrn Bür-

germeister, den wir schon kennen, hing hauptsächlich diese Stelle ab. Das sagte die Seeburginn Burchharden gesprächsweise. Burchhard überlegte das Ding: „Es sind Narren," rief er; „man behandle sie wie Narren!" Er ließ anspannen, packte ein Stück Stoff in seinen Wagen, ein Paar sehr hübsche Ohrringe, ein Dutzend Flaschen Ungar-Wein, und fuhr nach Bürgermeisters.

Man starrte, wie Burchhard hinein trat. Burchhard hielt sich wenig bey der Vorrede auf, packte seinen Stoff aus, „Sehen Sie hier, liebe Frau Base, hier hab' ich den neusten Lyoner-Stoff erhalten. Für meine Frau ist er zu kostbar: zurück schicken wollte ich ihn nicht gern. Da fiel mir ein, wie viele Verbindlichkeiten ich Ihren Ältern noch aus meiner Jugend her habe. Wollen Sie mir den Gefallen erzeigen, und dieses Stück als einen Beweis meines guten Willens annehmen?"

Da gabs denn neuen Lärm; da wurde Kaffee bestellt; da war der Flegel Burchhard der goldenste Herr Vetter, und wie die Ohrringe in den Händen der Mamsell waren, da schenkte Mutter und Tochter jede dem besten Herrn Vetter eine Tasse ein, und er wußte nicht, zu welcher er greifen sollte. Der Herr Bürgermeister erschien denn auch in seinem grünen kallmankenen Schlafrock mit einer schwarz gerauchten Pfeife. Burchhard gab ihm sehr aufrichtig die Hand, und der

Ungar wurde nicht vergessen. Nach und nach kam man denn auch auf die Conrector=Stelle. Burchhard trug sein Anliegen vor, und die Frau Base gab ihm die Hand darauf, daß es kein Mensch als dieser junge Mann, werden sollte. Herr Burchhard fuhr von dannen.

„Sieh, sieh!" fing die Bürgermeisterinn mit einer schraulend freundlichen Stimme an: „Wer hätte das hinter dem Manne suchen sollen? Wie man sich irren kann!" — „Ja! ja!" sagte der Bürgermeister: „ich habe das längst gewußt, mein Schatz! aber — aber" — er winkte mit seiner Pfeife hin und her. „Ja, Kind! wir müssen ihn ehestens besuchen." „J nun ja! der Mann hat seine Fehler: die haben wir alle! und daß er den Schulzen in unsere Gesellschaft bringt, lieber Gott, essen doch wohl manches Mahl die Schooßhunde in den größten Gesellschaften mit, warum nicht ein Mensch so gut wie ein Hund!"

Die Frau, wie man sieht, hatte keine üblen Einfälle. Nach ein Paar Tagen gingen denn auch wirklich Vater, Mutter, Tochter, und ein zehnjähriger Sohn nach Ellbergen ab, den Herrn Vetter zu besuchen. Wie Burchhard sie erblickte, fiel ihm doch sogleich sein Ludwig mit einer Art von Besorgniß ein. Das war eine Freude, ein Herzen, ein Küssen ohne Ende. Madam Baumbach machte heute keine außerordentliche Anstalten, bis auf einige Kleinigkeiten, die sie aber

weis=

weislich erst hautement bekannt machte. Die Frau Bürgermeisterinn fragte dann nach dem scharmanten Söhnchen. Burchhard sagte: „Er ist, glaub' ich, ins Dorf gegangen. Er wird wohl kommen.“ Ludwig saß mit Rosen im Garten, und war eben beschäftiget, dem kleinen Mädchen das gute kamelottene Röckchen auszuziehen. Neben ihnen auf einer Rasenbank lagen schon ihre Mütze von Goldstoff, und eins von Ludwigs Oberhemden, das sie anziehen sollte. Das arme Kind hatte den Tag vorher Schmähle von Tanten bekommen, weil sie einen Fleck in der Mütze und ein Loch im Rocke gehabt hatte. Rose wollte nicht überall mit hin, und da hatte denn Ludwig durch diese Umkleidung Rock und Mütze gesichert. Das war geschehen, und nun gings auch wieder in den Grasgarten desto fröhlicher.

Gegen Mittag setzte Ludwig Rosen die Goldmütze wieder auf, zog ihr den Rock wieder so gut an, wie es gehen wollte, begleitete sie bis an die Thür, und nun ging er noch ein wenig zu den Arbeitern, bis die Glocke zu Tische läutete. Hinauf ins Haus, die Treppe hinan, die Thür auf: „Heda, guten Morgen!“ Er sah die Fremden starr an. Die Frau Bürgermeisterinn lief auf Ludwig los mit dem Geschrey: „J, i, i, da ist ja das Goldsöhnchen!“ umfaßte ihn, und gab ihm ein Paar derbe Küsse auf die Lippen. Der Junge riß sich los, und sprang ein paar Schritte seitwärts, und rief: „Pfui! die alte

Frau mit der Tobacksnase!“ „Was?“ sagte sie ein wenig verlegen; man sahs an ihrer Röthe: „was sagt der kleine Schäker?“ und wollte hinter ihm her trippeln. „Komm nur nicht! ich wills nicht haben! es ist mein Mund; ich mag dich nicht küssen, alte Frau!“

„Wollen wir uns nicht setzen?“ hob Burchhard in seiner Bestürzung an. Das Scharren mit den Stühlen, das Gewühl der Menschen machte ein glückliches Intermezzo. Die beleidigte Dame glühete, wie eine Fackel. Burchhard war denn doch in Verlegenheit; so oft die Dame eine Prise nahm, so fürchtete er, Ludwig, der sie genau betrachtete, würde noch ein Mahl anfangen. Allein Ludwig hielt sich sehr gut: er betrachtete die Dame, lächelte wohl, aber schwieg. Eben so betrachtete er den Herrn Sohn, der schön frisirt, gepudert, mit einem Haarbeutel da saß, und jedes Mahl, wenn ihn seine Mutter in die Augen faßte, sich gerade, wie ein Stock richtete, und wenn sie nicht hersah, unmäßig aß, besonders beym Dessert ein Stück Kuchen nach dem andern verzehrte.

Auch für den ängstete sich Burchhard; allein auch vergebens: denn Ludwig war fest überzeugt, daß alle Menschen, so wie er, das Recht hätten, zu thun, was sie wollten, und daß es unschicklich sey, jemanden einzugreifen. So lange man ihn also zu Frieden ließ, so lange blieb er selbst ruhig. Die Fremden hatten zwar aus dem An-

fange eben nicht viel Gutes von Ludwig geschlossen. Das Haar hing ihm lockig und wild um die Schultern; eine Art Kleid von ungebleichter Leinwand um die Hüften gegürtet, ein Paar halbe Stiefeln waren sein Putz, der freylich nicht sehr, wenigstens zu der Zeit, empfehlend war. Zwar schauten ein Paar helle, freundliche, blaue Augen unter den braunen Locken hervor; seine Wangen glänzten von ein Paar Morgenrosen; in seinem Kinn lag ein so reitzendes Grübchen, wie in dem Rothe seiner Wangen; allein die erste Scene verdarb sogleich alles. Suppe aß er gar nicht. Wie das Gemüse kam, so hielt er seinen Teller hin, und forderte ganz trocken und kurz ab: „Gemüse, Vater!" Der Bürgermeister hob schon die Hand mit der langen Manschette in die Höhe, und wollte eben sagen: „Was? was? Vetterchen, so muß kein artiges Kind fordern; allein er befürchtete von dem kleinen Verzug eine eben so nasenweise Antwort, als seine Ehehälfte erhalten hatte, und schwieg. Je länger man saß, je größer wurde das Räthsel, warum jetzt der ungezogene Bube so artig war, und sehr anständig seinem Vater sagte: „Willst du mir ein wenig Torte geben?" Der Vater gab ihm ein ganz klein wenig, und er ließ sich genügen, ohne nur ein krauses Gesicht zu machen.

Die Großmutter, die in den ersten zehn Minuten ihren Schwiegersohn auf den Brocken mit seiner Erziehungsmethode gewünscht hatte,

fing an, sich zu beruhigen, und antwortete wieder mit Sinn auf die Fragen, die man ihr that. Kurz Ludwig stand auf, nahm einen Apfel vom Tische, bath seinen Vater um ein wenig Torte, für Rosen, nahm es, und ging zum Saal hinaus.

„Willhelm!" sagte der Bürgermeister; „geh doch mit dem Vetterchen ein wenig in den Garten. Geh doch, mein Söhnchen! aber reiß nichts ab!" Der Junge grinzte und ging. Ludwig hüpfte die Treppe hinunter, wie Willhelm zu ihm kam. Er sah ihn von der Seite an, und ging seinen Weg. „Vetterchen!" nöhlte dieser und nahm ihn bey der Hand, „ich will mit in den Garten." „So komm!" sagte Ludwig, und ging weiter. Im Garten fiel Willhelm gleich in die Erdbeeren. Ludwig sah das an, und schwieg. „Der Vater wird es erlaubt haben," dachte er. Er ließ ihn essen, und ging den Weg zu seinem Garten. Hierher folgte ihm der Bursche, und fiel auch hier über Rosens Erdbeeren her. „Nichts!" sagte Ludwig; „die gehören dem Vater nicht, die gehören Rosen." Wie er nicht aufhörte, so ergriff ihn Ludwig so herzhaft bey dem Rockschoße, daß der Bursche hinten überfiel. Er verständigte ihn noch ein Mahl, daß er hier nicht essen dürfe; er führte ihn zu einem Bette, das ihm gehörte: „Da iß! das sind meine." Das alles ging gut. Ludwig wollte zu Rosen;

allein er traute doch dem Burschen nicht: er fürchtete für Rosens Eigenthum, und blieb.

Rose kam endlich. Man spielte. Zwar stieß der Bursche wohl hin und wieder Ludwigen grob genug nieder; allein der nahm es für einen Zufall. Sie spielten Verstecken. Ludwig versteckte sich. Willhelm und Rose suchten. „Nun komm, Rose!" sagte Willhelm; „nun wollen wir weglaufen, und wollen ihn gar nicht suchen, und er soll da sitzen." Das wollte Rose nicht. Er wollte sie wegziehen. Rose wollte schlechterdings nicht. Das verdroß den Jungen, und er gab Rosen ein Paar tüchtige Klapse. Aber auch in demselben Augenblicke saß Ludwig ihm an der Kehle, warf ihn nieder, und zerarbeitete ihm Gesicht und Brust mit seiner rechten Hand. Willhelm stieß ein Zetergeschrey aus.

Unglücklicher Weise war die Bürgermeisterinn allein in der Nähe, um zu sehen, daß Willhelm seine Frisur nicht verdürbe: sie eilte herzu, fand ihren Helden an der Erde unter Ludwigen, und sie gab Ludwigen von hinten einen tüchtigen Schlag. Ludwig sah sich um: „Was schlägst du, alte Frau?" fragte er, und erhielt für diese Frage eine so tüchtige Maulschelle, daß er nun zornig wurde. Er ergriff eine Bohnenstange, um sich zu wehren. Die zornige Frau wollte nun ihren Sohn aufrichten. Ludwig sah das für einen Angriff an, und seine Bohnenstange fuhr in ihre Haarfrisur, und — o Wunder! die ganze

Haarfrisur nebst dem Kopfzeuge blieb an der Bohnenstange hangen.

Ein wüthendes Geschrey und ein derber Fluch kamen aus ihren blauen Lippen. Ludwig erschrack vor ihrem wüthenden Gesichte, und begab sich aufs Laufen, und nahm Stange, Haar und Kopfzeug mit sich. Wer schildert die Angst, die bodenlose Angst der Dame, da der Knabe aus ihren Augen verschwunden war? Sie wollte sogleich Willhelm hinter ihm hersenden; allein der war nicht aus der Stelle zu bringen. Seine Mutter schlug ihn, bath, Eins ums Andere: der Junge schrie, als ob er auf einem Spieße steckte; und Burchhard erschien in diesem kritischen Augenblicke.

„Ihr ungezogenes Teufelskind!" das brachte sie hervor, und hielt beyde Hände auf den Kopf, um den Haarmangel zu verbergen: dabey ächzte sie vor Wuth wie ein angeschossener Eber. „Um Gottes willen!" rief Burchhard, der aus ihrer Stellung schloß, Ludwig habe sie auf den Kopf geschlagen: um Gottes willen! hat der Junge Sie auf den Kopf geschlagen?" Sie wurde braun im ganzen Gesichte vor Wuth. Burchhard gerieth in eine entsetzliche Angst, wie er das geschwollene, durch alle Muskeln bewegte Gesicht der Dame sah. Er flog hinzu, riß die Hände mit Gewalt herab, und sah nichts, als eine Glatze. „Ich sehe da gar nichts auf dem Kopfe!" sagte er in der Betäubung. Sie hielt das für

Spott, oder verstand es nicht. Endlich kam doch heraus: „Mein Kopfzeug hat das Teufelskind!“ Jetzt merkte Burchhard den Handel. „Bleiben Sie hier, meine theure Frau Bürgermeisterinn! Sie sollen es sogleich wieder haben.“

Er eilte fort, pfiff auf einer Pfeife nach Matrosenart, und Ludwig erschien. „Wo ist das Kopfzeug der Frau?“ „Ich habe es der Mama gebracht, Vater! der Frau sind Haare an das Kopfzeug gewachsen, und nicht auf dem Kopfe.“ Burchhard suchte seine Frau bey der Gesellschaft. Er fand alles in der größten Bestürzung. Der Dame Tochter war schon fort, um den Kopfzeug ihrer Mutter wieder in Ordnung zu bringen. Endlich kam die Tochter allein zurück, und sagte dem Vater, daß die Mutter und Willhelm schon auf dem Rückwege wären. Der alte Mann jammerte über den schönen Kaffee, den er stehen lassen mußte, und ging mit der Angst eines Verurtheilten seiner Frau nach; denn er war der ewige Blitzableiter aller Ungewitter seiner Frau.

Wie die Frau zu Hause war, so zog sich der Mann unter dem ersten Vorwande in sein hinterstes Zimmer, nachdem er das Versprechen hatte ablegen müssen, schlechterdings Burchhards Protege das Conrectorat nicht zu geben, und das sogleich dem Flegel, dem — Gott behüthe, wie könnte ich nachsagen, was die Dame sagte! — zu schreiben. Der arme Mann! er mußte. Er schrieb Burchharden so höflich, wie möglich, daß

er sein Versprechen nicht halten könne, in Absicht des Conrectorats, u. s. w.

Burchhard empfing den Zettel, und antwortete dem Bürgermeister: „Entweder der junge Ehrenbreit bekommt das Conrectorat, und ich verschweige die ganze Geschichte mit der Haartour auf Ehre und Reputation; oder er bekommt es nicht, und ich mache sogleich die ganze Anekdote in der Stadt bekannt. — Burchhard.“

Der Bürgermeister gab seiner Frau zitternd den Zettel: sie las; sie schäumte; der Bürgermeister sollte es ihm gerichtlich untersagen, u. s. w. Endlich man mußte in den sauren Apfel beißen. Ehrenbreit wurde Conrector, und die Geschichte blieb verschwiegen bis auf den heutigen Tag.

Auch Ludwig hatte seine Lection bekommen: man machte ihn aufmerksam darauf, daß er die alte Dame durch seine Bemerkung vor Tische schon gegen sich aufgebracht habe. Sein Vater machte ihm begreiflich, wie viel die alte Frau bey diesem Handel gelitten habe, und Ludwigen standen die Thränen in den Augen. „Aber, Vater! wie das eine Schande seyn soll, wenn einem die Haare ausgehen!“ — „Es ist keine Schande; es ist an sich etwas ganz Gleichgültiges; allein du siehest, was die Menschen für närrische Meinungen hägen. Siehst du, hätte die alte Frau auf diese Meinung so wenig gegeben, als du, so hätte sie über den Handel gelacht, statt daß es ihr vielleicht vier Wochen den heftigsten Kummer verursacht. Allein, lieber Lud-

wig! so lächerlich diese Meinungen der Menschen auch sind, so mußt du ihrer schonen, mußt bey den meisten Narrheiten der Menschen schweigen, thun, als ob du sie nicht sähest, damit du den Menschen keinen Verdruß machest, wenn nicht diese Meinungen deiner Glückseligkeit etwas in den Weg legen. Es ist wahr, die Frau war häßlich vom Toback; nach den wunderlichen Meinungen der Menschen kann man wohl häßlich seyn; aber man darf es nicht sagen, daß jemand es ist. Du hast der Frau viel zu Leide gethan!" — Ludwig bekümmerte sich zwar, daß er der Frau etwas zu Leide gethan habe; allein er blieb doch dabey, daß er sich in den Handel nicht finden könne, was er sagen und nicht sagen dürfe. „Sieh, da ist die kleine Rose klüger, als alle die großen Menschen: wenn ich ihr sage: Pfui, Rose, wie schmutzig sind deine Hände! so läuft sie an die Fontaine, und wäscht sich so lange, bis sie ganz rein sind."

Burchhard lebte also wieder ganz allein: denn der Ruf von seinem abscheulichen Teufelskinde, das jeden Fremden beleidige, und von dem rasenden Vater in Schutz genommen werde, war so allgemein, daß niemand einen Besuch wagte. Nur der Conrector, Ehrenbreit, glaubte doch, dem Manne einen Besuch schuldig zu seyn, der, ohne ihn zu kennen, sich seiner so wirksam angenommen hatte. Er ging hinaus. Ein Domestik führte ihn hinauf, fragte, ob er Zeit habe: der Herr wäre mit Madam spatzieren gefahren.

Der Conrector bejahete, und der Domestik öffnete eine Saalthüre, und ließ den jungen Mann da hinein treten. Hier fand Ehrenbreit Ludwigen. Er saß auf einem Fußschämel, und flocht einen Korb, und vor ihm auf den Knieen saß Rose, und reichte ihm die Ruthen zu. Beyde Kinder schwatzten, und scherzten weiter fort, nachdem sie den fremden Herrn einmahl angesehen hatten. Der Conrector horchte. „Sieh, Rose! nun will ich deinen Nahmen hinein mahlen, daß jeder weiß, es ist dein Korb! und dann legst du die schönsten Borstorfer Äpfel hinein, und umher Blumen, nicht wahr?" „Ja! daß wollen wir thun! aber mahle deinen Nahmen auch daran, Ludchen, daß er dir mitgehört: du weißt wohl, ich mag das gern."

So ging das kindische Geschwätz fort, und Ehrenbreit bewunderte die Schönheit, die Ruhe, die Güte auf dem Gesichte der kleinen Bestie. Er trat näher, fragte den Knaben, was das für Ruthen wären. Ludwig antwortete dreist, und sie waren in einem tiefen Gespräche über die Materialien des Korbmachens verwickelt, als Burchhard hinein trat.

Der junge Mann bezeugte ihm seine Dankbarkeit. Burchhard lächelte. „Lieber Mann! mir sind Sie wohl keinen Dank schuldig. Ich habe Sie nicht gekannt. Madam Seeburg hatte durch ihren Bruder viel Gutes von Ihnen gehört; ich höre das von ihr, — und das Ding ging, wie eine Verläumdung, aus einem Munde in den

andern. Lassen Sie das!" Burchhard redete fort, fand Geschmack an Ehrenbreit; man kam auf Ludwig. Burchhard erzählte Ehrenbreit seinen Erziehungsplan mit dem Knaben, und bath ihn um seinen Rath bey dem Theile der gelehrten Erziehung. Ehrenbreit, der, wie fast alle jungen Gelehrten, ein wenig Enthusiast für die Wahrheit und die Natur war, fand den Plan entzückend; nur, meinte er, müsse dieser Unterricht noch einige Jahre Privatunterricht für Ludwigen bleiben, bis die Liebe zur Wahrheit in seinem Herzen unauslöschlich geworden wäre.

Ehrenbreit wurde Mittwochs, Sonnabends, und Sonntags zum Lehrer und Hausfreunde erwählt. Er blieb schon diesen Abend hier, und fand in seinem künftigen Eleven eine Lehrbegierde, eine Bildsamkeit zu allem Guten, eine Güte, aber auch eine so heiße Gerechtigkeitsliebe, die ihn in Erstaunen setzte.

Ehrenbreit war ein tüchtiger Schulmann; er erzählte sehr schön und leicht, und er zog Ludwigen schon diesen Abend fest an sich. „Komm oft wieder, Ehrenbreit, wenn du willst!" rief er ihm nach, wie er ging.

Ehrenbrei. kam Mittwochs um eilf Uhr Morgens, und blieb bis am andern Morgen früh; vom Sonnabende blieb er bis Montag. Ludwig war diese Zeit fast immer bey ihm, außer in den Stunden, da Rose kam. Auch diese nützte Ehrenbreit, und saß zwischen beyden un-

schuldigen Kindern, wie beym Milton der Engel zwischen den ersten Menschen, und hauchte in ihre zarten Seelen den reinen Hauch der Güte, des Wohlwollens, und der Thätigkeit für Menschenwohl. So saßen sie im Garten, oder im Wäldchen, oder im Saale zu seinen Füßen, horchten seinem Unterrichte, und nicht selten schwammen in Rosens zu ihm gehobenen blauen Augen Thränen der Unschuld, der Freude, und des Mitleidens, und Ludwig wischte ihr die Thränen ab, wenn sie auf ihren Wangen standen, mit dem zärtlichen Ausrufe: „Liebe, liebe Rose, mußt nicht weinen!"

Ehrenbreit lehrte den Knaben Religion im wahren Sinne; wenig Theologie, Logik, Geschichte, und ein wenig Mathematik. Der Vater hatte das Fach, worin er unstreitig besser beschlagen war, als der Schulmann, das Fach der Geographie, der Naturgeschichte, und der fremden Sprachen, außer daß Ehrenbreit hier seine Methode verbesserte.

Man denke sich nun den Knaben, in der grenzenlosesten Freyheit erzogen; in einer Freyheit, die keine andern Grenzen hatte, als die Heiligkeit des fremden Eigenthums, mit einer ungeheuren Wahrheitsliebe. Dieser Knabe lernte nun die Griechen und Römer kennen, las nun die enthusiastischen lieblichen Romane der Römer von Rollin, und der Griechen von Crevier, hörte täglich die Thorheiten der jetzigen menschlichen

Meinungen verspotten; man denke, was dieser Knabe werden mußte! Sokrates und Diogenes! er schwankte hin und her zwischen beyden. Brutus, Epaminondas, Hermann, Leonidas! sein Auge leuchtete bey diesen Nahmen: kaum wußte er, ob er Rosen stärker liebe, oder Roms Befreyer, seinen Brutus.

Seine Liebe gegen Ehrenbreit stieg mit jedem Tage: ein Wink von diesem war hinlänglich, ihn zu der ausdauerndsten Anstrengung in Arbeiten des Körpers und des Geistes zu bringen. „Unabhängig von allen Menschen willst du werden, Ludwig? gut, mein Freund! so lerne deine Bedürfnisse beschränken, und gewöhne dich zur Arbeit. Der Becher war Diogenes nicht zu viel; und unter dem Pfluge herzugehen, war dem großen römischen Dictator nicht zu wenig! Vereinige beydes, und du bist freyer als beyde, und unabhängiger als beyde!" — „Freyer, wie Diogenes?" Es erwachten bey diesem Gedanken stolze Gefühle in des Knaben Brust, nicht die Gefühle einer kindischen Eitelkeit, die mit der nächsten Minute verschwindet. Nein! Monathe durch erhielten sie den Knaben bey dem Genusse der einfachsten Bedürfnisse der Natur, bey einem Apfel, bey einem Glase Wasser, heiter und wohl, und bey einer ermüdeten Arbeit thätig.

Da stand Rose oft, und sah ihn freundlich an. „Laß uns ein wenig spielen, Ludwig!"

„So bald ich dieß umgegraben habe, liebe Rose!“ — „Ich will dir helfen, Ludwig!“ Sie nahm den kleinsten Spaten, und spielte mit den Erdklösen, und hinderte Ludwigen mit ihrer Hülfe, bis denn Ludwig den Spaten in den Boden steckte (lange hatte er sie schon lächelnd angesehen), auf sie einlief: „So laß uns spielen!“ Sie spielten eine Stunde, und der Knabe war oft noch eine halbe Stunde länger, als die Arbeiter, im Garten, um die Zeit des Spiels mit Arbeit nachzuhohlen.

Oder da saß Rose geduldig, und strickte, und wartete, bis Ludwig fertig war, und während der Arbeit lief sie zu ihm, wischte ihm mit ihrer Schürze den Schweiß vom Gesichte, und rief von Zeit zu Zeit: „Nun, Ludwig, bist du müde? hör nun auf! sey lustig!“ Oder sie suchte ihm die schönsten Erdbeeren; und wenn er eine Reihe hinunter gepflanzt hatte, so steckte ihm Rose die Erdbeere in den Mund, sah ihn traurig an, und fragte: „Du bist wohl recht müde?“

Rosens Zahl zu stricken wurde von Tage zu Tage auch stärker: das arme Kind strickte ohne aufzusehen, so lange sie nicht bey Ludwigen war; allein, war sie bey Ludwigen, so lag entweder das Strickzeug neben ihr auf dem Rasen, oder sie ließ, weil sie so oft aufsah, so viele Maschen fallen, daß sie nie mit der Arbeit fertig werden konnte. „Aber Rose! was ist das?“

fragte die Tante, und zeigte dem kleinen Mädchen die schlechte Stelle. „Ach, Tantchen! da bin ich wieder bey Ludwigen gewesen.“ „Ich werde dich gar nicht mehr zu ihm lassen, wenn du so fortfährst!“ Rose bath die Cousine: „Cousine! wecke mich doch morgen um sechs Uhr!“ „Warum eine Stunde früher!“ „Um Tanten und Ludwigs Willen.“ Die Cousine that es, und Rose sagte: „Ach, ich bin noch so recht müde!“ Sie gähnte; die Augenlieder fielen ihr wieder zu; der kleine Kopf fiel ihr wieder auf's Küssen, und sie wollte wieder einschlafen.

„Nein, nein! ich muß auf!“ rief sie auf ein Mahl; sie sprang aus dem Bette, flog in die Kleider, und nun gings über das Strickzeug her, und nun konnte sie bey Ludwig bleiben, ohne gar zu stricken.

So war Ludwig unter den liebevollen Spielen mit Rosen, unter Unterricht und Arbeit, zwölf, und Rose mit ihm neun Jahre alt geworden. In diesen vielen Jahren hatte sich nie die kleinste Zänkerey zwischen beyden Kindern erhoben. Eine reine vertrauliche Liebe, eine unschuldige Zärtlichkeit, eine grenzenlose Anhänglichkeit. Eines am Andern hatte die beyden Kinderseelen so fest verwebt, das Eins ohne das Andere schlechterdings keines Glücks, selbst nicht der Vorstellung eines Glückes, fähig war.

„Wenn du nun ein Mann bist, ich ein Greis,“ sagte Burchhard, „so übergebe ich dir

das ganze Gut, Ludwig! und dann thust du das, was ich jetzt thue; du reitest zu den Arbeitern, um nachzusehen." — „Oder ich gehe mit Rosen dahin!" fiel Ludwig schnell ein. Überall gehörte Rose in jedes Bild, das Ludwig dachte, und Rose sprach mit Tanten und der Cousine von nichts, als Ludwig, sorgte für keinen, als für ihn, führte kein Beyspiel an, als ihn, nannte bey jeder Tugend ihn, und behauptete von jedem Fehler: „Den hat Ludwig nicht!" Jeden Morgen, wenn sie zusammen kamen, empfingen sie sich mit einem Freudengeschreye, und liefen einander entgegen; und mußten sie sich verlassen, so sagte Ludwig: „Ach! Rose, adieu!" „Adieu, Ludwig!" sagte Rose betrübt, und sie schlichen aus einander, und sahen beyde zehn Mahl zurück. Saß er bey Ehrenbreit in der vollsten Andacht, und er hörte Rosens Stimme, so stieg ein Engellächeln auf sein Gesicht. „Das ist Rose!" sagte er freundlich, und horchte, und Ehrenbreit mußte eine Pause machen.

Ehrenbreit nahm Ludwigen jetzt zuweilen mit in die Stadt, um ihn näher mit den Gewerben der Menschen bekannt zu machen, und Ludwig hatte eine Art Freundschaft mit einem Tischler geschlossen, der ihm geduldig den Gebrauch aller seiner Handwerksgeräthe zeigte. Ehrenbreit gab dem Manne dafür eine kleine Entschädigung, und der Tischler bath Ludwigen, öfter wieder zu kommen. Ludwig ließ sich dieß

nicht zwey Mahl sagen. Er ging in die Stadt, und zum ersten Mahle allein, zu seinem Tischler. Dieses Mahl fand er den Tischler von sechs Kindern umringt. Ludwig lehnte sich an den Arbeitstisch, und sah den Spielen der Kinder zu, und zuletzt mischte er sich in die Spiele hinein, vergaß den Zweck, wozu er gekommen war, und spielte ein Paar Stunden. Der Tischler gab dem kleinen Fremden einen Apfel, und Ludwig war von den sechs Kindern umringt, die, Trotz dem Verbothe des Vaters, etwas von dem Apfel forderten. Er vertheilte ihn, ohne etwas für sich zurück zu behalten, und das Spiel hob wieder an.

Beym nächsten Besuche brachte Ludwig ein großes Tuch voll Äpfel mit, und ein Gejauchze erhob sich, wie er die Äpfel austheilte. Dankbarkeit zog die Kinder an ihn, und Ludwigen an die Kinder. Ehrenbreit unterrichtete nun den Tischler, wie er sich gegen den Knaben verhalten sollte; übrigens ließ man Ludwigen so oft zu ihm gehen, als er wollte. Eines Tages spielte Ludwig mit den Kindern vor der Thür, da die an Karren geschmiedeten Gefangenen vorüber gingen. Ludwig wurde aufmerksam: auf ein Mahl fielen ihm die Ketten in die Augen, mit denen sie an den Karren gefesselt waren. Er schauderte zusammen. „Lieber Gott!“ rief er, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Er sprang auf den letzten Gefangenen zu, und fragte mit einer zärt-

lichen Stimme: „Was hast du gethan, armer Mann?" Der Gefangene, den die Frage verdroß, machte ein grimmiges Gesicht, stieß einen Fluch aus, und hob die Hand auf um Ludwigen zu schlagen. Ludwig fuhr mit einem Schrey zurück. Der Soldat trat herzu, und schlug den Gefangenen. Ludwig fing an, heftig zu schreyen: „Laßt! laßt! schlagt nicht!" Der Gefangene schrie, fluchte; Ludwig lief mit lautem Geschrey davon und nach Hause.

Bey seinem Eintritte ins Zimmer liefen ihm seine Mutter und Großmutter voll Angst entgegen; Rose schrie auf: „Ludwig!" Selbst sein Vater erschrack; denn der Knabe war todtenbleich. Er stürzte seinem Vater in die Arme mit den innigst betrübten Worten: „Ach, ich bin sehr unglücklich!" und nun fing er aufs neue an, zu schluchzen, rang die Hände, und erzählte seine unglückliche Begebenheit. Noch hatte er nicht recht begriffen, warum der Gefangene ihn hatte schlagen wollen. Sein Vater erklärte ihm, daß wahrscheinlich der Gefangene seine Frage für Spott genommen habe, und dadurch aufgebracht worden sey. Ludwigs Kummer wurde immer stärker dadurch, daß er sich als die unschuldige Ursache der Schläge betrachten müßte, die der Gefangene erhalten hatte. Er hörte nicht auf, von dem Gefangenen zu reden: er bath seinen Vater, ihm irgend ein Mittel anzugeben, dem Gefangenen den Schmerz, den er seinetwillen erlitten hatte, zu ersetzen; und sein Vater versprach

es ihm. Ehrenbreit kam nach einigen Tagen. Ludwig lief ihm sogleich mit nassen Augen und mit der Erzählung seiner Begebenheit entgegen. „Ich weiß es schon, Ludwig!“ hob Ehrenbreit an: „die Leute in der Stadt erzählten, du hast den Gefangenen geneckt, mit Steinen geworfen, bis er endlich nach dir geschlagen habe. Sieh, so übel reden die Leute von dir!“ — „O laß sie reden! wenn ich nur erst den Gefangenen befriedigt hätte!“ Ehrenbreit bekam denn ein Stück Geld für den Gefangenen, und erzählte Ludwigen, wie der den andern Tag zu ihm kam, daß der Gefangene nun wieder mit ihm ausgesöhnet sey. — „Nun also wird er mich nicht wieder schlagen, wenn ich ihn anrede?“ — „Gewiß nicht, mein guter Junge!“ Dahin flog Ludwig. Ehrenbreit sah ihn nach dem Stockhause zueilen. Ehrenbreit eilte ihm nach, und eben noch kam er zu rechter Zeit, der rührendsten Scene beyzuwohnen.

Ludwig ging in die Gefangnenstube, die ihm ein Soldat zeigte: er erkannte sogleich seinen Gefangenen, und dieser ihn. Der Gefangene durch das Geschenk, das er erhalten hatte, sehr freundlich, zog den Hut. Ludwig trat auf ihn zu, und mit Thränen in den Augen, mit einer zitternden Stimme redete er ihn an: „Ich habe dir neulich Leids gethan, lieber Mann! es hat mir von Herzen wehe gethan; aber ich dachte nichts Böses bey der Frage. Sey nicht mehr böse auf mich!

du gingst da vorüber, und eure Ketten — ach, das jammerte mich so herzlich!" Und bey diesen Worten reichte er dem Gefangenen die Hand. Der war in Verlegenheit. „Hat nichts zu sagen, junger Herr!" — „O," rief ein anderer: „ich wollte mich wohl zehn Mahl so derb schlagen lassen, wenn ich so viel Geld dafür bekäme, wie der da!" Ludwig warf einen Blick voll des unaussprechlichsten Widerwillens auf diesen Menschen, der aber sogleich wieder in das höchste Mitleiden zerschmolz, wie ein alter Mann ihm ins Auge fiel, der traurig in einem Winkel saß, und mit der Miene eines tiefen Kummers ein trocknes Stück Brot verzehrte. Der Knabe sah ihn aufmerksam an, und weinte sanft. „Es thut Ihm wehe, Kleiner," hob der Alte an, „daß ich trocknes Brot esse?" — „Nein," antwortete Ludwig: „aber daß du gefesselt bist, alter Mann! das thut — mir — sehr wehe." Er konnte dieß kaum vor Weinen hervor bringen. Er ging jetzt auf den alten Mann ein, und hob die Kette auf, und wog sie. „Schwer, schwer ist die Kette; aber dieß sollte nichts thun, wenn ich nur alle Tage einen Groschen zum Trinken hätte; denn ich werde alt und schwach." Ludwig begriff schlechterdings nicht, wie die Fesseln nicht das größte Elend der Gefangenen wären; und doch drang ihm der Ton des alten Mannes durch die Seele. Er wendete sich ab, und erblickte Ehrenbreit, der hinter der Thüre stand. „O Ehrenbreit! ich bitte

dich, gib mir Geld,“ schluchzte er ihm entgegen; „gib mir Geld!“ Ehrenbreit gab ihm die Hand voll Münze. „Hier,“ rief Ludwig, „hier, alter Mann, theile es mit den andern!“ Die Gefangenen zogen die Mützen, wünschten alle mit lauter Stimme dem Knaben Gottes Segen; und Ludwig flog zur Thüre hinaus, und versank laut weinend an Ehrenbreits Busen, und erst nach einigen Minuten hatte er sich so viel wieder erhohlt, daß er mit Ehrenbreit über den Zustand dieser Menschen, reden konnte.

So viel auch Ehrenbreit darüber sagte, so konnte er doch Ludwigen nicht bereden, den Verlust der Freyheit nicht zu hart für der Gefangenen Verbrechen zu finden. „Nein,“ rief er voll Abscheu: „gefesselt bis an den Tod! Lieber gleich todt, als eine Stunde an Ketten!“ Der Anblick hatte eine große Wirkung auf des Knaben Herz gemacht. Er redete Tage lang nichts anders, als von Gefangenen, von der Leibeigenschaft: sein Haß gegen allen Zwang wurde noch feuriger, und seine Liebe für Freyheit noch romantischer.

Die Stadt trätschte weidlich über diesen Vorfall. Man war sogar toll genug, zu sagen, der Knabe habe den Gefangenen Abbitte thun müssen. „Das hab ich ja auch,“ sagte Ludwig, wie sein Vater ihm es erzählte. Die übrigen Zusätze der Stadt belachte er, wenn sie lächerlich waren,

oder hörte sie kalt und ruhig, und ohne Wirkung auf sich an.

Noch größer wurde des Knabens Erstaunen, wie er nun hörte, daß fast alle diese Gefangenen, theils durch die drückende Armuth, theils durch ihre Unwissenheit und schlechte Erziehung, zu den Verbrechen gebracht waren, die sie in den Fesseln abbüßten. Sein Herz wurde erschüttert bey einer Berechnung die Ehrenbreit anstellte, daß manches Fest, manche Gasterey einer reichen Familie, mehr koste, als die jährlichen Bedürfnisse einer armen ganzen Familie, und daß oft der Vater einer solchen Familie ein Verbrechen beginge, um sich und seinen Kindern Brot zu schaffen. „O mein Gott!“ rief er; „ist das möglich?“ Burchhard machte ihn jetzt mit dem Nahrungszustande aller Einwohner in seinen beyden Dörfern bekannt, und zu gleicher Zeit mit den Veranstaltungen, die er getroffen hatte, den Armen Arbeit, Fleiß und Unterhalt zu verschaffen. Der Knabe wünschte jetzt, jeden Armen mit Überfluß überschütten zu können, und man machte ihm nur mit Mühe begreiflich, daß auch der Überfluß zuweilen schädlich sey. Burchhard fing jetzt selbst an, sich mehr und inniger mit dem Zustande und der Glückseligkeit seiner Bauern zu beschäftigen. Alle Verhandlungen deßwegen wurden dem vierzehnjährigen Knaben vorgelegt, alle Gründe, warum man so verfuhr, ihm aus einander gesetzt, und Ludwig, obendrein noch

ein Paar Mahl von Betrügern angeführt, lernte schon jetzt eine Behuthsamkeit, die über sein Alter war.

Hatte er einen Armen ausgefunden, der ihm elend schien, weil er jammerte: so flog er mit seinem offnen wohlthätigen Herzen ihm entgegen. Er quälte, er bath seinen Vater, Ehrenbreit, seine Mutter, dem Armen zu helfen; man überließ ihm die Art der Hülfe, und unterstützte ihn dazu mit Gelde. Er gab, ohne zu fragen, wie viel der Arme brauchte: er gab auf ein Mahl alles, was er hatte. Burchhard spürte der Wirkung nach. Oft wurde das Geld schlecht angewandt; oft war der Arme gar nicht unglücklich, nur unverschämt gewesen; und Burchhard machte nun Ludwigen aufmerksam, wie viel Gutes er mit einer gleichen Summe hätte wirklich thun können. „Liebes Kind!" sagte der Vater; „Geben ist nicht befohlen, sondern Wohlthun: geben ist sehr leicht; aber Wohlthun ist sehr schwer. Gib nicht, mein Sohn, sondern mache glücklich!" Burchhards Wohlthaten in den Dörfern, und Ehrenbreits Wohlthaten in der Stadt wurden eine Erfahrungsschule für den Knaben. Er lernte prüfen, um wohlthätig zu seyn; er lernte mäßig seyn, um zu haben: sein Herz fand den Elenden, und seine Erfahrung half ihm.

Burchhard war selbst vorher in dem Falle gewesen, worin tausend und abertausend sehr gutmüthige Menschen sind. Er war sehr geneigt,

wohl zu thun: er hatte ein unbegrenztes Wohlwollen gegen die Menschen; er war auch wirklich thätig, aber nur, wenn ein schneller Augenblick, oder ein großes in die Augen fallendes Elend seine Fantasie, und durch die sein Herz, erschütterte. Er vergaß unter den Geschäften seines Hauses, unter den tausend Kleinigkeiten, die seine Aufmerksamkeit forderten, über die Erziehung seines Sohnes, über eine Allee, die er wollte hauen lassen, daß so viele Unglückliche noch wären, die seiner Hülfe bedürfen, und die zu mißtrauisch, oder zu bescheiden, oder zu einfältig, oder zu verschämt wären, sich mit einer bestimmten Auseinandersetzung ihres Elends, und mit einer Erklärung, wie ihnen geholfen werden könnte, an ihn zu wenden. Sie sagten: „Ich bin arm;" Burchhard gab, ohne zu fragen: „Ist es genug?" Die Unglücklichen dankten dem großmüthigen Manne auch für diese Wohlthat, wenn sie auch nur das Elend Tage lang von ihnen abhielt, und nun versanken sie wieder in ein vielleicht noch tieferes Elend, weil sie nun nach der empfangenen Wohlthat um einen Wohlthäter und um eine Hoffnung ärmer zu seyn schienen. Von dieser kleinen Begebenheit mit dem Karrengefangenen an, welche ein Gespräch über die Quellen der Verbrechen, und über die richtige Art wohl zu thun zwischen Ehrenbreit, Ludwig und Burchhard veranlaßte, von diesem Zeitpuncte an fühlte Burchhard, daß

er selbst noch nicht diese Tugend besäße, die er Ludwigen lehren wollte.

Allein sein wahrlich schönes Herz führte ihn sehr bald auf den richtigen Weg, der zur Wohlthätigkeit führt. Er suchte den Unglücklichen auf: er machte sich dann, wie ein weiser Arzt, erst mit dem Übel bekannt, dem er abhelfen wollte; dann wog er erst die Hülfsmittel mit dem Elende ab, berechnete Ursache und Wirkung, und wurde nun ein helfender Gott jedem Unglücklichen, dem er helfen konnte. Von seinem jetzigen Verfahren zog er die Regel ab, die er Ludwigen bey der Wohlthätigkeit gab, und der wir oben erwähnt haben. Der Überfluß verschwand immer mehr aus Burchhards Hause, von Burchhards Tische, und der Ausgaben wurden nicht minder. Der Großmutter kam die schnelle Abänderung ein wenig bedenklich vor, und sie wollte schlechterdings dieser Abänderung ihren Beyfall nicht geben. Es kam hierüber am Tische einmahl zu Debatten. Die Großmutter vertheidigte die dritte Schüssel; „denn, Herr Sohn, wer will sich in der Leute Mäuler bringen?" sagte die alte Frau; Sie kennen das Gesinde nicht. Den Armen geben? du liebe Zeit! wers glaubt! da heißt's denn, wenn das Gesinde so etwas sieht: mit unserer Herrschaft muß es auch windig stehen!"

„Nun aber warum sollen denn die Leute nicht sagen?" fragte Ludwig; „das ist doch ganz und gar gleich!"

„Das verstehst du nicht, mein Söhnchen! denn da denkst du gerade, wie dein Papa. Genug, wir müssen die dritte Schüssel beybehalten."

„Und die Armen gar keine haben, liebe Großmutter?"

Kurz, die Großmutter nahm keine Gründe an. Burchhard war auch milder gegen die Frau geworden, je älter sie, und je älter er selbst wurde. Er schwieg. Auch war ihm gerade so viel nicht drum zu thun. Ludwig aber, dems mehr am Herzen lag, und der seinen Vater schweigen sah, stand auf, ging zu seinem Vater, und flüsterte ihm ins Ohr. — „O du Herzensjunge!" rief Burchhard entzückt, und umarmte ihn. Die Großmutter drang darauf zu wissen, was Ludwig gesagt habe. „Er bath mich, Ihnen, liebe Mama, die dritte Schüssel zu lassen," antwortete Burchhard, „weil Sie es wünschten, und seinen Engländer dafür zu verkaufen. Ich kann zu Fusse gehen; aber die Armen können nicht hungern."

Die Großmutter besann sich einen Augenblick. Dann traten ihr die Thränen in die Augen; sie stand auf, und küßte Ludwigen. „Nun wie Gott will! und soll ich noch eine Schüssel hergeben, so nehmt sie, Kinderchen! Ich esse ja doch nichts mehr von dem dritten Gerichte; aber reiten sollst du, Ludchen, und wenn sie mich in einem Sarge ohne Hänge begraben sollten; und die Armen sollen essen, du Goldkind! Von morgen

an zwey Gerichte, und wenn die Bürgermeisterinn uns auch noch so viel hohnneckte.“ Hannchen hatte ihres Sohnes Hand gefaßt; ein freudiges Zittern flog aus ihrer Hand in seine. „Mein Sohn!“ sagte sie, — eine Thräne trat in ihr Auge; sie stand auf, sah durchs Fenster gegen Himmel mit einem so fröhlichen muthigen Gesichte, als ob sie sich dem lieben Gott zeigen wollte, daß sie die Mutter des Kindes wäre.

Man muß nicht etwa denken, daß ganze Tage mit diesen Armen-Verhandlungen ausgefüllt wurden; auch nicht etwa, daß Ludwig ein trübsinniger Schwärmer gewesen sey. Mit nichten! eine halbe Stunde nach der Scene saß er auf den Engländer, trabte dahin, setzte über einen Graben, weil ein Paar Mädchen ihn betrachteten, und dann gings in der Allee am Teiche hinunter, vor Rosens Fenster vorüber. Da gings Pferd geduldig und langsam. Rose lag im offenen Fenster, und warf ihn mit Papier, oder mit einer Blume, oder auch wohl mit einem Apfel, zeigte ihm das Stück von dem Hemde zum Fenster hinaus, das sie noch säumen müßte, ehe Tante ihr erlaubte, in den Garten zu gehen. Dann gings wieder fort, und nach einer halben Stunde wieder vor Rosens Fenster vorüber, und Rose hatte die Hälfte schon vollendet.

Dann gings in den Garten, Rosen entgegen. Dann erzählte Ludwig; dann Rose; sie lachten; sie schäckerten; sie haschten sich: dann fiel es Ro-

sen ein, daß sie eilf Jahre alt war. „Pfuj, Ludwig! nicht mehr haschen! Tante kanns durchaus nicht leiden. Komm, laß uns spatzieren gehen.“ Sie faßte ihn unter; sie gingen ein Gang hinab. Auf ein Mahl sprang Rose fort. „Hasch mich, Ludwig!“ Ludwig haschte sie. Sie drehete sich in seinen Armen um, legte ihre Hände auf seine Schultern, sah ihn freudlich an, und fragte mechanisch: „Hast du mich gehascht?“ Ludwig sagte freundlich: „Ach meine liebe Rose!“ Oder sie setzten sich auf einen Rasen, fingen sich an zu erzählen: sie tändelte mit seinen Locken, oder legte den Arm auf seine Schultern, und streichelte mit der Hand seine Wangen. Er stockte in der Erzählung, und Rose hörte nicht mehr zu: er sank an ihre Brust, und sagte: „Liebe, liebe Rose!“ und Rose wiederhohlte: „Lieber, lieber Ludwig!“ Dann schlugs drey. „Da schlägts schon, lieber, liebster Ludwig! Ich weiß doch auch gar nicht, wo die Stunde bleibt! Von eins bis zwey laure ich mich manchmahl todt auf die dumme Glocke; und von zwey bis drey hört sie nicht auf zu schlagen. Nun ich muß gehen. Heute Abend gehe ich mit Cousinen ein wenig in der Allee. Hörst du?“ Ludwig schalt ebenfalls auf die Glocke, und schon schlug es ein Viertel. „Adieu, Ludwig!“ Sie hüpfte fort. Ludwig sah dem reitzenden Mädchen nach. Dann ging er hinauf zu lesen. Die Blätter, die er die erste Viertelstunde las, mußte er jedes

Mahl noch ein Mahl lesen; denn er dachte noch immer an Rosen.

Zwar war der Umgang mit Rosen jetzt eingeschränkter, als je. Sie sahen sich nur alle Tage zwey Stunden, von eilf bis zwölf, und von zwey bis drey. Haschen, Verstecken und manche anderen Spiele, bey denen die dunklen Theile des Gartens besucht werden mußten, waren untersagt. „Ich sehe sehr gern," sagte Madam Seeburg, „sehr gern, wenn du mit Ludwigen deine Freundschaft fortsetzest; allein du bist beynahe erwachsen, wie er. Das Tollen hält euch von der Arbeit zu viel ab, und dann gewöhnt ihr euch daran; und du mußt nun nach gerade einen Menschen unterhalten können, ohne zu laufen, oder zu haschen. Geh mit Ludwigen spatzieren; redet von dem, was ihr lernt u. dergl."

Madam Seeburg fand bey dem immerwährenden Zusammenseyn der beyden Kinder eine Gefahr, die vielleicht nicht war. Sie wollte die Gefahr verringern, und vergrößerte sie. Ludwig und Rose hatten noch nie gefühlt, wie viel sie sich einander waren, als in dem Augenblicke, da sie sich einander nicht so viel mehr sehen sollten.

Zwar bekamen sie sich außer den beyden bestimmten Spielstunden noch häufig genug zu sehen: Abends ging gewöhnlich Madam Seeburg und Burchhards Frau in der Allee auf und nie-

der. Ludwig fehlte nie, von der Partie zu seyn. Allein eine solche Promenade war ihm mehr zuwider, als angenehm. Eben ging er neben Rosen her: er hatte ihre Hand gefaßt; sie waren im tiefen Gespräche, und Madam Seeburg rief: „Ludwig!“ Ein Paar Mahl ging er, und Madam Seeburg hatte eine Kleinigkeit zu fragen. Ludwigen verdroß der Handel: er hatte immer wieder einige Minuten nöthig, seine vorige Situation mit Rosen zu gewinnen; denn ehe er Rosens Fragen alle: „Was wollte Tanntchen? was sagtest du? was sagte Tantchen dann?“ beantwortet hatte waren schon wieder ein Paar Minuten verflossen, die er, dünkte ihn, besser hätte zubringen können. Ein Paar Mahl antwortete er auch, wenn die Tante ihn rief: „Ich habe jetzt keine Zeit!“ Und das war noch schlimmer; denn kurz darauf erscholl der Nahme; „Rose!“ und Rose lief zurück; und kam die ins Plappern, so kam sie gar nicht wieder: er stand da, wie von Himmel und Erden verlassen, und käuete an den Nägeln. „Mit dem einfältigen Hin- und Hergehen wie ein Haufen Änten!“ sagte er dann verdrießlich, wenn Rose endlich wieder kam. „Laß doch, lieber Ludwig!“ sagte Rose leise: „es ist nun nicht anders!“ Spät noch lief er allein in der Allee umher, sah Rosen noch ein Paar Mahl im Fenster: der Himmel weiß, Rose fand Abends ehe sie sich mit Cousinen niederlegte, so viele Papierschnitzel und Blumen am Boden, die sie alle

einzeln zum Fenster hinaus warf, daß die Cousine oft böse darüber wurde. „Mädchen, hast du nun genug?“ fragte sie, nahm sie bey den Schultern, sah sie starr an: „ich fürchte, du wirst Ludwigen noch einmahl todt werfen!“ Das kleine Mädchen schämte sich, und das Fenster blieb ein Paar Abende verschlossen.

Alles das hätte Madam Seeburg vermeiden können, wenn sie die beyden unschuldigen Kinder nicht hätte hindern wollen. Die Liebe kennt sich selbst nicht, so lange kein Hinderniß in den Wege liegt, den sie geht: werft der Liebe ein Steinchen auf den Weg, das sie hindert, sie mault, und lernt ihr eigenes Wesen begreifen. Tausendmahl war Ludwig noch vor Rosens Fenster Abends gewesen; Rose rief: „Da ist Ludwig!“ lief ans Fenster, öffnete es und rief: „Gute Nacht!“ ohne je eines Papierschnitzels nöthig zu haben. Aber seit dem Tante gesagt hatte: „Das schickt sich nicht!“ schwieg Rose, erröthete, suchte einen Vorwand, und sollte sie sich noch ein Mahl den Mund ausspülen, um das Fenster öffnen zu dürfen. Und konnte sie das alles nicht, weil schon ein: „Mein Gott, mit dem ewigen Fenster aufmachen!“ Rosen hinderte, so nahm Rose das Licht, und suchte immer an den Fenstern noch etwas, das nothwendig draussen liegen mußte, weil Rose jedes Mahl am Fenster Licht und Kopf in die Höhe hob. „Hast du etwa deine Nachtmütze zum Fenster hinaus

fallen lassen?" fragte Cousine lachend. So etwas mußte Cousine thun, wenn Rose anders fertig werden sollte.

Die Cousine hatte wirklich Mitleiden mit Rosen; denn sie war mit Rosen in einem Falle. Der Conrector Ehrenbreit hatte die Cousine kennen gelernt, und wie es jedem ging, der sie kennen lernte; das Mädchen lieb gewonnen. Seine Besuche bey Madam Seeburg wurden häufiger und Ehrenbreit immer verliebter. Endlich entdeckte der Schulmann dem Mädchen sein Herz. Das Mädchen erröthete; „Lieber Ehrenbreit!" sagte sie; „was soll ichs Ihnen läugnen, daß ich Sie gern sehe. Sie sehen das selbst; aber ist Ihnen nichts von einer Begebenheit zu Ohren gekommen, die mich betrifft?" — „Ein Stadtgeträtsch!" „Dieses Mahl nicht ganz ein Geträtsch" — antwortete die Cousine: sie erzählte ihm mit niedergeschlagenen Augenliedern, unter denen Thräne an Thräne sich heraus stahl, ihre Begebenheit. Und Ehrenbreit blieb dabey, daß er sie liebe. Und nach einigen solchen Gesprächen gestand auch denn die Cousine, daß sie ihn liebe. Man ging zu Madam Seeburg, erhielt ihren Segen. Niemand freute sich so über ihren Handel, als Ludwig und Rose; denn hinter dieser erwachsenen und vernünftigen Liebe verbarg sich die kleine kindische Liebe der beyden so geschickt, daß sie seit zwey Jahren nicht so gute Zeit gehabt hatte.

Rose ging mit Cousinen spatzieren: dabey war nichts Arges. Ehrenbreit kam mit Ludwig. — Natürlich! — Man ging; man plauderte; die Kinder verließen sie, oder blieben: einerley! man achtete ihrer nicht, und zuweilen mußte die kindische Liebe den größeren Bruder aus seinen Träumereyen erwecken. „Cousinchen!“ sagte Rose, und that, als ob sie über ihre Schürze stolperte, bückte sich, und besah die Schürze: denn eben lag Cousinchen dem Schulmanne am Busen: „Cousinchen! die Tante geht auch spatzieren, und es ist schon so spät!“ Rose setzte sich zu Cousinen: man erzählte eine Geschichte, deren Anfang Rose nicht gehört hatte; und man ging dann.

Madam Seeburg sah wohl, was sie nicht sehen wollte. Sie eilte mit der Hochzeit: „Aber, liebste Frau Base, warum so schnell?“ fragte Cousine. „Dein Brautstand, liebe Louise, taugt für Rosen gar nicht.“ Die Cousine erröthete, und sagte nichts mehr von der Eile, und die Cousine war Madam Ehrenbreit, und erhielt eine reiche Aussteuer von Madam Seeburg und Herrn Burchhard. Der Hochzeittag war für Rosen und Ludwig ein Freudenfest. Man hatte im Getümmel ihrer ganz vergessen; und während beyde Familien beschäftigt waren, saßen Rose und Ludwig unbeschäftigt mit einander im Garten, und waren vielleicht eben so glücklich in ihrer Unschuld, als das Brautpaar.

Zu dieser Hochzeit ließ sich denn auch end=

lich der Rector Gellner erbitten. Höchst selten hatte er sich von seinem Pulte eine halbe Stunde abmüßigen können, um seine Rhode, wie er Rosen nannte, und seine Schwägerinn zu besuchen. Jetzt kam er, um seines Collegen Hymenäen zu feyern. Er war ein langer, ehrwürdiger Mann, mit einem sehr guthmüthigen Gesichte: ein Mann von unendlicher Gelehrsamkeit in der griechischen und römischen Litteratur, in allem, was vor zwey tausend Jahren geredet, gedacht, gehandelt, gegessen und getrunken war, unendlich genau bekannt; aber desto unbekannter mit dem, was jetzt um ihn her vorging. Er trat feyerlich in das Zimmer, worin die Gäste waren, wie in seine Classe, und hielt an seinen Collegen eine kleine lateinische Gratulation, die sehr witzig gewesen seyn soll, wie Ehrenbreit versicherte, bey der aber den anwesenden Gästen Hören und Sehen verging. Ludwig konnte keinen Blick von dem Redner verwenden: er glaubte den Cicero selbst zu hören. Nun hielt der Prediger eine kleine Rede, copulirte das Paar; Madam Seeburg war tief gerührt, und sank ihrer Verwandtinn, die sie herzlich liebte, in die Arme: „Gott gebe," rief sie, „daß du glücklich wirst!"

Ehrenbreit küßte der Seeburg die Hand, und versicherte sie in einer kleinen Anrede, daß er den besten Willen habe, Louisen glücklich zu machen; daß er sie glücklich machen werde; daß kein Elend, kein Mangel je seine Liebe ändern könnten. —

„Brav gesagt, bis dahin!" sagte der Rector: „aber daß Sie Ihre Jungfer Braut wirklich glücklich machen werden; das können Sie nicht so sonder Zweifel versichern: das liegt noch im Schoße der Götter, und die Flitterwochen laufen bald weg. Bedenken Sie, Herr College: Brautkranz, Dornenkranz. Ich spreche aus der Erfahrung; und ich möchte Ihnen auch, wie Nestor, sagen, daß ich viel erlebt habe in meinen, Gott sey Dank! langen Lebensjahren!" Der Nachmittag verlief, und der alte griechische Mann brachte seine Zeit sehr gut in Burchhards Gesellschaft hin, der ihm von Italien und Griechenland, wo er gewesen war, erzählte. Man setzte sich zu Tisch; man aß und trank; man stand auf, scherzte und sang: das Brautpaar verschwand, und der alte Mann war so heiter geworden, daß er der Gesellschaft eine Anekdote über die andere, theils von den Alten, theils von seinen Schülern erzählte, die drollig genug waren. Bey einer von diesen Anekdoten wollte er sich auf seinen Collegen berufen, und erfuhr erst, daß er schon verschwunden sey. „Was fort? Schon fort?" rief er komisch: „das soll ihm übel vergolten werden!" Er stand auf, faßte den Prediger bey der Hand, und sagte sehr gravitätisch: „Wollen wir sie hinterlistig die Nacht überfallen? Wir beyde, Herr Pastor! wie die homerischen Helden die Ilier überfielen!"

Er fuhr endlich nach Hause mit der Drohung, daß er das Brautpaar doch noch bestrafen wollte,

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

und hielt Wort. Denn am andern Morgen um sechs Uhr war der Rector mit ganz Prima und allen Chorschülern schon draußen. Er postirte das Chor vor die Kammerthür der beyden Glücklichen, und sie sangen, oder vielmehr schrien einen lateinischen Hochzeitgesang gegen die Thür, daß beyde Eheleute voll Schrecken aus dem Schlafe auffuhren. Der Conrector stand auf, zog sich an, öffnete die Thür, kam hervor. Wie der Gesang zu Ende war, so überreichte ein Primaner den gedruckten Text auf einem Sammtküssen, und eine geschriebene Übersetzung für die junge Frau. Der Conrector flog auf den alten Rector los, schloß ihn in die Arme, und dankte ihm für das Gedicht. Der Rector wollte nichts gestehen, und der Conrector rief: „Ich kenne ja den horazischen Styl!“ Endlich gestand er denn mit großer Heiterkeit zu, daß er das Gedicht gemacht habe, und freute sich über seine Kriegslist. Die junge Frau kam auch zum Vorscheine. Der alte Mann neckte sie unbeschreiblich mit griechischen und lateinischen Versen, und war voll Erstaunen, daß die junge Frau nicht einmahl davor erröthen wollte.

Diesen zweyten Tag erhielt auch Rose einige Aufmerksamkeit von ihrem Vater. Er erkundigte sich, wie es ihr ginge, und Rose erzählte ihrem Vater von ihrem Leben, von Ludwigen, und von dem letztern erzählte Rose mit einer Geläufigkeit der Zunge, und mit einem Eifer in Ton und Blicken, daß der Vater Ehrenbreiten fragte: „Wer

ist denn der Ludwig, Herr Collega?" Ehrenbreit sagte ihm von dem Knaben, von der Art der Erziehung, die er erhalten habe, so daß der alte Mann neugierig wurde, ihn zu sehen. Ludwig kam. Ehrenbreit wollte den alten Mann für ihn einnehmen: „Eine ganz griechische Kleidung, Herr Rector!" sagte er, wie der Knabe sich ihm an Rosens Hand näherte. „Bene!" antwortete der Rector. Der Rector unterhielt sich mit Ludwigen, und freute sich über seine Dreistigkeit, über seine bescheidenen und gesetzten Antworten, obs ihm wohl, Trotz seiner Liebe zu den alten Sitten, ein wenig sonderbar vorkam, daß ihn der Knabe du nannte. Er fragte ihn, ob er die Griechen liebe, deren Kleidung er trüge? und Ludwig sprach mit einem so hohen Feuer von Sokrates, Diogenes, Photion, Aristides und andern, daß der Rector mit einer großen Rührung ausrief: „Solchen Glauben habe ich in Israel noch nicht gefunden!" Er liebkoste den Knaben; Rose stand daneben, und mit jeder Liebkosung ihres Vaters stieg ein neuer Strahl von Freude in ihr Auge. Sie betrachtete Ludwigen: es war ihr, als ob er noch nie so schön gewesen sey.

Wie die beyden Kinder fort waren, so redete Madam Seeburg nicht ganz so beyfällig von dieser Erziehung. Der Knabe hat keine Furcht vor Menschen, meinte sie, und fragte ihren gelehrten Schwager um seine Meinung. Der alte Rector schüttelte mit dem Kopfe: „Sie irren, Schwester!

Ich wollte, nur zehn vom Gymnasio hätten so viel wahre Menschenfurcht, als dieser."

„Das griechische Sprüchelchen," fing Ehrenbreit an, heißt auf teutsch: „Wer sich selbst achtet, fürchtet auch Andere!"

„Recht! recht! das ist so ungefähr der Sinn der Worte. Sehen Sie, Schwesterchen! meine Schüler fürchten den Stock, den Flegel, den Esel, die Ohrfeigen, die ich ihnen anhänge, oder das Carcer; mich nicht, weil es ihnen an Ehrfurcht vor der Tugend fehlt. Der Knabe, der Ludwig Burchhardi," — „Burchhard, Herr Bruder!" sagte Madam, nicht Burchhardi!" — „Burchardi, Burchardi filius!" antwortete der Alte, „will ich sagen: dieser Burchhardi fürchtet sich selbst und die Tugend: er fürchtet auch also andere Menschen. Denn ubi reventia, ibi et timor, So ists eigentlich übersetzt, Frau Schwester!"

„Er kehrt sich doch aber gar nicht daran, was Menschen über ihn denken."

„Und thut Recht, Frau Schwester! denn man kann es keinem Menschen recht machen: der eine hält das für eine Schurkerey, was Andere einen ehrlichen Streich nennen. Ich sage: Frag dein Gewissen, und damit holla! und laß die Menschen schwatzen, bis ihnen die Zunge weh thut."

Man sieht, der alte Mann hatte bey aller seiner Pedanterie eine sehr gesunde Philosophie im Kopfe; und er belegte fast jedes, was er sag-

te, mit Versen oder ein Paar Worten aus alten Dichtern und Weisen. Der Rector bath den Conrector, sich ferner des Knaben anzunehmen, und nur so fortzufahren. Gott würde den Baum schon segnen, daß er groß würde und Frucht trage. Auch der alte Mann hatte Ludwigen gefallen; denn er hatte ihm sogleich ein Paar Anecdoten aus den Alten zum Besten gegeben, die den ganzen Beyfall Ludwigs gehabt hatten. Noch mehr, er war Rosens Vater; er hatte mit einer größern Bescheidenheit vor dem alten Manne gestanden, als je vor einem andern.

Die Hochzeit war vorüber; die jungen Eheleute in der Stadt, wo eine Nachtmusik sie sogleich den ersten Abend empfing, und Madam Seeburg war gezwungen, jetzt unablässig Rosen in den Augen zu haben. Denn wandte sie den Rücken, husch, hatte Rose etwas im Garten oder vor der Thür zu thun. Madam Seeburg hatte jetzt zuweilen ein Geschäft bey den jungen Eheleuten in der Stadt. Rosen mitnehmen, ließ sich nicht oft thun, und sie Ludwigen so ganz überlassen, wie Ehrenbreit und Burchhard es meinten, ging noch weniger. Das Mädchen war zwölf Jahre, und was noch mehr, sie schien funfzehn Jahre alt. Man überlegte hin und her, was man machen wollte, da Madam Seeburg schlechterdings nicht zugeben wollte, daß beyde junge Leute so oft allein seyn sollten, und dennoch die noch größere Gefahr nicht abläugnen konnte, die ent-

stehen mußte, wenn man Rosen hinderte ihn zu sehen.

Burchhard wollte eben so wenig, wie Madam Seeburg, seinem Sohne auch nur das kleinste Hinderniß in den Weg legen, wenn er Lust hatte, mit Rosen zu reden, und eben so wenig ihn vor der Gefahr warnen, die ihn treffen könnte. Kurz, Madam Seeburg sah sich gezwungen, die ganze Mühe des Hüthens auf sich zu nehmen, und die noch größere Mühe, diese Aufmerksamkeit auf Rosen zu maskiren. Sie gab Rosen Arbeit über Arbeit: Rose war fleißig, nähte, strickte, stickte, las, und schien jetzt wenig mehr an Ludwigen zu denken. Die Mutter betrachtete Rosens Blicke; sie sah wohl durchs Fenster, wenn Ludwig dahin ging, und nickte ihm durch die Glasscheibe zu. Das war alles; dann nähte sie wieder fort. Ging sie einmahl mit Ludwig, so hatte sie ihn kaum untergefaßt. Ludwig schlug wohl seinen Arm um ihren schlanken Leib; Rose bückte sich seitwärts nach einem Blümchen, und sie ging wieder frey da.

Die gute Madam Seeburg war voller Freuden: sie schrieb dieß einem Mittel zu, das sie ergriffen hatte, Rosen bessere Begriffe von der weiblichen Würde zu geben. Sie hatte nähmlich Rosen die Abende aus Grandison vorgelesen. „Siehst du, Rose!“ sagte sie ihr, wenn sie ihr eine Stelle vorgelesen hatte, worin Henriette Byron figurirte; „siehst du, Rose; so müssen die Mädchen

sich betragen, wie diese Henriette!" Rose schwieg, und strickte ohne aufzusehen. „Nun, meinst du nicht auch?" „Ach ja!" sagte Rose: „hat sie ihn denn aber auch lieb?" — „Das hörst du ja, Mädchen!" „Ja, das steht da wohl; aber ich meine, ob sie ihm auch so recht lieb, so recht, — so recht — wie" — (Sie wollte sagen, wie ich Ludwigen, und erröthete) „Herzlich lieb gehabt hat? O ja doch!" — „Das hätte ich nicht gedacht!" sagte das kleine Mädchen, stützte den kleinen Arm auf den Tisch, und schüttelte ungläubig mit dem Kopfe. — „Ich glaube gar, Rose, Henriette gefällt dir nicht!" — „O ja, Tantchen! o ja! es muß ihr hübsch zugelassen haben, aber" — „Nun, aber — nun, was willst du sagen Rose?" — „Ja, aber böse müssen sie nicht werden, Tantchen! Die Leute sind recht gut, und auch so artig, das ist wahr; aber alle Mahl, wenn sie nur von Henrietten und den Leuten vorlesen in dem Buche, so bin ich recht von Herzen froh, daß ich nicht mit dabey gewesen bin, daß ich lieber bey Ihnen bin, Tante, als bey der Henriette."

„Kleines, albernes Ding! warum denn?" — „Ja, das weiß ich nicht; aber bange wird mir immer, daß ich einmahl in eine solche Gesellschaft gehen müßte." Rose kam einmahl in einer Stunde, wo sie allein war, über das Buch, und las von Clementinen: und Henriette wurde ihr vollends gleichgültig.

Indeß sah die Seeburginn Rosen mit Ludwigen nicht mehr so vertraut. „Die Folge unserer Lectüre!“ dachte sie, und las desto angelegentlicher. Die gute Mutter bedachte nicht, daß die Liebe, wie der Dichter sagt, die offenen Augen der Mutter verblendet, den Weg, den sie das zärtliche Mädchen führt, mit schweigendem Filze belegt, und mit Händen von Wolle die Riegel der verschlossenen Thüren öffnet.

Sie glaubte Rosens Umgang mit Ludwig in die Grenzen eines gewöhnlichen Umgangs gezwängt zu haben, und hatte sich betrogen. Sie war bey Burchhards. „Der Regen heute morgen hat recht wohl gethan,“ sagte Madam Seeburg. „Ich habe glücklich das Gewitter verschlafen!“ „Es war sehr schön,“ meinte Ludwig: „die Blitze unten am Horizonte, die sich immer durchkreuzten, und gegenüber die aufgehende Sonne! Du glaubst nicht, Tante, welch ein schönes Schauspiel du verschlafen hast.“ „Bist du denn so früh auf, Ludwig? Die Sonne geht ja jetzt erst um halb vier Uhr auf?“ — „Ich bin alle Morgen um drey Uhr schon mit Rosen im Garten.“ — „Um drey Uhr schon?“ fragte Burchhard mit einem frohen Lächeln. „Mit Rosen?“ fragte Madam Seeburg mit einem empfindlichen Erstaunen. „In der Morgenluft?“ fragte die Großmutter mit Besorgniß; und Ludwig antwortete: „Ja!“ „Alle Morgen mit Rosen?“ fragte die Tante noch ein Mahl. „Ja!“ antwor-

tete Ludwig; „von drey Uhr, bis du aufstehst, bis sechs.“ — „Und was macht ihr die drey Stunden?“ — „Ey nun! wir erzählen uns, gehen spatzieren, laufen, oder sitzen in der Klosterlaube (die dunkelste Laube im Garten), und sind vergnügt.“

Dieses Geständniß war der Tante höchst unerwartet: aber zu gleicher Zeit zeugte es auch von der Unschuld der beyden jungen Leute, und es verdroß Tanten nichts weiter, als daß Rose sie so angeführt hatte. Sie kam zu Hause, und konnte sich kaum enthalten, Rosen ihre Empfindlichkeit zu äußern. „Höre, Rose!“ fing sie an, und wandte ihr Gesicht von Rosen ab: „wenn du morgen um drey Uhr aufstehst, so wecke mich doch um vier Uhr, und laß doch meinen Kaffee um die Zeit machen. Ich will morgen um sechs Uhr schon nach Ehrenbreits.“ Rose glühete, wie eine Fackel; sie öffnete die Lippen, um Ja zu sagen, und verschloß sie wieder, ohne nur einen Ton hervorgebracht zu haben. „Und wenn du und Ludwig mitwollt, so kannst du es Ludwigen morgen früh sagen, wenn ihr im Garten zusammen kommt.“ Rose sagte kein Wort. Weiter sagte die Tante nichts: sie war wie sonst, außer daß heute Abend nichts aus dem Grandison vorgelesen wurde.

Am andern Morgen fuhr die Seeburginn in die Stadt, um mit Ehrenbreit zu überlegen. Ehrenbreit fand Rosens frühes Aufstehen nicht

wohl aber ihr Schweigen darüber, verdächtig; und da diese Liebe Ludwigen wirklich manche Stunde von seinen Geschäften abhielt, so hielt er es für Rath, Rosen ein Paar Jahre zu entfernen. Man sann nach einem schicklichen Orte für Rosen, und Ehrenbreit gab nur mit Mühe seine Einwilligung dazu, Rosen nach Braunschweig zu einer Anverwandtinn zu senden, von der man weiter nichts, als im Allgemeinen wußte, sie sey ein gutes Weib. Er beschloß, selbst nach Braunschweig deßwegen zu reisen. Er fand dort die Umstände besser, als er gedacht hatte, machte in der Madam Seeburg Nahmen den Handel ab, und gab einem seiner Freunde den Auftrag, wie ein Vater sich nach Rosen und ihren Begebnissen zu erkundigen, und im Falle er etwas Unrechtes merkte, ihm sogleich Nachricht zu geben.

Nichts ahndend lebten beyde Kinder noch zusammen: Ludwig war ein schöner junger Mensch von funfzehn Jahren, seine Züge fingen an, sich auszubilden. Der schönste Knabe floß in den schönsten Jahren zusammen. Sein Blick war herrschend und freundlich ernst, seine Stellung edel, sein Gang fest und männlich, und alle seine Bewegungen zeugten von dem innern schönen Feuer, das seine Seele belebte. Rose war ein schlankes Mädchen; nicht gerade schön, aber durch ein Lächeln, durch eine milde, eine schmeichelnde Freundlichkeit, durch ein Paar der hellsten Augen, und durch den schönsten Mund un=

widerstehlich reitzend. Man mußte sie sehen, wenn sie vom Lager aufstand, und die langen blonden Locken noch frey auf den glänzenden wächsernen Schultern schwammen, so wie Ludwig sie jeden Morgen bis sechs Uhr sah. Ihr Gang war tanzend: ihre Sprache, mehr Gesang als Rede, zeugte von der innern ruhigen Fröhlichkeit ihrer Seele. Ihre Hand war wahrlich schön, so weiß, so rund, und in jedes Gelenk der runden weichen Finger ein Grübchen gedrückt, und das Grübchen in die schönste Rosenfarbe getaucht. Es war der einzige Reiz, den sie selbst kannte, weil ihn Ludwig gelobt hatte; auch trug sie beständig Handschuhe; außer wenn sie bey Ludwig war, so zog sie die Handschuhe ab. Ihr Hals war weiß, wie Schnee, und schön gebaut; und ihre Gestalt war schlank, weich, und sehr edel gebogen. Ludwig stand oft vor ihr, und betrachtete sie starr, ohne ein Wort zu sagen, und bog ihr den Kopf in die Höhe. Dann schlang er seinen Arm um ihren Leib, drückte sie an seine Brust, und sagte mit einem sanften Entzücken: „Wie schön bist du, Rose!" Rose lächelte, und drückte ihre Wange an seine, und lispelte: „Mein Ludwig!"

Einen Morgen — Madam Seeburg hatte die Morgenbesuche fortgehen lassen, und war nur von Zeit zu Zeit selbst frühe aufgestanden, um ihren Kaffee im Garten zu trinken — einen Morgen kam Rose in den Garten; stille hing ihr

Blick am Boden, und Ludwig flog ihr entgegen. Sie schlug, wie sie seine Stimme hörte, ihre Augen auf, und diese Augen standen voll Thränen. „Meine liebe Rose! wie ist's?“ rief Ludwig zitternd, und drückte das Mädchen in seine Arme. „Ach, mein lieber, lieber Ludwig! ich soll fort, fort von hier!“ — „Warum denn, liebe Rose?“ — „Jetzt will ich dirs sagen: Tante will nicht haben, daß ich mit dir umgehen soll: Ach schon lange, lieber Ludwig, hat sie das nicht gewollt; sie“ — „Aber warum denn mit mir nicht? Was thue ich dir Leides?“ — „Leides nicht; ach nein! sie meint, daß ich unrecht thue, wenn ich dich lieb habe.“ — „Wenn du mich lieb hast? Rose! ist das wirklich so? Die Tante ist doch ganz gescheid, und sie spricht ja beständig, daß man die Menschen lieb haben soll.“ — „Ja; lieb haben soll ich dich wohl, aber“ — „Wohl nicht lieber als andere Menschen? Kennen wir uns doch besser!“ „Nein; ich soll dich auch wohl lieber haben als andere; dagegen hat sie nichts; aber“ — „Nun? was verlangt sie denn?“ — „Ja sieh, ich soll dich nicht so lieb haben, so auf meine Weise, wie, so wie ich nun thue“ — „Wie aber denn?“ — „So wie, da hat Tante ein Buch, und da sind ein Paar Personen drinne, die sich auch lieben, und so meint Tante, sollt' ich dich lieb haben!“ — „Wie? das ist ein einfältiges Verlangen von der Tante! Wie kann sie dir irgend so et-

was befehlen? Daran, Rose, kehre dich nicht: — Aber wie haben sich denn diese Leute lieb?" „Ach Ludwig! nein! das ist nichts! so lieben oder gar nicht, das ist gleich. Sieh, da dürft' ich nicht des Morgens noch unfrisirt zu dir kommen: ich dürfte dich nicht Du nennen; ich dürfte dich mein Lebtage nicht so recht herzlich in die Arme drücken, wenn du mich so freundlich ansiehst: ich dürfte dir nicht aus dem Fenster zurufen, nicht mit dir allein wegschleichen. Nein, nein! die sitzen da gegen einander über, und quackeln immer fort, und er küßt ihr zuweilen die Hand." — Rose, wenn du nicht weintest, so glaubte ich, du hättest deinen Spaß mit mir. Die Tante ist ja doch nicht ohne Verstand? Wie kann man von Menschen verlangen, sie sollen sich so lieb haben, wie zwey Andere in einem Buche! Rose! da hast du unrecht verstanden; das ist nicht möglich!"

„Lieber Ludwig! traue mir nur dieses Mahl: ich weiß es ganz gewiß, daß ich darum weg muß, weil ich nicht immer dir einen so tiefen Knicks mache, wie die Henriette ihrem Carl." — „Du mußt weg? Aber, mein Gott, Rose! darum weg? Wohin denn?" — „Nach Braunschweig in die Kost bey der Base Rehberginn." — „Und was sollst du da?' — „Ja, das weiß Gott! wer weiß, Ludwig, ob ich da nicht gar von dir ganz weg komme, und dich mein Tage nicht wieder sehe?" — „Was hat denn die

Tante dir noch am Ende zu sagen, wenn du sehen und nicht sehen sollst?" — „Ja: lieber Ludwig, das ist mit der Tante was anders, als mit deinem Vater." — „Du hast ja auch einen Vater, Rose!" Dieß sagte Ludwig zögernd, als ob er sich auf etwas besönne. Dann nahm er Rosen bey dem Arme, zog sie fort, und rief: „Komm, Rose! Komm! Also du sollst fort? Komm!" Er zog sie ins Haus, die Treppe hinauf, und zu seinem Vater in die Schlafkammer. „Vater!" rief Ludwig seinem Vater entgegen, der erwachte, und sich die Augen auswischte: „willst du mir Rosen wohl einmahl aufheben, bis ich wieder komme?" — „Aufheben? Wie so?" — „Ja, aufheben, bey dir behalten, bis ich wieder komme; aber gib sie nicht heraus!" — „Aber mein Gott, Ludwig, was hast du denn?" — „Vater, sieh, die Menschen sind Narren, nach der Reihe, und Rosens Tante auch. Da sind ein Paar Leute in einem Buche, die haben sich, wie du immer sagst, mit bloßen Verbeugungen und schönen Worten lieb; nun will die Tante, ich und Rose sollen uns auch so lieb haben. Wir wollen das nicht, und da soll das arme Mädchen fort nach Braunschweig!"

„Du bist ein Narr, Ludwig! wer hat dir das närrische Zeug in den Kopf gesetzt?" sagte Burchhard lachend: „was ist das für ein Buch?" — „Wie heißt das Buch, Rose?" fragte Ludwig. — „Grandison!" antwortete Rose schluch-

zend.

zend. Burchhard lachte laut auf. Er schien nach gerade zu begreifen. „Willst du Rosen aufheben, Vater?“ — „Wenn die Tante sie aber abfordert? Kann ich ihr Eigenthum verweigern, Ludwig?“ — „Eigenthum?“ Rose hat einen Vater. Doch Rose kann auch mit mir gehen.“ — „Nein, Ludwig! ich verspreche dir, du sollst Rosen hier finden. Wohin?“ Ludwig war schon zur Thüre hinaus.

Ludwig lief zu Ehrenbreit, pochte ihn auf, und trug ihm die Sache vor, und bath sich seinen Rath aus. Ehrenbreit konnte sich kaum des Lachens enthalten, wie Ludwig ihm sehr ernsthaft den ganzen Handel ausführlich erzählte, und mit philosophischen Gründen der Madam Seeburg das Eigenthumsrecht über Rosen abdisputirte. Ehrenbreit suchte ihm das Recht auffallend deutlich zu machen, das die Tante über ihre Niece habe; allein vergebens, bis er denn endlich Ludwigen entdeckte, daß Rosens Vater sein Recht auf Rosen der Madam Seeburg übergeben habe. Ludwig schlug die Hand vor die Stirn, und bedeckte die Augen. „Allein,“ fuhr er nach einer Pause fort, „wenn nun Rose von ihrem Vater nichts mehr verlangte, ist sie ihm dann noch Pflichten schuldig? Wenn nun Rose bey mir bleiben wollte?“ — „Ob sie ihm dann noch Liebe und Dankbarkeit schuldig wäre, meinst du, Ludwig?“ fragte Ehrenbreit, faßte ihn unter das Kinn, und sah ihn starr an. — „Das weiß ich,

das ist man jedem, so lange man lebt, schuldig, der einem Gutes erzeigt hat." „Das meine ich nicht!" — „Gehorsam aber, meinst du?" — „Ob Gehorsam? das meine ich!" — „Du, Ludwig, hast Recht zu dieser Frage, weil du anders erzogen bist, wie andere Menschen; allein frag Rosen selbst, ob sie nicht glaubt, ihrem Vater Gehorsam schuldig zu seyn? Sie wird ja sagen, so gut wie du deinem Vater gehorchen würdest, ohne vielleicht ja zu sagen. Möchtest du Rosen zu etwas bereden, das sie selbst für Unrecht halten müßte?" Ludwig legte die Hand wieder über die Augen, sann einige Augenblicke nach, und fragte dann: „Kommt denn gar keine Zeit, wo dieser Gehorsam aufhört?" — „O ja!" antwortete Ehrenbreit; „wenn die Kinder mündig sind; das heißt, wenn sie so vielen Verstand haben, daß sie ihr Schicksal selbst zu leiten verstehen; und das ist" — „Ich weiß die Zeit," sagte Ludwig, und ging, ohne weiter ein Wort zu sagen.

Er kam zu Hause betrübt an, und ging auf seines Vaters Zimmer, und fand Rosen noch bey ihm. „Höre, liebe Rose!" fing er an: „besinne dich einmahl: bist du deinem Vater Gehorsam schuldig?" — Rose sah ihn freundlich an. Burchhard hatte sie während der Zeit schon getröstet. „O ja!" sagte sie: „es ist ja mein Vater!" Er küßte sie: „Liebe Rose, hast du mich lieb?" — „Vom Herzen! das weißt du ja." —

„Nun so komm mit zu Tanten!“ Ludwig gab Rosen die Hand, und auf dem Wege sagte er ihr, daß sie reisen müßte, wenn ihre Tante es wollte. Rosen fingen die Augen an naß zu werden; Ludwig sah es, und eine Thräne goß sich auch in sein Auge. „Unrecht,“ fuhr er fort, „dürfen wir nicht thun; aber ich will Vater und Ehrenbreiten ersuchen, die Tante zu bereden, daß sie dich hier läßt; und läßt sie dich nicht hier, so — wie alt bist du, Rose?“ — „Zwölf und ein halbes Vierteljahr.“ — „Nun so finds noch sechs Jahre; dann bist du frey in diesem Falle, wenn die Tante noch die Grille im Kopfe hätte: und sechs Jahre gehen auch hin!“ —

Eben kam ihnen die Tante entgegen. „Tante!“ fing Ludwig mit einer Art von Ehrerbiethung an; „du hast Vaterrecht über Rosen.“ Rose zupfte Ludwigen heimlich beym Ärmel, um ihn zum Stillschweigen zu bringen; er sah sich um, und fuhr fort, wie Rose nichts sagte. „Du bist nicht damit zufrieden, wie wir uns lieb haben, und Rose soll darum fort. Warum sagst du nicht: Ludwig mache es so oder so, und sagst mir die Gründe dazu: du weißt ja, Tante, daß ich Gründen sehr gern folge; — aber du verlangst etwas Unvernünftiges von uns beyden: wir sollen uns gerade so lieb haben, wie die Menschen im Buche. Jeder Mensch, Tante, hat ja eine eigene Nase für sich, und so muß er ja wohl noch eher seine Art, jemanden lieb zu haben, für sich

haben. Warum soll Rose weg? Meinst du, sie soll aufhören, mich lieb zu haben, so bist du sehr irre; oder sie soll mir da einen tiefen Knicks machen, und Mosje Burchhard sagen, statt du, so kennst Du Rosen und mich nicht.“ — Die Tante stand da, wie versteinert. Sie sagte im Allgemeinen, daß sie die wichtigsten Gründe habe, Rosen nach Braunschweig, nur auf eine kurze Zeit zu senden, „und gewiß, mein lieber Junge, es würde mir sehr nahe gehen, wenn ihr Leute aufhörtet, euch zu lieben. Du kannst ja Rosen von Zeit zu Zeit besuchen! Rose soll von Zeit zu Zeit uns besuchen. Kommt Kinderchen! gebt euch die Hände! versprecht euch, euch ewig zu lieben, und wenn Gott will, soll einmahl ein Prediger eure Hände so zusammengeben, wie ich jetzt.“

Das war eine Idee, die Ludwig so wenig, als Rose je so vollständig gehabt hatten, wie jetzt. Rose fiel mit einem Freudengeschrey Ludwigen in die Arme, drückte ihren Mund auf seinen, und so standen sie eine lange Minute in der liebevollsten Umarmung. Das Unangenehme der Trennung war in dieser neuen Idee vergessen. Die wenigen Tage, die Rose noch da blieb, verflossen unter immer neuen Ausmahlungen der Zeit, wenn der Prediger erst ihre Hände zusammen gelegt hätte. Rose riß sich aus Ludwigs Armen mit Schluchzen, Geschrey und Küssen: sie wurde in den Wagen gehoben; der Wagen rollte dahin, und Ludwig ging die drey ersten Tage umher,

wie ein Schlaftrunkener, antwortete auf alle Fragen verkehrt, überhörte alle Glocken, versäumte alle seine Geschäfte, bis der Wagen wieder zurück kam, und Madam Seeburg ihm ein Briefchen von Rosen mitbrachte. Er las, und steckte es ein, las wieder, las bey Tische, las an allen Orten, bis denn endlich der Brief in Stücken gelesen, und zergriffen war.

„Laßt ihn gehen!" sagte Burchhard: „Er muß Zerstreuung haben," behauptete Ehrenbreit; „Laßt Rosen wiederkommen!" sagte Hannchen. Die Großmutter schimpfte auf Madam Seeburg; Burchhard und Ehrenbreit behaupteten, der arme Junge könnte die Auszehrung bekommen.

Ehrenbreits Vorschlag erhielt die meisten Stimmen: Ludwig wurde auf das Gymnasium gesandt, und wohnte bey Ehrenbreit. Der Rector freute sich, den jungen Menschen auf seine Schule zu bekommen, und ermahnte den Tag vor Ludwigs Einführung zur Verträglichkeit mit diesem sehr guten Jünglinge, zur Toleranz gegen seine Eigenheiten: „er ist," sagte er: „Immer edel, sein Geist ist frey, sein Körper stark, id est: invictus viribus, animo liber, corpore robustus." Er fing an, diese drey Eigenschaften des Jünglings aus einander zu setzen, und die Schüler hofften auf Ludwig, wie auf ein Wunderthier.

Ludwig trat in die Classe; seine Kleidung war doch auf Ehrenbreits Vorstellungen ein we-

nig abgeändert. Er trug eine Art Reitcollet, das enge auf den Leib paßte, lange Hosen, und halbe Stiefeln, und in der Hand hatte er einen runden Hut. Er äußerte nichts von der Befremdung, die jungen Leuten so gewöhnlich ist; er betrachtete die Schüler aufmerksam der Reihe nach, und man fand nichts Sonderbares an ihm, als seine Kleidung, die aber dem größten Theile nicht mißfiel, weil sie sehr gut saß, denn, daß er den Rector ein Mahl unterbrach, und ihm sagte: „Das hab' ich nicht verstanden!“ das war wohl mehrmahls von ihnen selbst geschehen. Ehrenbreit hatte ihn vorher ersucht, den Rector und ihn selbst Sie zu nennen.

Nach der Schule blieben die Schüler noch ein Paar Minuten: einige zwar hatten große Lust, sich an ihn zu reiben; allein das corpore robustus, dem Ludwigs Muskeln nicht widersprachen, schreckten sie zurück. Nach einigen Tagen hatte Ludwig schon große Freude in der Classe. Seine Beharrlichkeit, seine Furchtlosigkeit, seine Ruhe, und das Imponirende in seinem Betragen, machte selbst auf die rohesten unter den Schülern Eindruck, und seine Theilnahme an allem erwarb ihm bald die Herzen der meisten Jünglinge.

In keiner Stunde war Ludwig beym Rector lieber, als in den römischen Antiquitäten. Der Rector redete mit einem so großen Enthusiasmus von den allermindesten Kleinigkeiten der Griechen, daß er Ludwigen damit ansteckte.

Einen Monath war Ludwig schon auf dem Gymnasio, als das Kapitel von den Kriegsgeräthschaften der Alten anhob. Der Rector redete wieder mit einem großen Feuer von der vorzüglichen Taktik der Alten, von ihren Belagerungen, sprach von ihren Katapulten und Ballisten, und von den ungeheuren Wirkungen dieser Instrumente, und zeigte dabey Kupfer vor, auf welchen diese Werkzeuge gezeichnet waren.

Die Schüler besahen die Kupfer, und gaben sie weiter: unser Ludwig brachte den Rector in eine große Verlegenheit: er wollte eine Erklärung haben, wie und wodurch das Instrument diese Wirkung hervor bringen könnte. Der Rector, dem es nie eingefallen war, den Mechanismus einer Balliste zu untersuchen, gab Ludwigen das Buch mit, um es zu Hause mit Gemächlichkeit nachsehen zu können; und Ludwig, der neugierig geworden war, ging sogleich nach der Schule zu seinem alten Freunde, dem Tischler, um ihn zu Rathe zu ziehen. Ludwig erklärte erst dem Tischler die Absicht und Wirkung des Instruments, und der Tischler brachte so ziemlich den Mechanismus heraus. Er schüttelte indeß mit dem Kopfe, daß zusammen gezwängte Darmseile so eine fürchterliche Wirkung sollten gehabt haben.

Ludwig kam auf den Einfall, von dem Tischler sich nach dem Kupfer ein Modell machen zu lassen. Das war in einigen Tagen fertig, und

warf Bleykugeln ziemlich weit. Ludwig nahm sein Buch, sein Modell, und ging in die Schule. Der Rector kam, und Ludwig zog sein Modell hervor, und überreichte es dem Rector. „Was ist das, fili?“ — „Eine Balliste der Alten!“ — „Me hercule!“ rief der Rector, und besah das Ding von oben bis unten. Jetzt legte Ludwig eine Bleykugel auf den Wurflöffel, und schläuderte sie durch die ganze Classe bis an die Wand. Der Rector hatte eine große Freude, seine Theorie durch die Praxis bestätigt zu sehen, und, davon aber verlautbarte er nichts, nun doch einen Begriff von einer Balliste zu haben. Man sprach alle Stunde von nichts, als den Ballisten der Alten, und man schoß wenigstens an hundert Löcher in den Kalk der Wand, um ihre Stärke zu probieren. Man ging zufrieden, und mit großer Achtung gegen das Geschütz der Alten, aus einander.

Einige Wochen darauf war des Rectors Geburtstag, und Ludwig schlug vor, dem Rector eine größere Balliste heimlich verfertigen zu lassen, und ihm sie zu schenken. Das geschah. Die Balliste wurde beym Tischler bestellt, und zwey Tage vor dem Geburtstage war die Balliste schon fertig. Sie wurde den Abend vorher im Triumph auf den Kirchhof gefahren. Die Schule versammelte sich um das Werkzeug her; man staunte es an; einige Bürger, die vorüber gingen, blieben stehen, und fragten: „Ist das

eine Feuerspritze?" Das Getümmel wurde grösser. Die Bürger betrachteten das neue Ding, das schon zwey tausend Jahre alt seyn sollte, und wußten nicht, was sie daraus machen sollten. Ludwig erklärte den Bürgern den Gebrauch der Maschine. Die Bürger schienen das zu bezweifeln. „J!" rief ein lustiger Kopf; „laßt sie uns einmahl probieren! Wir müssen sie gerade über des Superintendenten Garten weg richten: da thuts keinen Schaden." Man richtete; man brachte mit der Winde den Wurflöffel zurück; man legte einen Stein auf den Löffel. Der Superintendent lag mit einer Pfeife im Fenster, und fragte ein Mahl über das andere seine Frau, was die Schüler da haben möchten? Auf ein Mahl flog die Winde los. Der Superintendent hört ein Geschrey, und sieht einen Stein in die Luft fahren, der die Richtung nach ihm nimmt. „Herr Jesus!" ruft er, zerbricht die Pfeife, und stößt sich heftig an den Kopf. Aber der Stein war ihm nicht fürchterlich, sondern dem Schutzheiligen der Kirche, dem Bischofe Martin. Die Balliste hatte bey dem Aufwinden eine falsche Richtung genommen, und der Stein traf des Bischofs Esel, und warf ihn mit Ungestüm sammt dem heiligen Bischofe mit einem donnernden Geprassel von der Spitze der Vorhalle, auf der er seit drey hundert Jahren stand, herab.

„Herr Jesus! Gott sey uns gnädig!" rief

der Superintendent zum zweyten Mahle, wie er das Geprassel hört, und bückt sich, als ob die Decke über ihm einstürzen solle. Ein Geschrey auf dem Kirchhofe: „Herr Gott! die Kirche! die Kirche!“ zog ihn wieder ans Fenster, und eben verschwanden alle Schüler in den Winkel des Kirchhofs und der nahe gelegenen Gassen, und die Bürger hielten auch nicht länger für Rath, den Erfolg abzuwarten. Der Superintendent, wie er alle voll Schrecken davon laufen sah, vermuthete etwas sehr Böses, und lief sogleich durch seinen Garten zu dem Herrn Gevatter, dem Rector, und rief ihm mit seiner lauten Declamator-Stimme zu: „Herr Gevatter, um Gottes willen! kommen Sie herunter! die Schüler reißen mir die Kirche ein! — „Was? Wie? Wer? Die Kirche?“ — „Kommen sie herunter, geschwinde!“ Der Rector kam im Schlafrock, und die beyden Herren eilten auf den Kirchhof. — Die Schüler hatten sich indeß, nachdem der erste Schrecken vorüber war, wieder gesammelt, und wollten nun die Balliste wegführen. Der Rector überraschte sie, und sie blieben starr, wie Bildsäulen, stehen. Mit seiner hellen schallenden Stimme redete er sie, in griechischer Sprache, zornig an! „Sagt mir, was steht ihr da, das böse Gewissen in den starren Augen, ihr Bösewichter? sprecht!“ „Ich habe einen Schreck gehabt, Herr Gevatter!“ fiel der Superintendent ein, der das Griechische nicht leiden konnte: „ich habe mir den Kopf ganz enzwey

gerannt!" „Der Esel ist aber doch noch, beynahe ganz Herr Rector!" sagte ein Schüler. — „Was sagt der Schlingel?" fuhr der Rector auf, der den Esel auf den Geistlichen zog. Der Superintendent fragte: „Wie nennet er mich, Grobian?" — „Herr Superintendent! ich spreche vom Esel." — „Von welchem?" — „Von des Bischofs Esel!" und dabey zeigte er hinauf nach der Stelle, wo der Esel gestanden hatte. Der Superintendent sah jetzt den Verlust, wie er die Augen dahin wandte, wohin der Schüler zeigte. „Ach Gott! mein Bischof! Sehn Sie Herr Gevatter! den Bischof haben die Bengel herab geworfen!" Der Rector, der noch nichts von dem Handel begriff, folgte dem Geistlichen, der nach den Trümmern seines Heiligen rannte. Hier lag der Bischof völlig zertrümmert auf dem Pflaster. Der Esel war wirklich noch ziemlich ganz. „Der Esel ist noch ziemlich gut davon gekommen!" sagte Ludwig. „Das geht den Eseln fast immer so!" antwortete der Rector, ungeduldig, daß er nicht erfahren konnte, wie das zugegangen war. „Die Ohren fehlen ihm doch aber," sagte ein Schüler: „eins liegt hier bey des Bischofs Kopfe, als obs dazu gehörte."

Jetzt aber stieg der Zorn des Superintendenten bis zu einer furchtbaren Höhe. „Und ich fordere Genugthuung, Herr Gevatter, den Bischof! Man soll sie exemplarisch und öffentlich bestrafen, die Urheber!" „Aber so redet!" fing

der Rector an: „wie habt ihr es angefangen?“ — „Mit einer Balliste, Herr Rector!“ sagte Ludwig. „Sehn Sie! Da morgen Ihr Geburtstag ist, lassen wir eine große Balliste machen. Wir bringen Sie hierher auf den Kirchhof. Einige Bürger bezweifeln die Wirkung, und wir, weil da Raum über den Garten ist, wollen sie probieren. Nun gings so unglücklich: der Stein traf den Bischof.“ Wie der Rector das Wort Balliste hörte, so verschwand der Zorn aus seinem Auge. Er ließ sich zu der Balliste führen, und besah sie lächelnd: „Und den Bischof hattet ihr in einem Mahle herab, oder schosset ihr öfter nach ihm?“ fragte er neugierig. Er lief wieder zu dem zertrümmerten Bischof, besah seine Größe. „Und, wo ist der Stein, den ihr warft?“ — „Hier, Herr Rector!“

Der Superintendent war geduldig mitgegangen, um endlich doch Zeuge von der Strafe zu seyn, die der Rector dictiren würde. Der Rector wog den Stein, gab ihn dem Geistlichen: „Wiegen Sie ihn einmahl! er ist nicht so schwer, und doch die gewaltige Wirkung! Des Bischofs Esel ist ein gewaltiges Thier. Wiegen Sie den Stein einmahl, Herr Gevatter!“ — „Ja, ja, die unvernünftigen Bengel hätten können einen Menschen damit todt werfen!“ — „Einen Menschen? ich glaube, zehn, wenn der Stein darnach gekommen wäre. Bedenken Sie doch, den steinernen Bischof, sammt seinem Esel! Seht ihr,

Commilitones! jetzt habt ihr einen intuitiven Begriff von der Wirkung des Geschützes der Alten!"

„Aber mein Bischof, Herr Gevatter!" fuhr der Geistliche auf. „Es ist ein Glück, daß es kein Mensch gewesen ist!" antwortete der Rector kalt. — „Ich will aber die Bengel bestraft haben!" — „Sie hören ja, daß es ein Zufall gewesen!" — „Ein Zufall? ich behaupte aus Gründen, es ist eine Gottlosigkeit gewesen! ein Kirchenraub!" — „Wie," fuhr der Rector auf: „eine Gottlosigkeit? Sagen Sie mir, ums Himmels willen, was ist denn gottlos, und was nicht?" —

Der Superintendent lief davon, und rief noch: „Ich will mir schon Satisfaction verschaffen, Herr Gevatter! und Sie, und das ganze Gymnasium sollen unterliegen! Das schwör' ich Ihnen!" — Der Rector rief: „Und Sie, und des Bischofs Esel siegen!" Der geistliche Herr warf voll Schrecken die Hausthür zu.

Nun wurde die Balliste mit großem Triumphe in das Gymnasium gezogen, und man gratulirte schon heute Abend dem Herrn Rector zu seinem morgenden Geburtstage, brachte ihm noch eine Nachtmusik, und an des Superintendenten Thür klebte ein satyrischer Kopf einen Zettel mit den Worten: „Isaschar! den einen schlug das Geschütz, den andern die Sprache der Griechen!"

Die Geschichte machte Aufsehen: zum Glück war des Bürgermeisters Willhelm einer von denen, die das Probieren der Balliste betrieben hatten, und so wurde der Handel unterdrückt, und die Überbleibsel des Heiligen wurden in die Ecke der Vorhalle geworfen, ein ewiges Andenken an das Geschütz der Alten; allein der Superintendent dachte jedes Mahl, wenn er an den Ruinen vorüber ging, auf Rache. Ludwig war der Erbauer der teuflischen Maschine gewesen; auf Ludwigen fiel seine Rache, und es wurde seit der Zeit für bekannt angenommen, daß Ludwig bey allen Possen, welche die Schüler trieben, der Fahnenführer sey.

Der Rector ließ indeß den Löffel von der Balliste abnehmen, damit nicht ein neues Unglück entstände. Ehrenbreit konnte den Athem gar nicht wieder finden vor Lachen, wie er es hörte, und jedes Mahl, wenn des Bischofs erwähnt wurde, kam ein neuer Paroxismus des Lachens, über das er nie Herr werden konnte: sogar, daß er einmahl laut auflachen mußte, da der Superintendent bey der Einführung eines Schulcollegen von dem mühseligen Leben aller derer redete, die an der Aufklärung der Menschen arbeiteten, so daß auch oft die Verfolgung noch länger, als ihr Leben, dauerte. Hierbey fiel dem Conrector, der ein sehr heiterer Mann war, das Geschick des guten Martins ein, und er lachte überlaut, so, daß der Superintendent schlechterdings aufhören

mußte, und die ganze Feyerlichkeit ein schnelles Ende mit Lachen gewann.

Die ganze Stadt kam nach und nach, um das Geschütz zu besehen, das dem heiligen Martin so gefährlich geworden war; und das Gymnasium erhielt durch den Besitz dieses furchtbaren Geräths eine gewisse Art von Achtung, die sich bey einer Gelegenheit sehr bestimmt äußerte.

Es waren noch keine zwey Monathe seit dem Hingelaufen, so rotteten sich, durch die Verhaftnehmung eines ihrer Mitbrüder aufgebracht, die Handwerksbursche zusammen, und umgaben das Rathhaus, wo ihr Mitbruder gefangen saß. Man sandte von Raths wegen zu ihnen, und ließ sie ersuchen, nach Hause zu gehen, damit der Gefangene ruhig könnte zur Stadt hinaus gebracht werden. Gerade an diesem Tage hatte Ludwig endlich von dem Rector nach vielem Bitten die Erlaubniß erhalten, die Balliste einmahl auf freyem Felde zu probiren. Der Conrector Ehrenbreit versprach, selbst gegenwärtig zu seyn; der Löffel wurde wieder befestigt; mit einem Freudengeschrey spannten sich die Schüler vor, und zogen die Antike gegen den Markt. So wie sie durch die Gasse, die zum Markt führte, zogen, so sammelten sich Menschen um das Geschütz her. Ein dumpfes Gerücht flog vor ihnen her: „Die Balliste kommt! die Balliste kommt!“ Und dieses Gerücht flog bis auf den Markt, und

verbreitete sich dort unter die Menge der Handwerksbursche, schon mit dem Zusatze, daß der Rath dem Gymnasio befohlen habe, mit dieser Balliste die Handwerker vom Markte zu treiben. Jetzt kam der Zug der Schüler mit der Balliste aus der Gasse auf dem Markte zum Vorscheine. Man hielt, weil man erst Platz haben wollte. „Die Balliste! die Balliste!" schrie alles: „sie legen schon den Stein auf!" Einige Furchtsame, denen nicht wohl bey dem Handel war, und das Schicksal des Bischofs fürchteten, fingen an zu laufen. Das Laufen wurde allgemein, und nach einer Minute war der Marktplatz ganz von Menschen rein, und der Gefangene so wohl, als die Balliste, konnte nun ohne Hinderniß transportirt werden.

Auch die Probe mit der Balliste hatte einen sehr glücklichen Ausgang, und die ganze Schule kehrte mit einem großen Ethusiasmus für die griechischen Alterthümer heim. Man machte von von allen Geräthen der Alten Modelle, und Ludwig wurde, durch diesen Eifer für Griechenland, der erklärte Liebling des Rectors. So erwähnte der Rector eines Tages eines Peitschen-Concertes bey einem Feste des Bacchus. Der alte Mann schüttelte hierbey selbst ungläubig den Kopf, und meinte selbst, daß das wohl unter die incredibilia gehöre. Allein der Präfectus des Chors war anderer Meinung, und behauptete, daß sich Peitschen so gut stimmen ließen,

wie

wie Flöten; „denn, Herr Rector," — und nun hob er an, ihm begreiflich zu machen, daß, je feiner und kürzer die Peitsche wäre, desto höher müßte der Ton seyn, et vice versa, gerade wie bey den Metallseiten. — „Hm! hm!" sagte der Rector: „sollt' das wahr seyn?" Der Präfectus erboth sich, beleidigt durch den Zweifel, zu einer Probe, und der alte Mann sagte kopfschüttelnd: „Ich fürchte, er wird ein Windey legen." Kaum war die Schule vorüber, so rief der Präfectus die Choristen zusammen; man hohlte alle Materialien, um Peitschen zu machen. Die Peitschen waren gemacht, wurden mit großer Mühe gestimmt, und man brachte so ganz leidlich die sieben Töne hervor. Nun schrieb der Präfectus eine leichte Arie an die Tafel, und die Peitscher peitschten die Arie, zu großem Jubel der Classe, und zu großem Erstaunen der übrigen Schullehrer, die vor der Thüre der Prima das fürchterliche Fuhrmannsklatschen hörten, heraus.

Das Takthalten war zwar ein wenig mühsam; allein desto größer war auch die Ehre, die hier zu erpeitschen war, die Ehre der griechischen Alterthümer. Zwey Tage hindurch übten sich die Herren noch, und dann, bey der nächsten Antiquitätenstunde, wurde der Rector bey seinem Eintritte von diesem gellenden Concerte empfangen. Jetzt begriff der Subconrector, der den Rector hatte in Prima hineingehen

sehen, noch weniger von dem Handel. Er hörte zu seinem Erstaunen mit einer großen Ordnung diese entsetzlichen Töne fallen, hörte, was er jetzt vermuthete, weder ein „ihr Bengel!" von dem Rector, sondern ein lautes Gelächter, das er aufschlug, weil er sah, daß man nach Noten peitschte. „Sufficiat!" rief er endlich. Die Peitschen wurden weggelegt, und der Rector meinte, die grichischen Peitschen müßten besser geklungen, oder die Griechen müßten nicht so zarte Ohren gehabt haben, als er; „zwar im Freyen," setzte er hinzu, „und unter Begleitung mehrerer Instrumente, möge es angenehmer geklungen haben."

In Prima war damahls einer von denen Köpfen, die sich nicht glücklicher fühlen, als wenn sie auf Kosten Anderer lachen können. Dieser Mensch, der Sellhof hieß, schloß sich von Anfang an Ludwig an, weil ihm Ludwig durch seine Sonderbarkeiten eine große Ausbeute von fröhlichen Stunden versprach. Wie er ihn näher kennen lernte, so konnte er sich nicht entbrechen, den jungen Menschen hoch zu halten; allein, Trotz dieser Achtung, brauchte er ihn dennoch immer, wenn er ein Mahl recht herzlich seyn wollte. So brachte ihn dieses Peitschenconcert auf eine neue abenteuerliche Idee, bey dem bevorstehenden Actus ein ganz vollständiges Bacchusfest zu geben: Ludwig hörte ihn darüber reden; das Feuer, mit dem er davon redete, steckte

Ludwigen an. Man zog nach und nach die ganze Schule in die Idee, und die Anstalten wurden so heimlich als möglich dazu gemacht. Der größere Theil der Schüler wußte nicht einmahl, was das Fest zu bedeuten haben sollte.

Ludwigs und Sellhofs volle Börsen schafften alle Hindernisse aus dem Wege. Der Tag erschien. Das ganze gelehrte Publicum war in Prima versammelt, und hatte lange Weile bey den Reden über Freundschaft, Wissenschaften, Tugend u. s. w. Sellhof redete von des Bischofs Martins Verdiensten um Teutschland, und von den Verfolgungen, die er erlitten hatte; der Conrector lachte in sein Schnupftuch, der Superintendent warf wüthende Blicke auf Ludwigen, der schon am Catheder stand, um sogleich nach Sellhof aufzutreten. Ludwig redete von den Kriegsgeräthschaften der Alten, und ihren fürchterlichen Wirkungen: der Superintendent hielt diese beyden Reden für eine Satyre auf sich und den Bischof Martin: es war von Ludwigs Seite Zufall, obwohl Sellhof ihm dieß Thema aufgeredet hatte. Sellhof betrachtete den Superintendenten, und weidete sich auf seinem aufgedunsenen Gesichte, und an den Zeichen der Wuth, die er von sich gab, und so war das Abendschauspiel schon eingeleitet.

Man ging endlich, weil niemand mehr da war, der die hochansehnliche Gesellschaft um einige Geduld bitten konnte, und die Schule ver-

sammelte sich bey Sellhof, um Anstalt zu dem Bacchusfeste zu machen.

So oft ein Actus war, so brachten die Schüler auch immer am Abende dem Superintendenten, dem Bürgermeister und dem Rector eine Nachtmusik mit Fackeln. Jedes Mahl also versammelten sich die Familien dieser drey Herrn in ihren Häusern, um, als Theile der Familie, auch Theil an der Musik zu nehmen.

Ggen acht Uhr, Finsterniß lag schon zwischen den Gräbern vor des Prälaten Thüre, brachte der kleine Fritz die erste Nachricht: „Sie kommen! Papa, sie kommen!" — „Gut, mein Söhnchen!" — Und die Gesellschaft begab sich in die Wohnstube, welche auf den Kirchhof sah, und besetzte die Fenster. Ein verwirrtes Gespräch scholl schon vom Gymnasio herauf: schon wurden die entferntesten Häuser durch den Glanz der Fackeln sichtbar: jetzt glänzte die Vorhalle berühmten Andenkens, und der Superintendent erseufzte tief. „Ach! ach! ach!" riefen alle Frauenzimmer voll Erstaunen zum Fenster hinaus, da sie den unerhörten Zug sahen, der sich um die Kirche nach dem Fenster zubog.

Voraus zogen vier Satyren mit langen Fackeln und Thyrsus-Stäben, mit Weinlaub bekränzt, und vergoldeten Hörnern: hinter ihnen folgte, von vier Bacchantinnen gezogen, ein Wagen, dessen Gestalt unbekannt war, den aber der Prälat sehr bald für die fürchterliche

Balliste erkannte. Oben drauf saß Ludwig, einen goldenen Becher von Pappe in der Hand, einen Thyrsus-Stab in der andern. Er war in röthliches Leinen gekleidet; über seinen Schultern hing ein Tiegerfell; und ein Secundaner, wie eine Nymphe angethan, saß neben ihm, und erhielt des Gottes Bacchus Huldigungen. Neben dem Wagen erscholl, so lange er sich bewegte, eine stille Flötenmusik, nur von den leisen Tactschlägen der Klapperbleche begleitet. Hinter dem Wagen gingen wieder Fackeln, welche von Satyrn getragen wurden.

Dann kam auf einem Esel Sellhof als Silen. Er hatte sich ausgestopft, um recht dick zu seyn, trank von Zeit zu Zeit auf seinem Esel, und war von vier Satyrn unterstützt, damit er nicht vom Esel herabtaumelte. Zwey Satyrn führten den Esel: dann kam der Troß der Bacchanten und Bacchantinnen mit Bacchustrommeln, Klapperblechen und Peitschen fürchterlich bewaffnet. Und dann ein Haufen Volk aus der Stadt, die aber so schweigend den Zug begleiteten, als ob es ein Leichenzug gewesen wäre.

„O, das ist schön! das ist excellent!" riefen die Frauenzimmer, wie sich der Zug näherte. „Wer ist das auf dem Wagen? ach! das ist Burchhard!" — „So?" — „Sehen Sie mahl! das Mädchen bey ihm!" — „Das sieht doch wirklich hübsch aus!" — „Herr Gott! Herr Gott! da kommt auch einer geritten!" — „Ja

wirklich!" — „Herr Gott! sehen Sie, auf einem Esel! Wer soll das seyn?" — „Auf einem Esel? J, du mein Gott, ja, ja!" — „Sehen Sie, und die viere — die ihn halten!" — „Herr Gott, Herr Vetter! was soll denn das vorstellen?" — „Ja, ich weiß es nicht!" antwortete der Prälat, dem der Esel und die Balliste schwer aufs Herz fielen.

Die Leute, die unter den Fenstern standen, unterhielten sich, eben wie die Damen in den Fenstern, von der Bedeutung des Zuges, und sprachen von der Deutung als von einer ungezweifelten Sache; denn Sellhof hatte die Bosheit begangen, einigen Mägden zu verstehen zu geben, daß der ganze Zug eine Siegesfeyerlichkeit wäre, die zu Ehren der Balliste und ihres Erfinders Burchhards, und zur Schande des herabgeschossenen Martins angestellt wäre, und hatte ihnen dabey gerathen, unter des Superintendenten Stubenfenstern sich zu stellen, weil sie da alles am besten sehen könnten.

So wie also der Zug sich näherte, so sprachen die Mägde ebenfalls; und der über ihnen stehende Prälat und seine Gesellschaft verloren kein Wort. „Sieht sie, Nachbarinn," fing die unterrichtete Magd an: „da kommt die Balliste! Sieht sie, und Mosje Burchhard sitzt droben: der hat sie erdacht; und die vorn, das sind vier Teufel! Sieht sie die Hörner wohl? die müssen leuchten; und vier Engel ziehen die Bal-

liste, und ein Engel sitzt beym Mosje Burchhard! I, Herr Gott!" — „Ja, ja! Nun seh sie, da kommt der Bischof Martin auf seinem Esel! Sieht sie!" — „Herr Gott, ja! und den ziehen sechs Teufel!" — Ja, ja! So gehts zu! Nu seh sie auch einmahl, er betrinkt sich auch noch auf seinem Esel, der Saufaus! Sie müssen ihn ja halten, die Teufel!" — „Und die andern?" — Je nun, das sind Engel mit Palmzweigen!"

Man mache sich einen Begriff von dem Erstaunen des Superintendenten über die Verwegenheit der jungen Leute, von seiner Wuth über die Beschimpfung, und von seiner Angst und Unentschlossenheit, was er machen sollte. Der Zug näherte sich immer mehr, und hielt endlich vor dem Fenster des Geistlichen stille. Ludwig saß in der Majestät seiner Gottheit auf seinem Triumphwagen. Silen wurde jetzt an die Seite des Wagens geführt. Die Flöten schwiegen. Die Bacchanten, die Bacchantinnen, die Satyrn standen in einem großen halben Kreise vor den Fenstern. Bacchus gab ein Zeichen mit seinem Thyrsusstabe, und schnell erhob sich ein höllisches Geräusch der Klapperbleche, Trommeln und Peitschen, und dazwischen jauchzten die Choristen die Ode: „Quo me rapis, Bacche, tui plenum!" die der Präfectus in die wildeste Musik gesetzt hatte.

„Die unverschämten Bengel,“ rief der Prälat zwischen diesem Lärm: „da sollte einen der Schlag rühren vor Ärger!“ Er zitterte an Händen und Füßen, und wurde bleich vor Ärger, und roth vor Zorn. Frau, Vettern und Basen sammelten sich um ihn her, und tobten, wie sie die Ursache seines Zorns erfuhren, mit ihm um die Wette; die jungen Mädchen sahen verstohlen zum Fenster hinaus: der junge Gott zwang ihnen durch seine Blicke Verzeihung ab für die Unverschämtheit, ihren Herrn Vetter zu beschimpfen. „Was, Herr Vetter!“ rief der zweyte Stadtbürgermeister, ein kleiner, runder, rother, heftiger Mann, dem es heute schon den ganzen Tag zuwider gewesen war, daß sein Herr College, der erste Bürgermeister, eine Musik empfangen sollte, und nicht auch Er: „was, Herr Vetter! wollen Sie sich ärgern? Dem wollen wir bald abhülfliche Maße leisten. Lassen Sie mich machen!“ — „Ja, lieber Herr Vetter! Sie sehen,“ rief die Superintendentinn ängstlich, „wie es meinem Manne geht mit den Schülern, den Eseln! Helfen Sie uns, und zeigen Sie einmahl der Schule und dem naseweisen Herrn Rector, daß Sie auch Bürgermeister sind!“ — Der kleine Mann ergriff seinen Hut und Stock, ging gravitätisch im Zimmer auf und nieder, stampfte mit dem Stocke: „Ärgern Sie sich nicht! das könnte Ihnen schaden: Sie sollen se-

hen, wer ich bin!" Er lief fort nach dem Rathhause, wo die Stadtsoldaten waren.

Während deß war die höllische Musik geendigt; Bacchus schwang seinen Thyrsus, und der Zug setzte sich wieder in Bewegung, und verließ unter einer Flötenmusik den Kirchhof.

Man tröstete den Geistlichen über sein erlittenes Unglück, und er vergaß es unter Planen der Rache, die er an dem Haufen der unehrerbiethigen Menschen zu nehmen gedachte, forderte Papier, Dinte und Feder, und schrieb a[illegible] [illegible]n Rector Gellner.

Ohne Sorge über den Brief des Superintendenten, ohne Sorgen über den raschen Gang des kleinen runden Bürgermeisters, der sich hustend durch ein Paar Satyrn durchdrängte, zog das Heer der Götter und Halbgötter vom Kirchhofe hinab dem Markte zu, um ihren Besuch beym ersten Stadtbürgermeister zu machen.

Vor dem Rathhause hielt auf ein Mahl ein Rathsdiener in Begleitung von sechs Mann Stadtsoldaten den Zug an, und der Rathsdiener näherte sich der Majestät des Bacchus. „Vom Wagen da herunter!" rief der Rathsdiener mit einer barschen Stimme. Die Nymphe, die neben Bacchus saß, sprang so gleich zitternd herab, und entfloh mit ihren weißen Füßen, mit rothem Bande geschnürt, durch den Koth dahin. Hinter ihr her flohen die Hälfte der Bacchanten und Satyrn: auch die Bachantinnen, welche die

Balliste zogen, waren verschwunden. „Was wollt ihr?“ fragte Ludwig unerschrocken, und setzte den Pappbecher neben sich, und nahm den Thyrsusstab in seine Rechte. Silen spornte seinen Esel, und näherte sich. Zwey Soldaten bemächtigten sich sogleich des Esels, und hoben Sellhof herab, und Silen stand zum ersten Mahle fest auf seinen Füßen. Der Rathsdiener befahl im Nahmen eines edlen Raths, Ludwigen von dem Wagen zu steigen. Sellhof rief die noch übrigen Satyrn zusammen, und behauptete jetzt mit einigen Scheltworten sein Recht an diesem Wagen. „Steig nicht ab, Burchhard!“ rief er: „wir wollen dich schon schützen!“ und immer näher traten die Satyrn mit den brennenden Fackeln, und sahen bey dem hellen Lichte die Todtenblässe der Invaliden.

Ludwig fragte: „Wer ist Er?“ „Ich bin der Rathsdiener Meyer.“ — „Auf seine Gefahr steige ich ab,“ sagte Ludwig, und stieg ab. Sellhof rief: „Bleib sitzen, Burchhard! fürchte dich nicht!“ „Fürchten? lächelte der Gott; „vor sechs Greisen? vor diesem einzigen Manne? Nein! aber es ist der Befehl der Obrigkeit. Kommt! laßt uns gehen!“ — Er ging, und überließ die Balliste dem Rathsdiener.

Wie der erste Schrecken vorüber war, so versammelten sich nach und nach die Götter und Göttinnen wieder. Man hielt nun Rath, was zu thun wäre: niemand konnte begreifen, was den

weisen Rath zornig gemacht hätte. Sell'of, der wohl wußte, was vorgegangen war, trug darauf an, vorerst dem Bürgermeister und dem Rector die Musik zu bringen, damit man öffentlich zeigte, daß man sich unschuldig fühlte.

Man nahm also ein Capriol, da der antike Wagen fehlte, hob die Deichsel aus; Bachus stieg ein: ein anderer Esel wurde angeschafft, und der Zug ging zu Bürgermeisters, wo Willhelm, der, mit einer mächtigen Peitsche bewaffnet, einen Satyr vorstellte, den Ältern schon von dem sonderbaren Aufzuge einige Winke gegeben hatte, so daß der Familie des Bürgermeisters nichts weiter auffiel, als daß bey diesem Zuge des Bacchus der Bacchus auf seiner Tonne fehlte. Das Peitschen=Concert nahm seinen Anfang, und die Frau Bürgermeisterinn, die sehr breit in einem Fenster lag, behauptete, es habe sehr gut geklungen! besonders hätte ihr Sohn Willhelm seiner Peitsche und dem Concerte viel Ehre gemacht.

Von da sollte es zum Rector gehen: man zog vor Ehrenbreits Hause vorüber: hier stand ein bespannter Reisewagen. Eben stiegen zwey Frauenzimmer aus. „Guten Abend, Rose!“ hörte Ludwig. Die eine Fackel trat eben hinter den Wagen, und leuchtete den Frauenzimmern in das Gesicht, die eben ins Haus traten. Es war Rose. Bacchus ließ die Nymphe aus seinen Armen, den Becher und Thyrsus aus seinen

Händen fallen: mit Einem Sprunge war er auf der Erde, die Stufen vor Ehrenbreits Hause hinauf, ins Zimmer, und mit dem Geschrey, „Rose! o Rose!“ in des Mädchens Armen.

„Herr Jesus!“ riefen alle drey Frauenzimmer, wie sie die groteske Gestalt sahen, und Rose wand sich mit aller Gewalt aus den nackten Armen, die sie umfaßten. Der Conrector war beym Rector, um die Nachtmusik abzuwarten: seine Frau war der Madam Seeburg, die Rosen auf ein Paar Tage von Braunschweig gehohlt hatte, entgegen gegangen, und kam denn mit ihnen zurück; sie wußte also so wenig von der Mummerey der Schüler, als die andern beyden. Man denke sich den Schreck der Damen! Endlich gab sich Ludwig zu erkennen, und Rose schloß jetzt den reitzenden Bacchus fester und inniger an ihre Brust, als je Ludwigen. Die beyden Weiber konnten nicht aufhören zu lachen, und Rose nicht müde werden ihn zu betrachten. Der ganze Ludwig steckte in einer engen leinenen fleischfarbenen Scheide. Um seine Hüften schlang sich ein Kranz von Rosen: um seine Stirn hingen Weinblätter; auf seiner Schulter lag ein Tiegerpelz, mit einer Agraffe befestigt: seine Wangen waren hoch geschminkt; in seinen Augen glänzte noch das Feuer des Zorns, das sich jetzt in das sanftere Feuer der Freude und der Zärtlichkeit verlor.

Rose drückte ihn an sich, mit ungewöhnli-

chem Feuer und Zärtlichkeit: keine Frage, „Wie geht das zu?“ kam aus ihren Lippen, nur Küsse, nur zärtliche Benennungen: indeß dem Zuge draußen dauerte das Außenbleiben des Gottes zu lange: Silen ließ ein Paar Mahl mit den Klapperblechen und Trommeln wirbeln. Madam Seeburg und die Ehrenbreitinn flogen aus Fenster. Ludwig und Rose hatten sich enge umschlossen, und hörten nicht. Noch ein Mahl hob der Sturm der bacchantischen Musik an: Ludwig hörte nicht. „Burchhard!“ riefen zwanzig Stimmen: „Meine Rose!“ antwortete Ludwig. Es war, als ob ihre Lippen ihn leise genannt hätten. Endlich stieg Silen ab, und kam hinein, seinen göttlichen Schüler zu hohlen, und fand ihn, wie ehemahls, auf Naxos, in Ariadnens Armen, in wollüstigem Vergessen seiner selbst. Er bath, er flehete, er schalt: Ludwig hörte nicht. Er nahm ihm endlich sein Tiegerfell, seine goldenen Hörner, und ging hinaus: er ließ einen Bacchanten aufsteigen, gab ihm die Attribute des Gottes, und ließ jetzt den entkleideten Bacchus, wie einen Amor ohne Flügel und Bogen, in den Armen der jüngsten Grazie: und der neue Bacchus zog mit seiner Schar zum Rector.

Hier gab man das gewöhnliche Concert: der Rector ließ den ganzen Haufen hinein treten. Er besah die Klapperbleche, die Trommeln, den Anzug der Satyrn, und vermißte endlich Ludwigen. „Wos stellt den der Burchhard vor?“ frag-

te er. „Eigentlich den Bacchus,“ antwortete Sellhof; „allein er ist jetzt in den Armen einer Nymphe.“ — „Wo denn?“ — „In des Herrn Conrectors Hause: er war gar nicht aus ihren Armen zu bringen!“ — Jetzt erzählte Sellhof den Handel mit dem Rathsdiener: man zerbrach sich den Kopf darüber, was er für Ursachen zu diesem sonderbaren Benehmen gehabt haben könnte, und brachte nichts heraus, weil Sellhof sich wohl hüthete, seine Gedanken darüber zu äußern. Man ermahnte die Schüler, nun ruhig nach Hause zu gehen; man wolle morgen die Sache untersuchen, und alles ging, und begrub Freude und Verdruß in die Federn.

Ludwig allein nicht! Er saß bey Rosen, und die Welt hätte um ihn her zu Trümmern gehen können, er würde es nicht eher gemerkt haben, als bis Rose untergesunken wäre. Schon zwanzig Mahl hatte Madam Seeburg, und die Conrectorinn nach dem Aufzuge, nach seiner Kleidung gefragt: wenn sie ihn beym Arm zupften, so sah er sie starr an, antwortete denn endlich mit einer Sylbe, und sah wieder Rosen an, und flüsterte mit ihr. Madam Seeburg wollte mit Rosen nach Hause gehen; daran war nicht zu denken: sie standen zwar mechanisch auf, allein Bacchus machte sogleich die deutlichsten Anstalten mitzugehen, und man setzte sich wieder. Ehrenbreit kam endlich. Madam Seeburg entschloß sich nun, Rosen bey Ehrenbreit zu lassen, und

ging allein. Es schlug eilf. Ehrenbreit zählte die Schläge laut; Ludwig flüsterte mit Rosen. — „Ludwig! Rose ist von der Reise sehr müde. Sie muß schlafen.“ — „Ich bin gar nicht müde!“ — und ihre Augen funkelten so hell aus dem Winkel hervor, wo sie beyde saßen, wie ein Paar Sterne.

Endlich faßte Ehrenbreit Ludwigen an, schüttelte ihn wach aus seinem Rausche, und wie er ihn nun deutlich ansah, so rief er ihm laut zu: „Es hat Eins geschlagen: wir müssen zu Bette!“ Das half denn doch. Auf der Treppe waren so viele Stationen, als Stufen. „Hohle noch ein Paar Lichter, Louise!“ rief Ehrenbreit: „mit einem Lichte kommen wir nicht herauf.“ Endlich faßte wieder der Conrector das Mädchen auf seine Arme, trug sie auf ein Zimmer, faßte dann Ludwigen an, öffnete die Thür seines Zimmers, und stieß ihn hinein: „Schlaf und morgen mehr!“

Ludwig ging träumend auf sein Zimmer, warf sich auf einen Stuhl, und dachte an Rosen. Endlich warf er sich auf seine Matratze, ohne irgend etwas von seinem Ornate des Gottes abzulegen, träumte, lachte, sprach mit Rosen, und schlief endlich gegen Morgen ein. Um 6 Uhr erwachte Rose, die früher eingeschlummert war, und schlich sich leise von ihrer Kammer zu Ludwigs Zimmer. Sie öffnete es leise, und erschrack; denn der reitzende Gott lag da im tiefen Schlafe

auf seiner Decke. Seine Stellung, seine Kleidung, so fest anliegend, wie das nasse Gewand einer Bildsäule, der Kranz auf seinen Locken, der sich im Schlafe verschoben hatte, der lächelnde Mund, die rothen Lippen — Rose blieb so in der geöffneten Thür stehen, und starrte nach ihm hin. Ihr Blick wurde immer freundlicher; leise Seufzer stiegen aus der schönen Brust. Ihre Hand ließ die Thür stehen, und sie schlich sich näher zu seinem Bette. Da stand sie, und betrachtete ihn; leise legte sie ihm die Hand auf die wallende Brust, und ließ mit einem wollüstigen Vergnügen die Hand von seiner Brust wiegen. Sie beugte sich über ihn mit dem allerzärtlichsten Blicke, worin Wehmuth, Entzücken, Verlangen und Ruhe, und alle schönen Leidenschaften der Menschlichkeit sprachen. Sie kniete endlich an sein Bett, legte seine kostanienbraunen Haarlocken über seine Schulter und über seinen Busen, betrachtete ihn dann wieder mit dem himmlischen Blicke der jungfräulichen Unschuld.

Ehrenbreit, der durch die offne Thür das Mädchen und den schlafenden Gott belauschte, versicherte hundert Mahl nachher, er habe nie etwas Reitzenders gesehen, als diese Scene. Das reitzende Mädchen auf den Knien, mit dem Blicke der unschuldigen Engelliebe, vor diesem schlafenden Amor! Er konnte sich nicht enthalten; er hohlte den alten Burchhard, der diesen Morgen gekommen war, leise herauf. Sie standen beyde

da

da und lauschten, und Thränen flossen aus ihren betrachtenden Augen.

Burchhard flüsterte aus Milton Ehrenbreiten die Worte zu:

„— — with eyes
Of conjugal attraction unreprov'd
And meek ſurrender, half embracing lean'd
On our firſt father: half her ſwelling breaſt
Naked met his under the flowing gold
Of her looſe treſſes hid.“

Endlich trat Ehrenbreit hinein: Ludwig öffnete zugleich die Augen, und mit ihnen die Arme, und Rose sank an seine Brust und auf seine Lippen. „Ich hätte Lust, den halben Milton hier herzusetzen!“ rief Burchhard, und Rose flog in Burchhards Arme, ohne einen Blick von Ludwigen zu wenden. Ludwig war aufgesprungen, und Ehrenbreit sagte ihm, wie lange er denn in dieser Kleidung bleiben wolle? Rose stand lächelnd bey ihm, und betrachtete ihn noch ein Mahl von oben bis unten. „Sieh dich an, Ludwig, und dann komm herunter!“ — „Komm, Rose! er soll sich anziehen.“

Sie waren kaum unten, so erschien auch der Rector mit einer schriftlichen Klage des Superintendenten in der Hand, und übergab das Papier mit einem erstickenden Gelächter dem Conrector: — Der Conrector las die Klage, und wollte sich ausschütten vor Lachen, daß der Superintendent den Silen für den Bischof Martin, die Satyrn für Teufel, die Nymphen für Engel, und die

Thyrsusstäbe für Palmzweige gehalten hatte. Jetzt wurde des Rathsdieners Handlung begreiflich. Der Conrector schrieb an den Superintendenten, bedeutete ihn, daß man des heiligen Martins nicht habe spotten wollen, und daß die Schüler sich sogar über den Überfall des Rathsdieners beklagt hätten.

Der Mann war indeß nicht zur Ruhe zu bringen: er forderte Genugthuung und Untersuchung in seiner Gegenwart. Das mußte geschehen. Er war so halb und halb Ephorus der Schule; und daß er sich so selten um die Schule bekümmerte, machten des Rectors griechische Floskeln, die er haßte, weil er sie nicht verstand, und doch auf keine Weise es merken lassen wollte, daß er sie nicht verstand.

Es wurde also ein Termin angesetzt; und Sellhof übernahm die Vertheidigung. Er kannte des Prälaten Haß gegen das Griechische, und beschloß, dadurch seine Rache an ihm zu nehmen. Der Tag erschien, und mit ihm der erbitterte Geistliche und beyde Bürgermeister.

Mit der Klage war es denn auch bald zu Ende: denn der Superintendent wurde durch die Beschreibung der Kleidung der Schüler, die er selbst machte, und die ihm der Rector alle im Montfaucon zeigte, dahin gebracht, zu gestehen, daß es ein Bacchusfest, und keine Satyre auf ihn gewesen sey. Ludwig sagte zum Rector: „Wie Recht mein Vater hat, daß Unwissenheit und

Stolz immer alberne Streiche machen!" Der Geistliche fuhr auf. Ludwig führte seinen Satz mit großer Freymüthigkeit aus, und schwieg nicht eher, als bis ihm Ehrenbreit winkte. „Aber," fing denn der zweyte Bürgermeister an: „sollte denn das Cabriol etwa die Tonne vorstellen, worauf Bacchus immer zu sitzen pflegt?" „Ja! ja!" hob der Prälat noch ein Mahl an, „geehrter Herr Bürgermeister, das sage ich nur! Hätte Bacchus auf der Tonne gesessen! so hätte ich gewußt, daß es ein antikes Bacchusfest hätte vorstellen sollen." Der Conrector erstickte fast; der Rector aber fuhr mit einem großen Zorne auf, und rettete den Vater Bacchus zur großen Beschämung der beyden Herren, und führte zum Beweise wenigstens zwanzig griechische Stellen an, daß Ludwig ein sehr hübscher Bachus gewesen sey.

Die Sache war bisher so weit recht gut: allein jetzt forderten Sellhof und Ludwig Genugthuung wegen der Beschimpfung, die sie durch den Rathsdiener erhalten hatten. Ludwig ließ sich sehr leicht besänftigen; Sellhof aber hob auf eine komische Weise auf griechisch zum Rector an; „Sehr weh thun mir die Wunden, die mir dieser ungebildete Mensch gegeben hat!" Der Rector erstaunte, ausser sich noch einen Menschen griechisch reden zu hören. Sellhof hatte sich ganz besonders zu diesem Handel präparirt. Mit Lachen antwortete der Rector: „aber bezähme deinen Zorn: es ziemt sich nicht, unversöhnlich zu seyn,

wenn selbst Götter sich versöhnen lassen.“ Der Superintendent wünschte sich auf den Brocken. Schweißperlen standen auf seiner Stirn: auf ein Mahl wandte sich Sellhof, der des Prälaten Verlegenheit bemerkte, an ihn selbst, und sagte: „δος δε μοι αντι κακων και τι παθειν αγαθον!“ Der Superintendent hustete, sah Sellhofen an, dann den Rector, ob der nicht antworten würde, stammelte einige Töne, und fing aus Angst an, eine Art von Entschuldigung herzustammeln, und retirirte sich bis an die Thüre. Nun sagte Sellhof mit lauter Stimme: „και αοφρονι πολλακι δοξα εσπετο,“ oder, wie Sie das bey dem Falle des Esels ein Mahl übersetzten, Herr Rector: ein Esel kommt gewöhnlich gut davon!“

Dieser letzte Schlag kam so unerwartet, daß der Conrector, der wirklich Mitleiden mit dem Prälaten hatte, und eben anfangen wollte, mit hinein zu reden, laut zu lachen anfing. Der Superintendent, der nicht wußte, ob das Letzte auf ihn gehen sollte, weil er von dem Griechischen nichts verstanden hatte, schwieg, machte eine Verbeugung, und ging. Der Rector sagte zu Sellhof: „Er ist ein Esel, Sellhof; allein ein Esel kommt gewöhnlich gut davon! Das ist auch sein Glück. Sonst muß ich ihn loben, Sellhof! ich hätte so viel Grichisch nicht hinter ihm gesucht.“ — „Wahrhaftig, ich auch nicht,“ sagte der Bürgermeister, und empfahl sich ebenfalls.

Jetzt erst fiel allen die Balliste ein: einer

erzählte ihr Schicksal. Der Rathsdiener hatte die Balliste sogleich zu dem Superintendenten bringen lassen. Der Zeitpunct der Rache des zertrümmerten Bischofs war für die arme Balliste gekommen. Der Geistliche rief den Hausknecht, und hieß ihm die Balliste zerschlagen. Nach fünf Minuten lag den auch der Feind des Bischofs in eben so viel Trümmern da, als ehemahls der Bischof selbst, und heimlich warf noch der Prälat auf die Trümmern einen so triumphirenden Blick, als Achilles auf den Leichnam des Mörders seines Patroklus. Der Rector bedauerte das Ende der Balliste, und der Conrector sagte zum Rector im Hinausgehen: „Herr College, ein schöner Stoff zu einer neuen Iliade!"

Ludwig hatte, in Rosens Armen, die Balliste, das ganze Bacchusfest und die gesammten Antiquitäten vergessen: die wenigen Tage, die Rose bleiben konnte, waren Tage des Himmels für ihn. Der Zeitraum, den Rose von ihm entfernt gewesen war, die dadurch entstandene kleine Entfremdung hatte der Liebe Ludwigs etwas Zartes beygemischt, das er vorher nicht gekannt hatte. Er saß bey Rosen noch, wie ehedem, mit der allerinnigsten Herzlichkeit; allein er fühlte, woran er sonst nie gedacht hatte, daß er Rosen verlieren könnte, daß ihr Verlust seinem Herzen unersetzlich seyn würde: und so gesellte sich zu seiner Liebe eine Ehrerbiethung und eine Gefälligkeit,

deren er gegen keinen Menschen, als allein gegen Rosen, fähig war.

Mit Bitten um die Fortdauer ihrer Liebe, mit Versicherungen seiner ewigen Treue ließ er sie aus seinen Armen: zitternd streckte er noch seine Arme dem Wagen nach, der die weinende Rose wegtrug, und betrübt warf er sich dann in Sellhofs Arme, und rief: „Sie ist fort!"

Sellhof hatte sich immer mehr an Ludwig angeschlossen: Anfangs hatte Sellhof Ludwigen als einen Narren betrachtet, zu dem ihn seine Neigung zu spotten, und seine Laune, wie zu allen Narren, hinzog; allein der Umgang mit Ludwig wurde für Sellhof bald Gewohnheit, und endlich eine so lebhafte Freundschaft, wie ihrer ein Spötter fähig ist. Sellhof hatte kein übles Herz, ja, er war sogar der Größe des Enthusiasmus für alles Gute fähig; nur unterlag sein Herz der herrschenden Begierde zu spotten und zu lachen gewöhnlich.

So saßen beyde Jünglinge einen Abend, und redeten von den Tugenden der großen Vorwelt. Sie hatten sich in ihr Gespräch von Brutus, Sokrates, Plato, Aristides, und den andern Helden, von ihren edlen Tugenden, ihrer einfachen Lebensart so vertieft, daß kein andrer Gedanke neben diesem aufkommen konnte. „Und was thun wir dagegen, Sellhof?" fragte Ludwig mit einer schwachen, vorwurfsvollen Stimme. „Du schon immer genug!" antwortete Sell-

hof: „die verdammten Narrenspossen, die man mitmachen muß!“ —

„Muß?“ fragte Ludwig: „wer kann einen freyen Menschen zwingen?“ — „Frey? Lieber Burchhard, wer von uns ist denn frey? Sind wir nicht Sclaven des Ceremoniells? Mach einmahl einen Streich, der nicht mit den verdammten Narrenspossen paßt, und dann sieh einmahl, wie sie über dich herfallen werden!“ — „Doch nur mit der Zunge, nicht mit Keulen!“ — „Aber die Zungen sind oft ärger, als Keulen!“ — „Was kann man uns denn thun?“ — „Thun? lieber Gott, Burchard! thun? Man verfolgt uns so lange, bis — bis wir weggehen.“ „Gut! was liegt daran?“ — „Die Cabale macht uns arm, hindert uns, unser Brot zu verdienen!“ — „Ho! ho! ja freylich, für dich, Sellhof, ist das nun so! Du bist gewohnt, Pasteten zu schmausen; mußt alle Jahre zwey Röcke haben mit seidnem Futter und Kreppinen besetzt, trägst goldne Hosengürtel. Das kostet mehr Geld, als man überall verdienen kann; allein laß sie mich einmahl wegjagen! Ich esse Brot, und befinde mich wohl; ich trage Leinwand, und damit holla! Was kostet das Jahr aus, Jahr ein?“ — „Ja, lieber Burchhard, das ist wahr; allein wie willst du auch das wenige verdienen, wenn du kein Vermögen hättest?“ — „Ha! ich verstehe Körbe zu flechten: schon das könnte mich nähren.“ — „Gehorsammer Diener! dazu gehört noch ein

Lehrbrief, lieber Freund, um dich innungsfähig zu machen." — „Gut!" rief Burchhard eifrig; „das hat mir Ehrenbreit schon ein Mahl vorgeworfen! gut! Morgen will ich ein Handwerk lernen: morgen im Tage! denn von heute Abend an will ich, bey Gott! frey seyn, frey wie Diogenes! Meinetwegen sey du ein Sclave von deinem seidenen Futter, von goldgesponnenen Knöpfen, und Haarbeuteln! Ich nicht!" — Die Thränen traten dabey dem exaltirten Jüngling in die Augen. „O sieh, Sellhof! sieh! wie frey könnten wir seyn, wenn wir wenig bedürften! Wer könnte uns befehlen? Wir lachten, und gingen, und unsere Hände nährten uns! Nein, nein! frey will ich seyn; sey jeder, was er will!" — „Und ich mit dir, Burchhard!" rief jetzt Sellhof, halb aus einem wirklichen Enthusiasmus, halb aus der Ahndung vieler lustigen Scenen, die ein solches Leben hervor bringen müßte.

Es konnte nicht fehlen: das Leben unter andern Menschen hatte Ludwigen den Menschen und ihren Moden etwas näher gebracht. Zwar ging er und betrug sich noch immer so, daß man ihm seine Erziehung ansah; allein er war doch der allgemeinen Sitte näher gekommen. Just da er einen Gefährten bey seinem enthusiastischen Plane für Freyheit hatte, wachten alle alten Ideen wieder auf, und verbanden sich mit neuern, die Sellhof an die Hand gab.

Auf der Stelle wurde der Plan der beyden Jünglinge ausgearbeitet. „Wir wollen so simpel, so sokratisch leben, wie möglich: wir wollen ein Handwerk lernen; wir wollen unsern Körper abhärten.“ Das waren die drey Puncte, die sie sehr bald mit einander abredeten. Sie fielen einander in die Arme, versprachen sich eine ewige, felsenfeste Freundschaft, schworen der Tugend ewige Liebe, dem Laster und der Thorheit ewigen Haß, und Burchhard lief sogleich zu Ehrenbreit, und kündigte ihm an, daß er künftig bey Sellhof wohnen wollte.

Ehrenbreit hatte nichts dagegen, und noch diesen Abend brachte Burchhard seinen Pfühl und seine Decke zu Sellhof. Die halbe Nacht verging unter Plane machen. Sellhof kam immer wieder darauf zurück: „Und was die Leute sagen werden, wenn wir wie zwey Philosophen leben?“ — „Laß sie sagen, was sie mögen,“ rief Ludwig; „laß uns so leben!“

Am andern Morgen nahm Ludwig eine Scheere, und verschnitt dem Sellhof das Haar, so wie er es trug. Sellhof seufzte, wie die Wachsbuckeln herab fielen, wie er seinen schönen Zopf in den Händen hatte: das größte Opfer war nun gebracht. Sellhof zog ein Kleid von Burchharden an. Es stand ihm schön. Es schlug sieben. „Nun komm in die Schule!“ Sellhof faßte Ludwigen unter, und ging mit niedergeschlagenen Blicken neben Ludwigen her, der sein

Gesicht stolz umher warf, weil er die Freyheit einem Menschen gerettet hatte.

Ehrenbreit erkannte an Sellhofs Kleidern der Jünglinge Plan, und sprach den Morgen über Simplicität der Sitten, und tadelte wenigstens Sellhof nicht. Die andern Kinder erstaunten über Sellhof, und bekamen auf der Stelle Lust, es nachzumachen. „Ich rathe euch das nicht," sagte Ludwig finster: „der Conrector sagte, zu simpeln Sitten, wenn sie nicht Narrheit seyn sollen, gehört auch ein simples Herz und ein einfaches Leben!" Nach der Schule gingen beyde Jünglinge zu Ludwigs Tischler, und fragten ihn um Rath bey ihrem Vorhaben, ein Handwerk zu erlernen. — Die Schwierigkeiten wurden durch Geld gehoben, Ludwig und Sellhof als Tischlerburschen eingeschrieben, und der Tischler unterrichtete sie täglich einige Stunden, bey denen Ludwig Sellhofens sinkenden Muth aufs neue anfeuern mußte.

Beyde Jünglinge mietheten sich ein Stübchen, das in einen Garten ging, nebst dem Garten. Ihre Möbels waren ihrer Hände Arbeit: einige Holzstühle, ein Paar Tische; in zwey Winkeln des Zimmers lagen ein Paar Strohbetten, mit wollenen Decken: das war ihr Lager. Sie tranken nichts als Wasser, aßen mit größtem Appetite Mittags ein Gerücht, und Abends Obst oder Brot. Alle diese Einrichtungen kosteten Sellhofen eine unendliche Selbstüberwindung, und

er würde schon in den Proben des ersten Monaths erlegen haben, wenn er nicht heimlich zuweilen durch ein gutes Gericht seine sokratische Mahlzeit verbessert hätte, allein dieser heimliche Genuß war auch ebenfalls Ursache, daß er sich nach und nach an die strenge Diätetik Burchhards gewöhnte. Sie standen beyde um drey Uhr auf: ihr erster Gang war vors Thor an einen Teich, wo sie eine Viertelstunde badeten: dann kehrten sie in einem Laufe zurück, brachten den Morgen im Garten mit einander zu: lasen und redeten mit einander: dann gings in die Schule, dann zum Tischler, dann zu Tisch, dann wieder in die Schule: gegen Abend badeten sie noch ein Mahl, und nun legten sie sich auf ihr Strohlager nieder. Ludwig hatte beynahe nichts an seiner Lebensart, und Sellhof alles geändert. Sellhof suchte nach und nach etwas weniger Strenge in ihr Leben einzuführen; und bey jedem andern, als Ludwigen, würde diese Lebensart schon nach einem Monathe, wie so viele tausend Plane, welche die Jugend so rasch macht und anfängt, vergessen seyn; allein Ludwig fand nichts Außerordentliches bey diesem Leben, und jede Weichlichkeit, welche Sellhof einführen wollte, wurde verspottet. Sellhof schämte sich, und gewöhnte sich unvermerkt an dieses rauhe Leben, besonders da der Rector sie beyde mit Lobeserhebungen überhäufte, und da einige andere, welche dieß Leben nachahmen wollten, schimpflich in der Probe er-

lagen, und dem Gelächter der Classe Preis gegeben wurden.

Dazu kam nun noch, daß Sellhofs Lust zu lachen hier reichlichen Stoff fand. Natürlich besuchten die Schüler die beyden Philosophen, und fanden sie nicht selten in gymnastischen Übungen im Garten begriffen. Sellhof that den Vorschlag, einen bedeckten Gang im Garten zu machen, worin sich Mehrere in der Gymnastik üben könnten. Man rang, man kämpfte, man balgte sich, und nach und nach führte Sellhof immer mehr griechische Gebräuche ein. Sellhof und Ludwig machten die erste Probe, nackend zu ringen, und sie fanden, daß auch diese Mode der Alten für den Körper nicht übel gewesen sey. Sie wurde von den Andern nachgemacht, und an manchen Tagen wurden sogar Kampfrichter gesetzt, die den Sieger mit einem Öhlkranze belohnten.

Man redete zwar hin und wieder in der Stadt von Sellhof und Ludwig; besonders fand man in den Häusern, wo Sellhof sonst aus- und eingegangen war, das Unternehmen der jungen Leute abscheulich: die Schüler, deren Ältern in der Stadt selbst wohnten, mußten schlechterdings in dem gewöhnlichen Gange der Sitten bleiben, und sie durften sich nur heimlich zu den beyden Narren schleichen. Diese gymnastischen Übungen blieben also dem ganzen werthen Publicum ein Geheimniß, weil niemand sagen durf-

te, er besuchte die beyden Thoren. Einige Nachbarn und der Wirth des Hauses, die eine freye Aussicht in den Garten hatten, sahen zwar zuweilen die Balgereyen der jungen Leute; allein das war nichts Besonderes. So lange die Schule stand, hatten die jungen Leute sich gebalgt und mit Steinen geworfen. Man schwieg davon.

Sellhof that endlich einen Tag der versammelten Jugend den Vorschlag, einmahl die olympischen Spiele feyerlich zu begehen. Der Vorschlag fand durchgehends Beyfall: sogar viele ärgerten sich, daß sie dabey nicht ganz Teutschland zu Zuschauern haben sollten, wie die jungen Griechen ganz Griechenland. Ein Altar wurde erbaut; einige Schüler, die bey den Übungen nicht hoffen konnten, eine große Figur zu spielen, nahmen die Rolle der Priester oder Kampfrichter über sich. Ein Hammel wurde angekauft, um den Opferstier vorzustellen, und wurde im Garten bis auf seinen feyerlichen Todestag gemästet.

Endlich erschien der Tag. Alle Schüler versammelten sich bey Sellhof, und gaben sich durch Ablegung der Haarbeutel, durch die Zerstörung der Frisur, durch die heraus gezogenen und um die Hüften gegürteten Hemden das Ansehen von griechischen Jünglingen. Die Priester hingen große Betttücher um, und trugen Kränze von Blumen auf den Häuptern, und lange Bärte an den glatten Kinnen. So zog der Zug aus der Phi-

losophen Zimmer, unter Begleitung von ein Paar Flöten, in den Garten. Die Musik machte die Nachbarn aufmerksam, und die jungen Leute hatten wenigstens in der ersten Hälfte der olympischen Spiele Zuschauer genug.

Drey Mahl zogen die Priester, Kampfrichter und Kämpfer im Garten umher, den Hammel in ihrer Mitte. Die erstaunten Nachbarn wußten nicht, was sie aus diesem sonderbaren Schauspiele machen sollten. Man sammelte sich um den Altar her, der mit einer großen steinernen Platte bedeckt war. Man zündete ein großes Feuer auf dem Altare an, und goß Wein hinein. Nun empfing der Hammel mit einem Beile einen sehr heftigen Schlag, der ihn betäubte; man schnitt ihm die Kehle ab, und warf den ganzen Hammel, weil das Absondern des Fettes, nach homerischer Sitte, doch zu lange dauern möchte, in die mächtige Flamme.

Jetzt stieg von der brennenden Wolle, von dem brennenden Fette und Fleisch ein dicker stinkender Qualm zum Himmel, der weder Göttern noch Menschen angenehm seyn konnte. Ganz Griechenland hielt sich die Nasen zu, und die Zuschauer in den Fenstern waren jetzt gezwungen, nur durch die Scheiben diese außerordentliche Handlung anzusehen. Mit dem Qualm hob sich auch eine Opfer-Hymne der Priester, die Sellhof gemacht hatte, und die auf eine bekannte Kirchenmelodie ging, an. Dabey warfen sich

die Priester rings um den stinkenden Altar auf die Knie, um Zevs dem Sieger anzuflehen. Das Opfer war vollendet, aber nicht von den Flammen verzehrt: man war gezwungen, es von dem Altare herab zu nehmen, und seitwärts in hohes Gras zu werfen, weil der Gestank nicht mehr zu ertragen war.

Jetzt zogen Priester, Kampfrichter und Kämpfer in den bedeckten Gang, der nichts, als ein Berceau, mit Leinwand bedeckt, war, und entzogen nun die eigentlichen Spiele den Augen der neugierigen Zuschauer. Hier warfen die Kämpfer sogleich ihre Hemden ab, gürteten sich um die Hüften, und zeigten den Gegnern den Reichthum ihrer Muskeln. Sellhof und Ludwig forderten sich zuerst. Sellhof sprang an ein großes Gefäß voll Öhl, und salbte sich Schultern, Brust und Arme mit dem Öhle: Ludwig salbte sich auch, und ein Freudengeschrey der jungen Leute bewunderte die genaue Nachahmung der alten Gymnastik. Jetzt faßten beyde die Hände voll Sand, und flogen auf einander ein. Sellhof bog Ludwigen rückwärts; Ludwig schlüpfte aus seinen Händen, die seine Arme gefaßt hatten, und umfaßte ihn mit beyden Armen. Da lagen sie Brust an Brust, Knie an Knie, ohne Bewegung. Jetzt sprang Ludwig auf, dessen Hände immer von dem glatten Öhl auf den Schultern Sellhofs abglitten, nahm schnell zwey Hände voll Sand, bewarf Sellhof

damit, und nun faßte er ihn aufs neue, und warf ihn zu Boden.

Eine Todtenstille war bis dahin gewesen: jetzt erhob sich ein Freudengeschrey, und andere Ringer betraten den Kampfplatz, und erregten aufs neue eine Todtenstille. Alle salbten sich mit Öhl; selbst Knie und Schenkel blieben nicht verschont, und gegen Abend endlich hatten die Kämpfe ein Ende. Ludwig erhielt den Kranz von Eichenlaub von den Kampfrichtern: nach ihm einen kleinen Kranz Willhelm, des Bürgermeisters Sohn, der jetzt ein Bursche von achtzehn Jahren war, und den die Natur mit einer großen Muskelkraft gesegnet hatte.

Die Kampfrichter stiegen von ihren Sitzen herab: Ludwig warf seine Kleidung über, und stellte sich zwischen zwey Priester, den Eichenkranz auf seinen Locken. Zwey andere Priester harrten auf Willhelm, der ungewisse Blicke auf seine mit Staube beworfenen, schmutzigen Schultern, Brust, Arme und Schenkel warf; endlich da die Priester ihn ereilten, so warf er muthig sein Hemd über den geöhlten Leib, gürtete es um, und trat in die Mitte der beyden Priester. Alle übrigen Kämpfer befanden sich in nicht geringerer Verlegenheit, ob sie sich anziehen, oder erst reinigen müßten; indeß man drängte sie: sie warfen alle das Gewand über, gürteten sich, und der Zug ging an Jupiters Altar. Zwey Flöten begleiteten einen Triumphgesang; die Priester

lagen

lagen auf den Knien, zwischen ihnen Ludwig und Willhelm. Die Hymne war vollendet. Der Zug verlor sich wieder in Sellhofs Zimmer. Man zog sich vollends an: man französierte sich wieder, und jeder ging müde von Olympia in seine Hütte zurück.

„Aber Willhelm! wie riechst du?“ fragte die Frau Bürgermeisterinn: und eben diese Frage geschah heute Abend in noch funfzehn andern Häusern. „Ich weiß es nicht!“ war die allgemeine, auch Willhelms Antwort. „Der Junge riecht ja nach Öhl, wie ein Laternenputzer!“ Willhelm lachte. „Aber Willhelm! komm doch einmahl her!“ Die Mutter beroch ihn von allen Seiten; und von allen Seiten duftete ihr der Öhlgeruch entgegen. „Mein Gott! aber was ist dieß?“ Willhelm erfand eine Fabel, und man war zufrieden. Allein in andern Häusern wurde die Ursache des Geruchs näher untersucht. Man fand kleine Öhlflecken im Rocke. Der Rock wurde abgezogen, und je weiter man so einen jungen Menschen abhülsete, desto größer wurden immer die Flecken, zu großem Erstaunen der Mütter, die nicht begreifen konnten, wie die Öhlflecken von innen heraus sich heben könnten. Man fand an Knien, Schenkeln, Brust, Schultern, kurz, man fand überall Flecken. Und da die jungen Leute alle in der Lage waren, die wahre Ursache verschweigen zu müssen, so mußten die Mütter

sich mit dem beruhigen, was man ihnen zu sagen für gut befand.

Der folgende Tag war ein Sonntage. Einige Mütter dieser beöhlten Söhne waren in Gesellschaft zusammen. Man erzählte denn auch die Fabeln der Söhnlein über das Entstehen der Öhlflecken, und man erfuhr jetzt, daß mehrere Mütter das Unglück gehabt hätten, einen ganzen Anzug der Söhne durch Öhl zu verlieren. Man rieth hin und her, und traf die Ursache nicht. Das gab ein Stadtgespräch, die ganze Schule hätte in Öhl gesteckt. Zu gleicher Zeit erhob sich noch ein anderes Gerücht, das aber nicht von den Müttern der Schüler, sondern von den Zuschauern bey den olympischen Spielen herrührte, nahmentlich von einem Fleischhauer, der ebenfalls, wie die Andern, dem Opfer der Hekatombe zugesehen hatte. Dieser Fleischhauer, ein nach seiner Art sehr gelehrter Mann, suchte dem, was er gesehen, eine Deutung zu geben. Die Bärte der Priester, ihr Anzug, der Altar, das Opfer des Hammels, das andächtige Singen: alles kam zusammen, um ihn an seine Bibel in Folio zu erinnern, und an ein Bild, wo das erste Opfer im Tempel Salomo's vorgestellt ist.

Er fand das Opfer im Garten bis auf die kleinsten Umstände in seiner Bibel wieder. Er rief sogleich Frau, Kinder, Knechte und Mägde zusammen, zeigte ihnen auf dem Kupfer alle Schüler, und schloß zuletzt: „Darum sag' ich und

behaupte, die Schüler sind Juden geworden, weil sie den jüdischen Gottesdienst haben, und opfern und bethen!" Er nahm seine Bibel unter den Arm, und lief in die übrigen Häuser, welche die Aussicht in den Opfergarten hatten, und belehrte auch hier die erstaunten Zuschauer von der Absicht und Bedeutung des Opfers; und hier klagte man schon, daß man den Schülern so viel Willen ließe, und daß man die Juden aus der Stadt schaffen müßte, wenn sie nicht noch endlich alle Christenkinder verführen sollten.

Diese beyden Gespräche griffen immer mehr um sich: das Öhlfleckengespräch in dem feinern Zirkel der Gesellschaft; das vom Judenwerden der Schüler unter dem Pöbel. Man spionierte von beyden Seiten. Ein Kaufmann sagte aus, daß Sellhof und Burchhard eine sehr große Menge Öhl hätten hohlen lassen. Von Sellhof kamen also die Öhlflecken, das war gewiß: aber wie? warum? das war noch auszumachen. Endlich fand denn die Frau Bürgermeisterinn, der Willhelm, weil sie nicht genau untersucht hatte, den andern Tag noch ein Kleid verdorben hatte, und ihr nun den Vorschlag that, ihm eine solche Kleidung zu geben, wie Sellhof und Burchhard trügen, sie fand denn aus diesem Vorschlage ihres Sohnes, daß Sellhof allen Schülern die Kleider mit Öhl verdorben habe, um allgemein solche Kleider, wie er trüge, einzuführen. Das ging wie ein Lauffeuer umher, und so toll die

Erklärung auch war, so fand sie allgemeinen Glauben. Man beschloß, den Herrn Bürgermeister anzugehen, beyde Urheber bestrafen zu lassen.

Das andere Gespräch zog Anfangs bloß einigen Juden einige kleine Beschimpfungen zu: der Fleischhauer spuckte im Ärger sogar ein Mahl einen Juden an, und hieß ihn einen Verführer der Jugend. Dieser, nicht so geduldig, wie die übrigen Juden, verklagte den Fleischhauer bey dem Bürgermeister: der Fleischhauer erschien, und rechtfertigte sich damit, daß er dem Bürgermeister keinen kleinen Schrecken abjagte, wie er ihm sagte: „Burchhard und Sellhof wären Juden geworden," und sich dabey auf die ganze Nachbarschaft berief, welche sie in Gesellschaft von einigen Juden hätte opfern sehen. Er wollte sogar diese Anzeige mit einem Eide bekräftigen.

Der Bürgermeister ließ sogleich noch einige Zeugen aus der Nachbarschaft der beyden Philosophen hohlen, und die bekräftigten eben das. Der Bürgermeister fing an zu wanken, und wußte nicht mehr, was er davon glauben sollte. Er zog sich an, ging zum Rector, und erzählte dem den ganzen Judenvorfall, nebst der Geschichte der Öhlfleken, die nach seiner Meinung wohl mit dieser Begebenheit in Verbindung stehen könnten. Der Rector betrachtete den Bürgermeister mit großen Augen, und antwortete kalt: „Und

wenn ich Bürgermeister dadurch werden könnte, so soll mich keiner überreden, daß das wahr sey!"

Sogleich wurden Ludwig und Sellhof geholt, und über ihren Abfall vom Christenthume, über das Opfer, und über den jüdischen Gottesdienst vernommen. Ludwig erzählte ganz simpel die ganze Begebenheit; der Bürgermeister, der den Rector während der Erzählung von Zeit zu Zeit lächelnd ansah, erröthete, räusperte sich, sagte: „So? so?" — Der Rector fand die ganze Idee, die olympischen Spiele wieder herzustellen, sehr reitzend. Er wünschte selbst Zeuge von dem Handel gewesen zu seyn, und auf ein Mahl erinnerte er sich wieder: „Ja, ja: ich schalt den andern Tag noch so über den Öhlgeruch in der Classe. Jetzt begreife ich es wohl, daß es nicht gut anders riechen konnte: es roch nach Olympia, Herr Bürgermeister!" Ein böser Geruch, Herr Rector!" — „Nicht so schlimm, als wenn sie nach Knoblauch röchen, wie die Juden!" — Der Bürgermeister ging wieder heim, bedeutete den Fleischhauer, daß es kein jüdischer Altar, keine jüdische Religionsfeyerlichkeit, sondern eine heidnische gewesen sey, und der Fleischhauer sagte: „So? so? das ist denn was Anders!" und ging beruhigt, daß die Schüler keine Juden, sondern Heiden waren, wieder heim.

Man kann aber nun leicht denken, daß die Prophezeyung Sellhofs: Zungen sind ärger, als

Keulen, an beyden wahr wurde. Die Damen konnten ihnen die Öhlflecken nicht vergeben, der Bürgermeister seinen Irrthum nicht, der ihm manche Spötterey zugezogen hatte. Der Superintendent hatte den Bischof noch nicht vergessen, und jetzt kam nun gar ein heidnischer Altar dazu. Man redete von Sellhof und Burchharden bald als von ein Paar Narren, bald als von ein Paar der ärgsten Bösewichter. Sellhof, den das Geträtsch verdroß, verarbeitete das Ding in eine Epopöe, worin er weder der Damen noch der Herren schonte, und der Haß gegen beyde Philosophen wurde noch geschärfter: sie waren von allen Gesellschaften ausgeschlossen. Ehrenbreit erlebte nicht einmahl die Begebenheit mit den olympischen Spielen mehr: er wurde an eine große Schule als Rector gerufen, und er folgte dem Rufe. Der neue Conrector war ihr Feind; denn er ging in Bürgermeisters Hause aus und ein. Der Wirth beyder Philosophen hatte den Auftrag, jede ihrer kleinsten Handlungen zu verrathen, und diese kamen denn mit ungeheuern Zusätzen ins Publicum.

Sogar der Rector fing zuweilen schon an den Kopf zu schütteln, und in einem griechischen Verse auf beyde hinzudeuten. Beyde verstanden so viel griechisch nicht, um des Rectors Wink verstehen zu können, und sie fuhren in ihrer Weise fort zu leben. Madam Seeburg lag dem alten Burchhard täglich an, seinen Sohn von Sell-

hof zu entfernen. Burchhard sagte: „Was thun sie denn Böses, Frau Nachbarinn? Sie gehen wie Menschen auf zwey Beinen, nur etwas anders gekleidet, essen, wenn sie hungert, trinken, wenn sie durstet, baden sich, wenn ihnen zu warm ist, und jagen, weil sie muthige junge Pferde haben, und tischern den Tag ein Paar Stunden, weil sie sich zu betteln schämen. Ich sehe doch dabey nichts Arges!" — „Aber die Stadt, Herr Burchhard!" — „Ja, die Stadt, was machte die damahls aus meiner Reise nach Hamburg? dankt nicht die Ehrenbreitinn jetzt noch Gott mit Thränen, daß sie endlich heraus ist?" — „Ja, das war ein Anders!" — „Kein Anders, liebe Madam Seeburg! Die Jungen sind gut, wahrhaftig gut. Der Sellhof lacht zwar, und macht wohl einmahl ein Späßchen. Wenn er einen Rock mit Tressen trüge, und küßte den Weibern die Hände, so würden sie sagen: Ein witziger Kopf! Genug, mein Ludwig kann leben, wie er Lust hat so lange er niemanden Leids thut, und dafür steh' ich." — Madam Seeburg schüttelte den Kopf über die Blindheit des Vaters. Sie las Ludwigen selbst den Text und so derb, daß Ludwig von dem Tage an seltener, und da der Dame Vorwürfe nicht aufhören wollten, zuletzt gar nicht mehr kam.

Eines Tages ging Ludwig auf der Landstrasse nach Braunschweig zu, und dachte an Rosen; sein gewöhnlicher Weg, wenn er allein gehen,

und an Rosen denken wollte. In tiefen Gedanken ging er neben der Strasse auf dem Fußsteige. Vor ihm ging ein schlecht gekleidetes junges Mädchen mit einem etwa dreyjährigen Kinde auf dem Arme, vor dem Mädchen eine Frau mit einem Tragkorbe, hinter einem Manne, mit einem Bündel auf dem Rücken. Die Frau sah sich von Zeit zu Zeit nach dem Mädchen und dem Kinde um, und warf ihnen Blicke zu, in denen Zärtlichkeit und ein wehmüthiger Kummer sehr deutlich vermischt lagen. Der Mann sang mit einer hellen Stimme das Lied: „Wie Gott mich führt, so will ich gehn ꝛc.“ und das Mädchen lallte die Melodie nach, mehr, wie es schien, das Kind, das sie trug, zu vergnügen, als aus Andacht. Bey jeder schlüpfrigen Stelle des Weges sah sich die Mutter um, und sagte dem Mädchen: „Nimm dich hier in Acht, Marie!“ und stand so lange, bis Marie mit dem Kinde hinüber war.

Ludwig ergetzte sich an der sorgenden Zärtlichkeit der Mutter; indeß das störte ihn dennoch in seinem Gedankentraume, und er bog seitwärts ab, um bey den Leuten vorüber zu kommen. Das Mädchen sah ihn an, wie er vorüber ging, und Ludwig sah ein sehr schönes unschuldiges Gesicht, dessen Auge sich sogleich verbarg, wie er aufmerksam hinsah. Er sah noch ein Mahl auf das Mädchen zurück, dann auf die Mutter, dann auf den singenden Vater,

der ihm einen guten Abend both, und er war vorüber. Er ging schnell vorwärts durch ein Gebüsch am Wege, und da der Abend immer dämmernder wurde, kehrte er eben den Weg zur Stadt zurück. Am Ende des Gebüsches sah er schon von weitem die Familie unter einem Gesträuche sitzen und essen. Das Mädchen, wie es Burchharden von weitem erblickte, zog seinen Rock bis auf die Füße hinab, und wandte sich dann seitwärts zu dem Kinde. „Schmeckts?" fragte Burchhard im Vorübergehen. „Das letzte Brot schmeckt niemahls recht," antwortete der Mann. „Das letzte!" fragte Burchhard, und blieb stehen. „Gott wird ja weiter sorgen!" sagte der Mann; „wenn ich nur erst noch ein Paar Tage hin hätte: denn, sehen Sie, man muß erst ganz abgerissen seyn, ehe einem die Leute geben." — „Wer ist Er denn?" fragte Ludwig mitleidig. — „Ja, lieber Gott! meines Handwerks ein Tischler bin ich." — „Wie aber?" — „Ja, lieber Mosje, oder wer Sie sind; als Geselle konnte ich, meine Frau und zwey Kinder nicht leben; und Meister werden, da fehlte mir das Geld. Sehen Sie, wie's so geht! Ich machte erst ein Stück Feyerabends. Das glückte. So gings weiter. Nun kam die Innung, und nahm mir Handwerkszeug und Arbeit. Da gings Elend. Nun hab' ich zugesetzt bis heute, und Gott weiß, wie's morgen ist. Ich will sehen, wie's werden will; ich habs

Gott heimgestellt.“ Die Frau begleitete diese Erzählung mit Blicken voll Kummer. Das Mädchen schien keinen Theil an der Erzählung zu nehmen: es reichte dem Kinde ein Stückchen zu, das es immer wieder von sich warf.

„Aber was will Er nun machen?“ fragte Ludwig: „Er muß doch nun etwas vorhaben?“ Mutter und Tochter wandten ihre Blicke auf den Vater, eben so neugierig, als Burchhard. Der Man hob die Hand in die Höhe, und ließ sie wieder fallen: „Das muß Gott wissen, wie's werden soll!“ antwortete er: „wenn ich nur erst ein Paar Tage hingebracht hätte.“ Ludwig lächelte. „Ein Paar Tage? wenn ich Ihm auch dazu einen Thaler oder so gäbe, was hilft Ihm das? Das ist verzehrt, und dann ist nichts gebessert.“ Der Mann sann einen Augenblick, und zuckte die Achsel. „Hat Er denn fleißig gearbeitet?“ „Lieber Gott!“ hob die Frau jetzt zum ersten Mahle an: „so viel, daß mir manchmahl ganz angst wurde; Tag und Nacht gearbeitet!“ Das Mädchen sah Burchharden an, als ob sie sagen wollte: „Das kannst du glauben!“ „Hat man Frau und Kind lieb, so — arbeitet sichs wohl!“ sagte der Mann, und streichelte dem Kinde die lockigen Haare. Der Frau entfielen jetzt ein Paar Thränen, welche die Tochter bemerkte, und mit einem sehr kummervollen Blicke über die Wangen herunter begleitete.

„Und wenn Ihm geholfen würd, so bliebe

Er wohl lieber hier in der Stadt, als daß Er anderwärts hinzöge?“ Die Frau und Tochter lächelten; und der Mann sagte: „Ja freylich! meine Frau ist ein Stadtkind. Das häckelt sich überall an bey den Weibern: da ist eine Meile schon aus der Welt.“ „Und wie viel brauchte Er wohl, wenn Ihm sollte aus dem Grunde geholfen werden?“ Der Mann schüttelte den Kopf. „Könnten wohl vorerst funfzig Thaler, wenn ich Ihm die ohne alle Zinsen liehe, bis Er, ich meine — Er könnte sie mir wieder geben.“ Ludwig verrieth eine Verwirrung; der alte Mann hatte den Hut abgenommen, und fing an aufzustehen; die Frau sah ihn mit ein Paar Augen an, die vor Hoffnung und Angst glänzten; das Mädchen drückte das Kind mit einer schönen Röthe auf den Wangen an seine Brust, und warf denn wieder einen freudigen Blick auf den Jüngling.

Ludwig hatte diese Secunden den Plan gebildet, den Leuten zu helfen. „Nun so kommt!“ sagte er, als ob er ihnen schon den Plan bekannt gemacht hätte: „so kommt, Kinderchen!“ Das Mädchen war auf mit dem Kinde auf dem Arme. Die Frau stand auf, und stellte sich zu ihrem Tragkorbe; der Mann schüttelte allein ungläubig mit dem Kopfe, und legte den Finger an die Nase, und schüttelte dann wieder.

Ludwig zog seine Börse, und gab dem Manne ein Goldstück. „Nun komm Er, Vater!“ Ein

tiefer Seufzer hob sich aus des Mannes Brust. „In Gottes Nahmen auf!“ Er hob seiner Frau den Tragkorb auf den Rücken, und nahm sein Bündel. Ludwig ging voran in tiefen Gedanken, wie er des Mannes Zustand einrichten sollte, und die Familie folgte ihm, und unterhielt sich mit Mienen unter einander von ihrem jungen schweigenden Freunde. Es war spät, da sie vor der Stadt ankamen; sie hatten langsam gehen müssen. Sellhof kam Burchharden entgegen; er erfuhr Ludwigs Plan. „Hier wohn' ich,“ sagte Ludwig, da er vor seinem Hause war. „Ach Gott!“ sagte das Mädchen aus voller Brust; „ich kann nicht mehr!“ Sie setzte das Kind auf der Gasse nieder, trocknete sich das heiße, von Schweiß nasse Gesicht, und setzte sich auf einen Stein vor der Thüre.

„Kommt herein!“ sagte Ludwig, und gab dem Mädchen die Hand. Sie ging mit ihm; die andern folgten, und die ganze Familie war bey den beyden Jünglingen im Zimmer. Hier wurde nun Rath gehalten, der endlich dahinaus lief, die Kammer neben dem Zimmer der Familie für diese Nacht einzuräumen. Man brachte Stroh, Essen, und nach einer Stunde lag die Familie gesättigt und mit den freudigsten Hoffnungen schon im tiefen Schlafe. Sellhof und Ludwig setzten sich, und überlegten. „Unser Wirth ist ein Schurke, der uns verklatscht!“ sagte Sellhof; „laß uns ein Häuschen miethen,

unsern Tischler als Wirth hinein setzen, und bey ihm wohnen: da ist dem Manne und uns geholfen!" Am andern Morgen durchflog Sellhof die Stadt; um Mittag war ein Häuschen gemiethet, am Abend von Trödel ganz gut möbilirt, das Meisterrecht bezahlt, das Handwerkszeug angeschaft, und nach zwey Tagen führte Ludwig und Sellhof die arme Familie, die bis jetzt in einer Art von Angst gelebt hatte, in ihre neue Wirthschaft ein.

„Nun nährt euch redlich, Meister Sievers!" Meister Sievers stand in der Werkstätte, und betrachtete mit nassen Augen die ganze Herrlichkeit; der Mutter flossen Thränen der Freude, der Dankbarkeit, der innigsten Rührung vom Auge: „Ach Gott! ach Gott!" rief sie von Zeit zu Zeit. Das Mädchen stand auf der Schwelle des Gemachs, und betrachtete verstohlen die beyden jungen Leute, die Schöpfer ihres Glücks, und traute sich kaum hinein. Die guten Leute wagten es nicht, alles das als das Ihrige zu betrachten; sie gebrauchten die Geräthe die ersten Tage mit einer Behuthsamkeit, als ob sie es morgen wieder abgeben sollten, und Ludwig sagte Sellhofen: „O Sellhof! wie wenig kostet es, um glücklich zu seyn!" Meister Sievers arbeitete Tag und Nacht, und schon nach einigen Monathen kam er, um etwas von seiner Schuld abzutragen. „Liebe, beste Herren!" fing der Mann betrübt freudig an: „nehmen Sie es!"

Ludwig lächelte; Sellhof nahm das Geld, und rief Marien: „Hier, liebes Kind! kauf dir dafür einen Mantel!" „Wenn man bey Ihnen nicht fromm und gottesfürchtig wird, liebe Herren!" sagte der Meister, und legte dabey die Hand aufs Herz: „so helfen keine Engel auf Erden!"

Ganz natürlich kam diese Begebenheit ins Publicum. Meister Sievers fing an durch seinen Zustand die Neugierde seiner Bekannten rege zu machen, und er befriedigte sie immer mit der Erzählung von ein Paar Engeln, die Gott ihm zugeschickt hatte, wie dem Elias in der Wüste. Die Erzählung verbreitete sich weiter: „Aber was mögen die beyden Narren wohl für eine Absicht dabey gehabt haben? Es ist doch kein Pappenstiel, den sie dem Meister gegeben haben!" Meister Sievers wurde in zwanzig Häuser nach Arbeit gerufen, um von ihm die Erzählung selbst zu hören. „Lieber Gott!" sagte die Bürgermeisterinn: „der Meister hat ein hübsches Mädchen!" — „Die Frau ist noch nicht alt!" sagte die Frau Conrectorinn. Nach vier Wochen hätten die Damen der Stadt alle, und im Ernste einen Eid darauf abgelegt, daß Sellhof und Ludwig des Meisters Sievers Tochter sehr genau kennten.

Bürgermeisters Willhelm hörte so viel über die hübsche Jungfer Sieversinn und ihr liederliches Leben bey Tische von seiner Mutter reden,

und wurde so viel und so dringend ermahnt, ja nicht hinzugehen, daß er der Neugierde nicht widerstehen konnte, das Mädchen zu sehen. Er besuchte Vetter Burchharden, und Marie kam in das Zimmer, um ein Geschäft zu verrichten. Marie war ein reitzendes Mädchen von funfzehn Jahren, und Bürgermeisters Willhelm ein müssig gehender, wohl genährter Bursche. Das Mädchen gefiel ihm; ihre Freundlichkeit entzückte ihn, und er beneidete die beyden glücklichen Philosophen. Er kam öfter wieder, und oft zu Zeiten, da er die beyden Philosophen auswärts wußte. An einem solchen Abende führte sein Stern oder Unstern die schöne Marie zu ihm in das Zimmer, wo er sitzt, und auf die beyden hofft. „Wo sind Ihre Herren, Marie?“ Aus!“ — „Werden sie bald wieder kommen?“ „Ich denke, ja!“ — Sie hat sie wohl recht lieb?“ „Ach Gott!“ hob das Mädchen an, richtete sich in die Höhe, und schlug ihre schönen Augen voll Frende an die Decke: „Ach Gott! lieb, wie mich selbst!“ — „Nun sage Sie mir, wie wurde Sie denn mit den Herren bekannt!“ — Das Mädchen stand, und erzählte mit fröhlich eilenden Lippen. Willhelm hatte ihre Hand gefaßt; das Mädchen erzählt. Willhelm wird dreister; das Mädchen sträubt sich; sie will den Bekannten ihrer Wohlthäter nicht grob behandeln. Willhelm hält dieß für Bewilligung, und Ludwig tritt gerade in die Thüre, wie das züch-

tige Mädchen aufkreitscht. Er springt um seine Reitpeitsche, und ohne auf Willhelms Entschuldigung zu hören, fängt er ihn so derb an zu bearbeiten, daß Willhelm endlich die Flucht ergreift. Ludwig ist ihm auf den Fersen, und Willhelm empfängt noch die letzten Hiebe an seiner eignen Hausthüre. Die Mutter stürzt laut schreyend ihrem Willhelm entgegen. Ein Lärm, ein Geschrey im ganzen Hause; ein Ungewitter für Mann und Gesinde! Willhelm lügt seine Fabel. Die Mutter will selbst zum Rector; Willhelm ist endlich gezwungen, halb und halb die Wahrheit zu gestehen, um seine Mutter zum Schweigen zu bringen. Zum Schweigen, aber nicht zur Ruhe! Der Bürgermeister wurde citirt, und ihm wurde aufgegeben, ein Mittel zu ersinnen, sich zu rächen. „Aber, mein liebster Schatz!" fing der Bürgermeister zitternd an; „so wie es scheint, hat der Willhelm doch Anlaß gegeben, daß" — „Ach du barmherziger Gott!" fing die Frau zu toben an: „will der ein Vater seyn, der seinem eignen Kinde abfällt?" — „Was? was? Nein! da behüthe mich Gott! Wer seine Nase abschneidet, schändet sein eigen Angesicht." — „Ja, liebster Schatz! darum dächte ich, wir schnitten sie nicht ab: wir schwiegen lieber, bis auf eine andere Gelegenheit." — „Schweigen? was hat denn der arme Junge gethan? er hat mit dem liederlichen N** gespaßt; das muß sie sich noch für eine Eh-

re anrechnen, und darum haut ihn der F** mit einem Knittel, wie ein Arm dick, wahrhaftig, wie mein Arm dick!" — „Es war eine Peitsche, Mütterchen!" sagte Willhelm. „Halts Maul! es war ein Knittel, ich habs gesehen! und das war der ganzen Stadt Schimpf und Schande! mit einer Peitsche, wie ein Hund! Eine Hundepeitsche wars!"

So ging der Fluß der Worte eine Stunde lang; der Bürgermeister mochte wollen oder nicht, er mußte den Rathsdiener an Meister Sievers absenden, und die Dame gab ihm den Auftrag, er sollte sagen: „Meister Sievers soll auf seine Tochter Acht haben, daß die ihr liederliches Leben mit den jungen Leuten in seinem Hause einstellte; sonst würde man ihn als einen liederlichen Mann aus der Stadt schaffen."

Der Rathsdiener kam am andern Morgen zu Meisters Sievers, und brachte ihm dieses Compliment von Seiten des Bürgermeisters. Sievers stand da sprachlos; mit starren Augen gaffte er den Rathsdiener an, und gab ihm nicht eine Sylbe Antwort. Die Tochter wurde bleich, wie ein Kalk an der Wand; der Mutter stieg eine hohe Röthe ins Angesicht; eben wollte sie die Lippen öffnen, um dem Rathsdiener die gekränkte Mutter zu fühlen zu geben, da sah sie ihre Tochter, und lief auf sie ein: „Marie! Marie!" Der Rathsdiener ging und raportirte der Frau Bürgermeisterinn, daß das böse Gewissen dieser Leu-

te sie stumm und sprachlos gemacht hätte. Das Mädchen wäre blaß geworden, wie der Tod. Die Dame schlug die geballte Faust in die offne Hand. „Das ist recht!“ rief sie voll Freude.

Bey Meister Sievers stand es nicht so fröhlich. Der Vater legte den Hobel hin, und betrachtete Mutter und Tochter. Die Mutter weinte; Marie seufzte; der Vater zitterte. „Marie!“ sagte er feyerlich: „ist's denn wahr, so gesteh's!“ Die Mutter fuhr auf den Mann ein; die Tochter legte die Hand aufs Herz, und schwor ihrem Vater, daß sie nicht einmahl wisse, was liederliches Leben sey. „In Gottes Nahmen!“ sagte der Alte, und ergriff den Hobel wieder: „so laßt uns ruhig seyn!“ „Nein!“ rief die Mutter: „das laß ich nicht so stecken!“ — „Möchtest du denn, daß es anders wäre?“ fragte der Vater sehr sanftmüthig: „Mieke hat, Gott sey Dank, eine hübsche Bildung; unsere Herren sind junge Leute; das gibt den Jungen was zu thun. Laß es seyn!“

Bey diesen Worten trat Ludwig in's Zimmer. Er sah vom Vater auf Mutter, und von Mutter auf Tochter. „Kinderchen! was gibts denn?“ „Nichts!“ antwortete der Vater: „es muß ein Dachziegel herunter gefallen seyn, oder so etwas; das hat uns erschreckt.“ „Ja, daß Gott, ein schöner Dachziegel!“ sagte die Mutter, und fing an, Burchharden das Compliment des Rathsdieners zu erzählen. Burchhard lachte. „Sie lachen, lieber Herr Burchhard?“ sagte der Vater. „Da

Sie's nun einmahl wissen, so — ich hätt's Ihnen nicht gesagt, aber nun, da Sie's wissen, sehe ichs doch ungern daß Sie lachen. Das sieht aus, als ob der Rathsdiener Recht hätte."

„Nun, es ist ja nicht wahr!" sagte Ludwig; — „ich würde nicht lachen, wenn der buntscheckige Kerl Recht hätte; — aber — nicht wahr, Marie, es ist nicht wahr?" Das Mädchen erröthete. „Ich lache, daß die Bürgermeisterinn nicht leiden will, wenn man ihren Sohn zieht. Nun, Marie! nimm dirs nicht zu Herzen. Ist man unschuldig, so laß die Leute schwatzen, bis ihnen die Zungen abfallen, sagt mein Vater." — „Aber das arme Ding kommt in einen üblen Ruf," sagte die Mutter; „und," setzte der Vater hinzu, „es ist nicht bloß ein Stadtgeträtsch: meine Obrigkeit hat mich ja warnen lassen; und da hat wohl meine Frau Recht, das es so nicht bleiben darf." „Hm!" brummte Ludwig; „freylich ist das kein Geträtsch mehr; nun wir wollen sehen! Er meint wohl, Sievers, das wir auf diese Weise nicht mehr zusammen wohnen dürften?" — „Das meine ich nicht, junger Herr! das hieße ja der hohen Obrigkeit zugestehen, sie hätte Recht: aber bedeuten" — „Das will ich thun!" sagte Ludwig finster. Er gab Marien die Hand: „Sey ruhig, liebe Marie! ich will einmahl deinetwegen mit der Frau Bürgermeisterinn eine Lanze brechen." — Er ging.

Nachmittags war beym Bürgermeister Ge-

sellschaft: eben hatte man die Liederlichkeit der beyden jungen Leute durchgeklatscht; Willhelm war so eben von seiner Mutter von aller Schuld entsündigt. „Der Junge ist zu gut. Er geht dahin, und will die beyden Taugenichtse warnen; wie denn das so geht. Sie fallen über ihn her, und schlagen ihn beynahe todt.“ Man erstaunte: man schlug die Hände; man begriff nicht, wie Väter und Vormünder so sorglos seyn könnten, wie der alte Burchhard und Sellhofs Vormund. „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme,“ sagte die Bürgermeisterinn! „Sie wissen ja die Geschichte des Alten mit der Ehrenbreitinn noch?“ Der Bürgermeister saß da, und schüttelte seinen Kopf.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und der junge Burchhard trat herein. Er grüßte die Gesellschaft anständig, und ging zum Bürgermeister: „Herr Bürgermeister! heute Morgens brachte der Rathsdiener dem Meister Sievers von Ihnen den Befehl, dem liederlichen Leben seiner Tochter mit mir und Sellhof Einhalt zu thun: ich möchte gern den kennen lernen, der mich und das Mädchen eines liederlichen Lebens beschuldigt.“ Die ganze Gesellschaft erschrack: der Bürgermeister stammelte etwas daher, was nicht zur Sache gehörte; endlich sagte er, es sey mehr eine väterliche Warnung über ein allgemeines Gerücht an den Vater, als ein Befehl der Obrigkeit an den Bürger gewesen. „Dann, Herr Bürgermeister,

war es Ihre Pflicht, selbst zu kommen, und dem Vater von dem Geträtsch der Stadt Nachricht zu geben; allein nicht die Ehre eines unschuldigen Mädchens dadurch zu verunglimpfen, daß Sie diesen Befehl von Gerichts wegen ihm zufertigen ließen. Ich verlange Antwort, und bestimmte Antwort. Was mich selbst betrifft, so können die Damen allerseits" — er machte der Gesellschaft eine Verbeugung — „von mir so viel schwatzen, als ihnen gut däucht; allein, mich dünkt, der Stadt-Bürgermeister ist von dem Vater des gepeitschten Buben und dem Manne der erbitterten Frau ein ganz verschiedenes Wesen."

Die Frau Bürgermeisterinn fing Feuer: der Herr Bürgermeister war in Verlegenheit; die Fächer der Damen rauschten. „Warum haben Sie meinen Sohn so geprügelt?" rief die Dame in großem Eifer. „Weil er eben das unschuldige Mädchen, das Sie so gern zu einem liederlichen Mädchen machen möchten, weil er dieses Mädchen verführen wollte. Rathen Sie ihm, daß er mir nicht noch ein Mahl kommt. Nun, Herr Bürgermeister! wer ist der Aussager, daß das Mädchen" — „Ein erzliederliches Mensch ist," fiel die Bürgermeisterinn ein: „das behaupte ich! davon bin ich die Aussagerinn, Mosje! Der meint wohl, man soll sich fürchten, die Wahrheit zu sagen!"

„Ich danke Ihnen," sagte Burchhard, und wandte sich an den über seine rasche Frau bestürz-

ten Bürgermeister. „Ich werde meine Klage morgen für mich und das Mädchen eingeben. Mein Vater meinte, ich sollte mich sogleich an die Regierung wenden; allein ich will Sie als die erste Instanz nicht vorüber gehen. Der Regierungspräsident, der gerade bey meinem Vater war, meinte das auch.“ Er verbeugte sich, und ging.

„Puh!“ rief die Dame, wie er die Thür verschlossen hatte, mit einem Flammengesichte! „der Narr mit seinem Klagen!“ und schlug eine große Lache auf. Aber wie verging ihr das Lachen, da der Syndicus sie fragte: „Nun, welches sind die Beweise, womit Sie den liederlichen Umgang der Leutchen beweisen werden? denn hier sind die Beweise nicht leicht, Frau Gevatterinn!“ — „Was geht mich der Beweis an?“ — „Ja, aber belieben Sie nur ihren Herrn Gemahl zu fragen, da Sie sich doch als Aussagerinn“ — „Pah! ich sage, was die ganze Stadt sagt.“ — „Nun ja; das war also wohl nur eine gewisse Geschwindigkeit, Übereilung: Sie hätten es nicht sagen sollen: aber, Herr Gevatter! der junge Mensch sagte ja von einem Rathsdiener, der“ — Der Bürgermeister zuckte mit der Schulter, und warf einen furchtsamen Blick auf seine Frau.

„Das kann ein schlimmer Handel werden, Frau Gevatterinn!“ brummte der Syndicus: „der Regierungspräsident fackelt nicht, und der alte Burchhard ist ein obstinater Kopf! der kann eine förmliche Abbitte und Ehrenerklärung for-

dern!" — „Was? Abbitte? was? ich soll nicht einmahl von einem Menschen reden können?" — „Reden, von dem auch der junge Burchhard sagte, so viel Sie wollen: das haben nun einmahl die Gesetze den Damen erlaubt; allein von Gerichts wegen etwas sagen lassen, das qualificirt sich zu einem Injuriarum. Ich sage Ihnen, Frau Gevatterinn, der Handel steht nicht gut, und, ut supra, es könnte zu einer Abbitte kommen."

Die Züge der Dame senkten sich um einen Zoll tief, da sie das hörte. Indeß sie glaubte noch immer, daß der Herr Gevatter, der sonst wohl ein spaßhafter Mann war, auch dieses Mahl scherzen wollte, sie sah ihren Mann an, und fand auf seinem Gesichte keinen Trost. Er schüttelte von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe. Sie stand auf; ein Wink beschied ihren Mann hinaus. Zitternd ging er ihr nach. „Nun?" fragte sie heftig: „hast du die Sprache verloren? wie ist denn das, was der einfältige Syndicus daher schwatzt?" — „Leider, lieber Schatz, wenn's so ist — wie er sagt." — „Nun, wie solls denn seyn? Was bist du für ein Mann? Was kann ich armes Weib denn davon wissen, was man sagen darf oder nicht? Versteh' ich denn die Gesetze oder du? Wer ist denn Bürgermeister? So solltest du sagen, das geht nicht! aber da stehst du, und kannst dein Tage die Zähne nicht von einander machen!" — „Aber, lieber Schatz!

darf ich denn je etwas sagen?“ — „Nicht? so? das ist ein Mann, daß Gott erbarm! Aber das sage ich dir, kommt mir eine Klage, so schieb' ich alles auf dich! das sage ich dir vorher! warum machst du so albern Zeug? Was willst du nun machen?“ —

Der Syndicus wurde heraus gerufen. Man erzählte ihm die ganze Sache ausführlich, und er rieth zu einem Vergleiche. Daran wollte die Dame auf keine Weise, bis denn der Syndicus sie wieder mit seinem kalten Tone und Vorhersagung so in die Enge trieb, daß sie dem Syndicus den ganzen Handel übertrug. Dieser ging zu Meister Sievers, trug ihm die Sache vor, und Meister Sievers war zufrieden, wenn die Frau Bürgermeisterinn sich in Gegenwart des Rathsdieners gegen ihn entschuldigte. Die Sache war auch bald abgemacht. Sievers ging mit dem Syndicus, nahm ein Protocoll auf, und die Bürgermeisterinn gab Meister Sievers die Hand, und murmelte ein Paar Worte, die man von weitem für das Locken einer Henne hätte halten können. Ludwig ließ ihr sagen: er für seinen Theil wäre zufrieden, wenn Meister Sievers zufrieden wäre. Der Handel war zur Zufriedenheit Aller abgemacht, außer nicht zur Zufriedenheit des Bürgermeisters, der vier Wochen lang alle Launen einer erbitterten und gedemüthigten Frau tragen mußte. Und der Erfolg war? man freuete sich in der Stadt darüber, daß die Frau

Stadtbürgermeisterinn hatte abbitten müssen. „Ja, ein unschuldiges Mädchen auch in solchen Ruf zu bringen!“ sagte man diese Stunde; eine Stunde darauf: „Daß der alte Burchhard das liederliche Leben seines Sohnes mit der Sieversinn so zugeben kann!“

Der Conrector schrieb an Sellhofs Vormund, und Sellhof mußte sogleich von Burchharden wegziehen: so unaufmerksam er sonst auf das Leben seines Mündels gewesen war, so aufmerksam wurde er jetzt durch den Brief des Conrectors. Es wurde davon mit vielem Geräusche gesprochen. Der Rector nahm Ludwigen einmahl allein, und sagte ihm: „Wer mit liederlichen Leuten umgeht, an dem bleibt nicht ein gutes Haar.“ — „Herr Rector, das paßt nicht auf mich!“ antwortete Ludwig lachend. „Desto besser,“ antwortete der Rector, „und ich gebe dir den Rath, den Sokrates seinem Freunde gab: „Lauf vor den hübschen Mädchen, wie vor Schlangen!“ „Herr Rector! ich laufe nicht vor den Schlangen, ich trete sie todt.“ — „Nun, nun, das Gerücht spricht übel von dir!“ — „Das ist nicht meine Schuld!“ — „Der Schein ist doch gegen dich, mein Sohn!“ — „Ich habe ein gutes Gewissen, Herr Rector!“ — Das gebe Gott, mein Sohn, und arbeite, daß du es erhältst, aus allen Kräften, es ist das summum bonum; denn Flacus sagt: Nil sine magno vitae labore dedit mortalibus.“

Jedes Mahl, wenn der Rector Ludwigen

sprach, so behauptete er steif und fest, er könnte unmöglich der ausschweifende Jüngling seyn, zu dem man ihn machen wollte; allein er hörte so oft, so umständlich behaupten, daß er oft gezwungen war, zu wanken, weil er ihn nicht vertheidigen konnte. So ging es auch der Madam Seeburg: sie lag Burchharden täglich an, seinen Sohn aus des Tischlers Hause zu nehmen. Burchhard sprach den Tischler, die Mutter, Marien, sah Marien in Gesellschaft seines Sohns, und wenn er zurück kehrte, so sagte er der Seeburg: „daß Ludwig das Mädchen, die Marie, lieb hat, ist wahr, und mir lieb; denn sie ist ein gutes Mädchen, und unschuldig; dafür bürg ich! Ich wüßte in der ganzen Stadt kein anderes Haus, wo ich ihn so sicher wüßte, als gerade hier. Er kann bleiben, so lange er will.“

„Er geht doch aber mit dem Mädchen Abends spazieren!“ — „Das that er ja mit Rosen auch!“ — „Aber, Herr Burchhard!“ sagte die Seeburg empfindlich: „finden Sie da keinen Unterschied?“ — „Nein, nicht den geringsten.“ — „So finde ich ihn; wenigstens seh' ich nicht gern, daß Rose mit einem Tischlermädchen theilt.“ — „Theilt? was denn theilt?“ — „Sein Herz, seine Liebe, und einmahl sein Bett!“ — „Wer redet davon, Frau Nachbarinn? wie oft gehen wir beyde Abends spazieren, und hab' ich drum schon ein Mahl bey Ihnen geschlafen?“ — „Sie sind ungezogen, Herr Burchhard!“ — „Das

bin ich nicht; aber ich finde doch nicht, was das Spazieren mit der Liebe zu thun hat! Ich weiß freylich wohl, wie Rose und Ludwig klein waren, daß Sie das auch immer fürchteten; — aber so viel ist doch gewiß, daß man hundert Jahre spazieren gehen kann, ohne ein einziges Mahl bey einander geschlafen zu haben.“ — „Aber die ganze Welt, Herr Burchhard!“ — „Ey, die ganze Welt! Zum Henker! in der Türkey schläft mancher Bassa bey hundert Weibern, und geht nicht ein einziges Mahl mit einer spazieren.“ — „Genug, Sie werden es sehen, Herr Burchhard, wer den Menschen besser kennt, ich oder Sie?“ — „Wahrhaftig, Frau Nachbarinn! Sie müssen viel Noth auf den Spaziergängen in Ihrer Jugend gehabt haben!“ —

Es war wahr: Madame Seeburg hatte so ganz Unrecht nicht. Marie fing an, sich gut, sehr gut zu kleiden: Meister Sievers mußte sich eine Magd halten, und Marie wurde mit den schweren Hausarbeiten verschont; dagegen saß sie oft mit einem Buche in der Hand, und mit dem Nähezeuge auf dem Schoße. Das alles war Ludwigs Werk: das war nicht zu läugnen; allein nicht Ludwigs Einfall.

Das Geschwätz, daß die beyden Jünglinge mit dem Mädchen auf einem so vertrauten Fuße lebten, hatte das Mädchen tief gekränkt. Sie kam jetzt seltener in das Zimmer ihrer Wohlthäter; und wenn sie einmahl hinein trat, so er=

röthete sie jedes Mahl. Sie konnte ihre Augen nicht mehr gegen die beyden jungen Leute erheben: sie schämte sich, wenn einer von ihnen sie ansah. Ludwig hatte das alles nicht bemerkt; allein Sellhof bemerkte es desto mehr. Das arme Mädchen jammerte ihn. „Aber, Marie!“ fing er einmahl an, da sie ihn allein traf; „sag mir, wie kannst du so viel auf das einfältige Gerede der Menschen geben?“ — „Das hab' ich längst vergessen!“ sagte sie erröthend. „Das ist nicht wahr, Mädchen! Denn du wirst jetzt noch roth, so oft du zu uns kommst. Sey einmahl aufrichtig, Marie! du wünschtest uns auf den Brocken, nicht wahr?“ „Nein, wahrhaftig nicht!“ sagte das Mädchen, und legte die Hände auf die Brust: „aber nahe geht es mir, das ist wahr, daß die Menschen“ — dabey funkelten Thränen in ihren blauen Augen. — „Armes Mädchen!“ sagte Sellhof, ergriff ihre Hand, und zog sie zu sich. Sie fiel zufällig auf Sellhofs Schoß. „Armes Mädchen!“ sagte er noch ein Mahl, und betrachtete sie nun in der Nähe. Sie sah vor sich nieder, und unter den Augenwimpern drängten sich schöne Thränen hervor. Sellhof tröstete sie, und hielt sie auf seinem Schoße noch immer: auch Marie machte keine Bewegung aufzustehen, nur daß sie sich so leicht machte, wie möglich. „Armes Mädchen!“ sagte er zum dritten Mahle; und um seine Lage zu ändern, küßte er sie. Sie wand den Mund nicht ab; sie küßte nicht wieder;

sie erröthete bloß, stand auf, da er eine Bewegung machte, aufzustehen, und ging hinaus, ohne ihr Geschäft verrichtet zu haben, wozu sie gekommen war.

Sellhof hatte ihr Gesicht im Profil betrachtet; so nahe hatte er sie noch nie gesehen: die schöne Rosenröthe ihrer Wange, das blendende Weiß ihres Gesichts, der runde schöne Mund, das feine Kinn, die feinen blauen Adern in den Schläfen! Er wiederhohlte sich das alles noch ein Mahl, wie sie hinaus war. „Armes Mädchen!“ sagte er zum vierten Mahle, und Marie trat wieder hinein, um ihr Geschäft zu verrichten. Sellhof stand mit dem Rücken am Fenster, und folgte mit seinen Blicken den Bewegungen des schönen Mädchens im Zimmer. Sie wischte den Tisch ab, legte einige Bücher auf einen andern, steckte einige Meißel in die ledernen Riemen, und das alles that sie, ohne einen Blick zu heben, ohne ein Wort zu sagen. Endlich näherte sie sich dem Fenster, um eine Flasche zu haben, die sie eigentlich hohlen wollte, und die in dem Fenster stand, das Sellhof bedeckte.

Wie sie näher kam, so ging sie so, als ob sie Sellhofen vermeiden wollte. Sellhof zog sie zu sich, und zum fünften Mahle schprach er: „Armes Mädchen!“ aber mit einem Tone, der himmelweit von dem Tone verschieden war, mit dem er das erste Mahl: „armes Mädchen!“ gesagt hatte. Er hielt sie in seinen Armen, wie eine

Bildsäule. Er küßte sie noch ein Mahl, sie ergriff die Flasche, und ging hinaus. „Ein schönes Mädchen!“ dachte Sellhof, und ganz fein verband sich mit dieser Vorstellung ein Gedanke an das Geschwätz der Stadt. Seine Vorstellung war nicht ganz unschuldig.

Er hoffte immer, sie sollte noch ein Mahl kommen. Marie kam nicht; er rief ihren Nahmen zur Thür hinaus, und mit einem so zitternden Accente, daß er selbst dabey erschrack. Sie kam, doch nicht so schnell, als sonst. „Gebe Sie mir doch ein Glas Wasser, Marie!“ — Sie brachte es ihm, setzte es auf den Tisch; er sah sie stumm an, ohne das Herz zu haben, sie aufzuhalten. Marie ging stumm und erröthend hinaus.

Von diesem Tage an war Marie Sellhofen unendlich mehr, als sie ihm sonst gewesen war: er nannte sie nicht mehr du, wenn er ihr etwas hieß. Er war oft bey ihren Ältern, und dann saß er zerstreut da, und sah Marien an; er blieb zu Hause, wenn Ludwig ausging, und dann hatte er hunderterley zu thun, bey dem er Marien nöthig hatte; und dennoch rief er sie nicht. Wenn sie kam, so betrachtete er sie, wurde selbst roth, wenn sie erröthete, war eben so stumm, wie sie, wünschte, sie möchte wieder hinaus seyn, weil sonst Burchhard darzu kommen könnte; und war sie hinaus, so wünschte er sie eben so sehnlich zurück. War Ludwig da, und er scherzte mit Ma-

rien, so sah er, wie freundlich Marie Ludwigen antwortete, wie sie ihm zulächelte; näherte er sich, so sah sie ihn nicht, oder von unten auf an, war ernst mit ihm, statt heiter. Es verdroß ihn, daß sie Ludwigen lieber, als ihn, hatte. Es war gerade um Weihnachten. Sellhof wußte das Gespräch so fein zu lenken, daß Ludwig darauf fallen mußte, Marien einen Weihnachtsgeschenk zu geben. Es war ein sehr hübscher Anzug. Marie bedankte sich bey Ludwigen sehr freundlich, und bey Sellhof konnte sie kaum die Worte: „Ich danke Ihnen!" heraus stammeln, obgleich Ludwig ihr sagte: „Bey Sellhofen bedanke dich, Marie! der hat alles besorgt." Sellhof stahl sich auf Mariens Kammer, und legte ihr noch ein schönes Halstuch hin, das vergessen war. Marie trug es, ohne zu fragen, woher es gekommen war: sie erröthete, wie sie es zum ersten Mahle in Gegenwart Sellhofs trug. „Wenn du mir alles so schontest, Marie," sagte die Mutter, „als das neue Halstuch! das hüthet sie als ihr Auge im Kopfe!" und Marie wurde roth wie eine Purpurrose. Kurz, Sellhof und Marie waren nicht gleichgültig gegen einander.

Auf ein Mahl mußte Sellhof, wie oben erzählt ist, zum Hause hinaus, und Marie hatte acht Tage hindurch kein trockenes Auge; und wenn sie Vater und Mutter, und Ludwig fragten: „Marie! was weinst du?" so antwortete sie: „ich weine nicht! ich weiß nicht, es muß mir

was in die dummen Augen gekommen seyn." — Sellhof schlich sich alle Abende zu Ludwigen, er mochte zu Hause seyn, oder nicht: und Marie war alle Abende, wenn Ludwig nicht zu Hause war, bey Sellhofen; und war er zu Hause, so hatte sie tausend kleine Geschäfte im Zimmer, und Sellhof immer mit Marien etwas zu reden.

Das konnte denn freylich nicht lange für Burchharden ein Geheimniß bleiben, der bey dem ewigen Thüre auf und zu machen den Kopf lächelnd schüttelte, und zuweilen Marien scherzend Rose nannte: ihm fiel Rosens ewiges Fenster auf und zu machen dabey ein, womit sie noch oft nachher geneckt wurde. Burchhard nahm eines Tages Marien bey der Hand: „Hör', Marie! willst du mir wohl einmahl die Wahrheit sagen?" — „O ja!" sagte das Mädchen freundlich. — „Wen hast du lieber, mich oder Sellhof? „Beyde gleich," sagte sie erröthend. — „Wen hast du lieber, den Hobel da, oder Sellhof?" Beyde gleich! nicht wahr?" Das Mädchen erröthete noch ärger. „Hör', Marie! ich habe dich lieb; ich möchte gern, daß du glücklich seyn solltest. Liebes Kind! wen hast du lieber, den lieben Gott, oder Sellhof?' Sie glühte: sie ergriff Ludwigs Hand, und küßte sie geschwinde, ehe er es hindern konnte. „Das ist keine Antwort. Wen hast du lieber?" — „Sellhof!" antwortete das Mädchen sehr leise. Ludwig sagte: „Warte ein wenig!" er hielt sein Ohr vor ihre Lippen; „nun

sags noch ein Mahl! wen hast du von ganzem Herzen lieb?" — „Sellhof!" Ludwig hielt ihr die Lippen an das Ohr, und rief ihr laut zu: „Das hab ich gemerkt!" und das verschämte Mädchen sprang aus seinen Armen.

Wie Sellhof kam, so ging auch ihm Ludwig zu Leibe, und Sellhof gestand, daß er das Mädchen von Herzen liebe. — „Aber warum, lieber Sellhof, warum hinter der Thür? warum heimlich? laß Marien kommen! nimm sie in deine Arme, wenn ich, wenn ihre Ältern gegenwärtig sind! warum schleichst du? warum thust du gleichgültig gegen das Mädchen, wenn ihr Vater dabey ist?" — „Lieber Ludwig! du weißt ja, in welcher Lage ich bin. Mein Vormund" — „hat dir doch bey etwas Guten nichts zu befehlen: oder, Sellhof, du hoffst doch nicht das Mädchen zu verführen?" — „Ludwig!" — „Gut, das ist mein Nahme! du verbirgst deine Liebe deinem Vormunde: warum aber mir? — warum den Ältern? — Antworte!" — „Eine Scham, lieber Freund, deren Ursache ich nicht weiß" — „deren Ursache im Gefühle, man habe etwas Böses vor liegt. Komm, rede! du liebst Marien?" — „Ja!" — „Sie liebt dich?" „Ja!" — „Ihr seyd eins?" — „Ja!" „Du willst sie heirathen?" — „Ja!" — „Gut!" — Ludwig faßte Sellhofen unterm Arm, und ging mit ihm zu Sievers. „Meister Sievers!" hob Ludwig an; „hier Sellhof hat Marien von ganzem Herzen lieb, Marie

Sellhofen: Marie soll einmahl Sellhofs Weib werden: dem Vater ist man schuldig, so etwas zu sagen, weil der Vater der Kinder erster Freund und Rathgeber ist."

Der Vater sah Ludwigen erschrocken an, dann Sellhofen, dann Marien: die Mutter machte ein Paar große Augen, und stand von ihrem Sitze hastig auf, und ein freundliches Lächeln überzog ihr Gesicht. Marie zitterte so heftig, daß sie das Strickzeug nicht stille halten konnte; Sellhof machte eine halb finstere Stirn, und versuchte, ein Paar Worte zu sagen.

„Liebe Herren!" fing der Vater endlich an: „ich bin Ihnen mein ganzes irdisches Glück schuldig: das ist wahr; und was Sie mir jetzt sagen, ja! ich kann nicht helfen, es muß heraus! — es ist mir nicht lieb! — Ich kann nichts dagegen haben, wenns sonst Gottes Wille ist; aber — aber — ob's auch Gottes Wille ist!" — — „Daß Mann und Frau sich lieb haben, Meister?" fragte Ludwig. „Das nicht, junger Herr! das ist in der Ordnung; aber — ob die Marie — Fleisch von seinem Fleisch, und Bein von seinem Bein ist, das ist die Frage. Kann der junge Herr jetzt meine Marie untern Arm nehmen, und seinen Verwandten unter die Augen mit ihr treten, und sagen: das soll mein Weib seyn?"

Sellhof sagte: „Zwar kann ich das jetzt nicht; aber"— „Warum nicht, lieber Herr Sellhof? Sehen Sie, Sie sind mein Wohlthäter, ein

Mensch, für den ich mein Leben hingeben könnte; aber sagen Sie mir, warum Sie das nicht können? — weil Sie sich Mariens schämen, lieber guter Herr! und Weib und Mann sollen sich vor einander nicht schämen: das ist Eins! Nun könnte ich noch tausend Dinge sagen, warum mirs nicht lieb ist. Sie könnten sich ändern; Sie müssen fort, kommen unter andre Leute; Marie kann die rothen Backen verlieren." —

„Aber nicht ihre Unschuld, nicht ihre Güte, nicht ihre Liebenswürdigkeit," antwortete Sellhof eifrig.

„Das gebe Gott nicht! aber, aber, das würde doch nicht viel helfen, lieber Herr! denn meine Frau da ist noch ein Mahl so gut, so unschuldig, wie Marie. Wenigstens bethe ich alle Tage, daß der Herr Marien so lenken möge, daß sie wie ihre Mutter werde; und Sie haben Marien doch lieber, viel lieber, wie ihre Mutter?" —

Dieser Vergleich Mariens mit ihrer Mutter brachte die ganze Gesellschaft in Verlegenheit. Die Mutter schlug die Augen sittsam nieder, und dachte: „Was hat er gerade nöthig, das zu sagen!" Ihre Stirn wurde krause. Marie hörte eigentlich nicht zu: Sellhof hatte viel dagegen, er war indeß so höflich, zu schweigen. Ludwig verglich Mutter und Tochter. Der alte Mann fühlte allein, daß er Recht hatte, und fuhr fort: „Marie hat viel Fehler" — Hier wurde Marien herzlich bange: das Herz schlug ihr ungestüm; die Stirn der

Mutter wurde krauser. „Aber wie viel Fehler hat sie denn?“ fragte sie doch ein wenig empfindlich.

„Viele Fehler, fuhr er fort, „die jetzt nicht sehr merklich sind, weil sie von Gott eine hübsche Bildung hat, die aber doch, wenn sie erst Jahre lang Ihre Frau wäre, desto merklicher werden könnten, weil sie nur eines armen Handwerkers Tochter ist. Lieber Herr! zu einem schönen Nußbaumschranke gehört auch ein theurer Beschlag: der Beschlag wäre an einem schlechten Schranke gut, über den man an einen nußbaumenen spotten würde. Meine Marie wird einmahl eine recht gute Tischlersfrau werden; aber Ihre Frau, lieber Gott! ich glaube, es ist wohl Gottes Wille nicht.“

„Was Er da gesagt hat, Meister,“ hob Ludwig an, „ist nicht wahr, wenigstens bey Sellhofen nicht. Die beyden Leute lieben sich, und folglich ist es Gottes Wille. Und wozu, lieber Meister, soll das alles? Freylich, wenn ichs wäre, da nähme ich Marien an die Hand, ginge nach Ellbergen, und sagte, was er da vorhin sagte: „Fleisch von meinem Fleisch!“ Sellhof aber kann das nicht, weil er unter einem Vormunde steht, von dem er ja, zum Henker abhängt. So ist's, lieber Meister! wir wollens abwarten!“ — „Das müssen wir wohl, lieber Herr Burchhard!“ — „Und da, dächte ich, legten wir die Hände der beyden Leute in einander, und sprächen: Amen!“ sagte Ludwig.

„Nein, liebe Herren! nein! das wollen wir nicht thun! Es könnte Herrn Sellhof einmahl gereuen, und Unruhe soll ihm keines von meiner Familie machen: das hat er um mich nicht verdient. Gut! hat Herr Sellhof einmahl Brot für eine Frau, und er ist Marien noch gut, dann — ja, dann — in Gottes Nahmen; aber ich mag den Menschen nicht binden, der mich frey gemacht hat; und muß denn auch Marie ein Paar Tage um ihn weinen, je nun! ist sie doch Jahre lang durch ihn gespeiset, getränkt, gekleidet, und vergnügt gewesen!"

„Nein, beym hohen Gott, lieber Vater!" rief Sellhof; „Marie soll nie um mich weinen!" Der alte Mann wischte die Augen; er sah rings umher, und sah Sellhofen, seine Frau, Marien in Thränen, und selbst Ludwigen seine Augen trocknen: „Lieber Gott!" sagte er: „so gib denn, daß dieß die letzten Thränen sind, die uns der Handel kostet, oder daß sie nicht trauriger fließen, als jetzt! Hören Sie, lieber Herr Sellhof! wie gesagt, und wenn das Mädchen da Königreiche zur Mitgabe bekäme, so sollten Sie sie bekommen, wenn Sie sie wollten; jetzt, lieber Wohlthäter, bitte ich Sie, kommen Sie nicht oft allein zu Marien!" Der alte Mann nahm seine Mütze ab, und hielt sie in den gefalteten Händen: „ich bitte Sie darum, lieber Herr! denn wenn Sie nicht selbst wollen, ich habe Sie

so lieb, daß ich mir alles von Ihnen gefallen lasse!"

Marie schluchzte bey diesen Worten laut auf; die Mutter weinte in ihre Schürze; Sellhof sah bestürzt auf Marien. Ludwig umfaßte Sellhof, und sagte: „Er hat zwar Unrecht, Meister! denn warum sollen sich die beyden nicht sehen? aber es ist immer, als ob Er doch Recht hätte! Komm, Sellhof! wenn ich an deiner Stelle wäre, ich wüßte wohl, was ich thäte. Komm! komm! Ich will alle Mahl dabey seyn, wenn sie sich sehen, Vater Sievers! Gib Marien einen Kuß, und dann komm!" Er schleppte Sellhof zu Marien. Sellhof nahm das Mädchen in seine Arme, und küßte sie; Ludwig zog ihre beyden Arme, die sie herab hängen ließ, um Sellhofs Rücken; nun legte er seine Hand auf beyder Stirn, und rief: „Und wenn keiner Amen sagen will, so sag' ich's, der liebe Gott, und die heiligen Engel, Amen!" „Amen!" rief die Mutter. „Amen!" rief der Vater, und umfaßte seine Marie, küßte sie, und sagte: „Gott gebe dir Demuth oder Geduld, nach dem du's brauchst; du gewinnst oder verlierst viel!" — „Was, zum Henker! verlieren? Da nehm' Er den Schwiegersohn in die Arme!" Er schob Sellhof in seine Arme: der alte Mann verbeugte sich. Sellhof war verlegen; er dankte dem Himmel, wie er endlich wieder bey Ludwigen allein war.

Jetzt trug Sellhof Ludwigen auf, ein wenig für die bessere Bildung des Mädchens zu sorgen. Bessere Bildung? Bist du ein Narr, Sellhof? Was fehlt Marien? — Sie ist schön, nicht wahr?" — „Sehr, sehr schön! schöner als ein Mädchen auf der Welt!" — „Gut? Nicht wahr?" — „Sehr gut! O Ludwig! du solltest dieses Herz kennen: so sanft, so theilnehmend, so edel, so demüthig!" — „Ist sie gescheidt? Nun?" — „O Burchhard! ihr Verstand ist so fein, so zart: ich begreife nicht, wie das Mädchen in diesem Hause zu diesem Geiste gekommen ist!" — „Das begreif' ich sehr wohl: der Vater ist ein sehr gescheidter, gerader Mann, der seinen Verstand zu allen Zeiten gebraucht hat. Die Mutter — ey nun ja, da gibts wohl zuweilen noch so etwas; aber — schlecht ist sie nicht; dann ist ja Marie schon ein Jahr tagtäglich in unsrer Gesellschaft, hört und sieht! Das ist zu begreifen. Also schön ist sie, gut auch, gescheidt ebenfalls: was verlangst du denn noch mehr von Marien?" — „Lieber Burchhard! so das noch, was man — doch — feine Welt nennt." „Du bist ein Narr mit deiner feinen Welt! und ich soll für diese feinere Welt sorgen? ich, der ich nichts mehr an den Menschen hasse, als diese Posse, diese Betrügerey, diese Vorurtheile? ich soll damit den Verstand dieses Mädchens verderben? ich soll sie lehren, albern seyn? Du bist doch wahrhaftig ein Narr!' —

Ich meine das nicht; ich meine — sieh einmahl ihre Kleidung, höre ihre Sprache, höre ihr Teutsch, das sie redet!" — „Aber zum Henker, so nenne das nicht feine Welt, was gerade das Gegentheil der feinen Welt ist; denn, Sellhof, Marie trägt doch noch eine natürlichere Kleidung, als die feine Welt. Die Sprache, es ist wahr; aber die feine Welt spricht eben so grob, und eben so unteutsch, und lispelt und schnarrt noch oben drein abscheulich; und das thut doch Marie nicht! Das ist ein ander Ding, aber keine feine Welt. Ja, dafür laß mich sorgen! Das heißt: sie muß sich besser kleiden, und dann auch besser reden. Zu dem einen brauchen wir Zeug, zu dem andern Bücher. — Dafür laß mich sorgen!" Und Burchhard sorgte, wie er zu sorgen gewohnt war. Er ließ einen Schneider kommen, zeigte ihm eine Griechinn aus dem Montfaucon, und bestellte eine solche Kleidung. — „Soll wohl eine Maskerade-Kleidung werden?" fragte der Schnnider: „oder werden Sie wieder so einen Aufzug halten?" Er nahm den Auftrag, verlangte die Größe der Person zu wissen, die es tragen sollte. Ludwig rief Marien: der Schneider nahm das Maß, und brachte nach einigen Tagen ein weißes, weites, faltenreiches leinenes Kleid, mit einem hellblauen leinenen Gürtel.

Burchhard rief Marien: „Zieh dieses Kleid einmahl an, liebe Marie!" „Ich?" — „Ja,

du!" — Marie sah es, und begriff von dem Kleide nichts. „So zieh es doch an!" Marie meinte lachend, wenn ihm ein Gefallen damit geschähe, recht gern! Sie ging mit dem Kleide hinauf, zog es an, so gut sie es verstand, und kam dann mit ihrem griechischen Kleide und der teutschen Backenmütze, und einem rothen seidnen Halstuche über dem Gewande zu Ludwigen ins Zimmer. — „Nein, das ist nichts, Marie! Die Mütze mußt du absetzen, und das Halstuch heraus thun!" — „Nein, mein Himmel! das kann ich nicht!" — „Du mußt, liebes Kind!" — Endlich nach vielem Wehren und Einwürfen setzte Marie ihre Mütze ab, und Ludwig zeigte dem Mädchen nun das Kupfer, um ihr einen Begriff von einem griechischen Haarputze und von der Unschicklichkeit des Halstuches zu geben, das das Mädchen schlechterdings nicht wollte fahren lassen.

Endlich wurde der Kopf so ziemlich gestaltet, und das Tuch wenigstens unter das Gewand geschlagen. Ludwig betrachtete nun seine Griechinn mit Augen voll Wohlgefallen. Er fand zwar die Schuhe nicht griechisch, aber doch bequem, und sie blieben. In diesem Augenblicke stand er befremdet da: dann flog er mit dem lauten Geschrey: „O meine Marie!" in der reitzenden Griechinn Arme. Er erstickte sie mit seinen Küssen; dann betrachtete er sie mit brennenden

Augen. „Wie schön, Marie! wie schön bist du!“ rief er.

„Aber Kinder,“ fragte nun Sellhof; „was habt ihr vor?“ — „Wie der Mensch fragen kann! ich denke, mit der Kleidung ists nun gut, und hier hab' ich Gellerts Fabeln, den Hagedorn, den Rabener, den Geßner: das ist vorerst auch genug.“ — „O wollte Gott, meine Marie dürfte so gehen!“ seufzte Sellhof, und betrachtete sie aufs neue; „aber das, lieber Junge! hab' ich nicht gemeint.“ — „Nun? was hast du denn gemeint? Diese Kleidung ist leicht, warm, und wie du selbst sagst, sie steht Marien gut: so mag dirs der Henker recht machen! Marie! kehre dich an ihn nicht, und geh du so!“ — Marie hörte jetzt erst, daß das ihre Kleidung künftig seyn sollte. „Herr Gott! nein!“ rief sie: „da hätte ich alle Jungen der Stadt hinter mir. So geh' ich nicht, und wenn ich auch eine Grafschaft dafür haben sollte.“ — „Nimm auf der Gasse einen Mantel um, bis mans nach und nach gewohnt wird!“ — „Um Gottes Willen nicht! es geht nicht, Ludwig!“ — „Nun so macht, was ihr wollt! was nennst du denn eine bessere Kleidung?“

Sellhof bedeutete ihm, was er verstanden habe; daß Marie sich nur nach und nach kostbarer kleiden sollte, als sonst. Ludwig sah ihn mitleidig an, ergriff Mariens Hand, und sagte ihr: „Kostbarer, Marie! das heißt, eine Kleidung,

die dich eitel und albern machen wird: da, Kind, hier ist deine Mütze, setze die wieder auf: zieh du dein Wamms wieder an: der Mensch da ist ein Narr, der — nicht weiß, was er will."

Sellhof beruhigte Ludwigen endlich wieder, ob er ihn gleich nicht überzeugen konnte. „Sieh, so soll Marie gehen, so bald sie mein Weib ist, so gerade, wie sie jetzt gekleidet geht; aber jetzt, Ludwig, sollen wir das Mädchen, und vielleicht auch mich unglücklich machen?" — Ludwig sagte trocken: „Das alles wäre nicht nöthig, wenn du mehr Mann wärest! gib mir mein Kleid wieder, Marie! Rose muß von deiner Größe seyn. Es muß ihr sehr schön stehen. Die Bücher nimm mit, Kind, und lies; und was du nicht verstehst, darum frag mich!" Sellhof ließ nur mit Mühe Marien aus seinen Armen; und betrachtete sie immer mit brennenden Augen: selbst Marie gefiel sich in dem Kleide; denn ehe sie damit herab kam, hatte sie doch einen Blick in ihren Spiegel gethan. Sie blieb noch ein Paar Minuten in dem Kleide, ehe sie es ablegte, und ungern zerstörte sie den Lockenbau wieder, der ihr so schön stand.

Sie besah auch die Bücher, die ihr Ludwig gegeben hatte, und ließ sie vorerst in Ruhe; desto mehr aber beschäftigte sie sich mit den bessern Kleidern, die sie tragen sollte. Ohne daß es Ludwig merkte, ging nach und nach eine vollkommene Veränderung mit Marien in dieser Rücksicht

vor. Das griechische Kleid, in dem Sellhof sie so schön gefunden hatte, blieb das Muster, dem sie mit der gewöhnlichen Kleidung und mit der Farbe so nahe zu kommen suchte, als möglich, und Marie, immer so niedlich, so enge und zugleich so züchtig gekleidet, fing an, die Augen aller jungen Männer auf sich zu ziehen. Ludwig fing mit einem desto größern Eifer an, sich des Geistes des Mädchens anzunehmen, je weniger er auf ihren Körper wirken konnte. Er las ihr vor, und Marie fand sehr bald Geschmack am Lesen: sie schrieb mit noch größerem Eifer, als sie las; denn sie schrieb alle Tage ein Briefchen an Sellhof.

Die gute Marie! Sellhof quälte sie, und das zärtliche Mädchen ließ sich doch manchmahl bereden, das Gewand der Griechinn überzuwerfen, das Sellhof nicht vergessen konnte. So saß sie auf Sellhofs Schoße; so lag sie in seinen Armen, an seiner Brust; und zärtlicher waren Sellhofs Blicke, und inniger sein Händedruck. Sellhof nannte sie so seine Melida, der Nahme des Mädchens aus dem ersten Schiffer, dem Lieblingsgedichte Mariens; und sie selbst fühlte sich in dieser Kleidung dem Geliebten näher gerückt. Rollten ihre blonden Locken über ihre Schultern hin, so war sie nicht mehr Tischlers Marie; sie fühlte sich mehr, sie fühlte sich selbst größer, und nie war sie dreist und zutraulich gegen Ludwig, als nur in dem fremden Gewande.

Der vorsichtige Vater warnte; allein vergebens: die Mutter, von der Tochter Glück berauscht, lächelte, wenn der Vater einmahl mit Ernst redete, und gab Marien wohl ganz unschuldig, wie es schien, selbst Marien unbemerkt, einen Vorwand, bey Sellhof zu seyn; die Dankbarkeit nahm selbst den Vorwürfen des Vaters die Schärfe, und seinen Warnungen den Stachel; aber die Dankbarkeit, mit der zärtlichsten Liebe vereinigt, die beugsame Nachgiebigkeit gegen den Wohlthäter, und endlich Gewohnheit, zogen Marien immer näher dem Abgrunde, den der Vater fürchtete. Sie schlich hinab, wenn Sellhof da war; sie sprachen nicht laut, um sich nicht zu verrathen; sie saßen im Dunkeln, um keinen Besuch anzuziehen, und sie verriethen sich selbst, weil sie sich nicht verrathen wollten.

In dieser Zeit, da Marie diesen schlüpfrigen Weg ging, kam Rose endlich von Braunschweig wieder bey ihrer Tante an. Die Tante selbst war entzückt von Rosens Schönheit. Der alte Burchhard war mit seiner Familie eine halbe Stunde nach Rosens Ankunft in den Armen des Mädchens. Niemand fehlte noch, als Ludwig. „Was macht er denn?“ fragte Rose den Vater; die Thüre flog ungestüm auf, und Ludwig an Rosens Busen. „Meine Rose! meine Rose!“ keichte er hervor.

Ein Bedienter seines Vaters brachte ihm die Nachricht: „Die Mamsell Gellner ist angekom=

men.“ Marie, ein Tisch, der Bediente flog alles über einander, so stürzte er hinaus zur Thüre: dahin flog er über die Gasse, die Treppe in der Seeburg Hause hinauf, und eben so ungestüm in Rosens Arme.

Rose erschrack vor Ludwig; drey Jahre hatte sie ihn nun nicht gesehen. Er war jetzt ein vollkommener, edel gestalteter, hoher Jüngling, und sie ein schlankes, volles Mädchen von funfzehn Jahren. Sie lag in seinen Armen; sie war die sich noch ein wenig sträubende Beute seines Entzückens. So oft sie das Auge aufhob, so sah sie nicht mehr ihren kleinen heitern Spielgefährten; sie sah den männlichen Jüngling, und das „Du,“ das sie ihm in allen Briefen bis jetzt gegeben hatte, wurde ihr schwer; sie schien es zu vermeiden. Ludwig fühlte von diesem Fremden fast gar nichts; so hatte er sich Rosen tausend Mahl gedacht, so wie Marien, und so war Rose. Nach einer Stunde war er Rosen wieder, was er gewesen war, Freund, Spielgefährte, Vertrauter und Geliebter; aber doch war er es ihr mehr, wenn sie neben ihm herging, die Augen niederschlug, und ihn nur hörte, als wenn sie ihn ansah; und doch konnte sie nicht einen Augenblick zubringen, ohne ihn anzusehen; denn das Entzücken, diese holde Freundlichkeit, dieser sanfte Blitz der innigsten Liebe, dieser Glanz des Vertrauens, des allerinnigsten Vertrauens in seinen Augen, diese schmelzende, fröh-

liche, jähe Zärtlichkeit in seinen Bewegungen, in seinem Zittern war dem liebevollen Mädchen ein zu großer Triumph, als daß sich ihr Herz an dem zärtlichen, freudigen Tone der Stimme allein hätte genügen können.

Rose hatte schon im Vorübergehen von Tantchen einen Wink von Ludwigs muthmaßlicher Untreue bekommen; allein bey dem ersten Tone, mit dem Ludwigs Stimme ihr Ohr, ihre ganze Seele durchdrang, war jeder Zweifel vergessen, und sein Betragen tödtete auch den letzten Keim des Argwohns in ihrer Seele. — „O mein, mein Ludwig!" rief sie. „O meine Rose!" rief er, und mit diesen beyden Worten war der ganze Raum der Zeit, den sie sich nicht gesehen hatten, ausgefüllt; ihre Herzen waren wieder eins, ihre Seelen wieder in einander gegossen. „Wie ist's dir gegangen, Ludwig?" — „Ja, wie? ich habe nur an dich gedacht, Rose! und wie hast du gelebt?" — „Nur für dich, mein Ludwig!" So gingen sie auf und nieder im Garten. „Seyd ihr Narren, Kinder?" rief endlich Burchhard zum Fenster hinaus: „es regnet, als ob eine Sündfluth entstehen sollte, und die gehen da, als ob zwey Sonnen schienen!" — Ludwig sah Rosen an, Rose Ludwigen. Sie lachten laut auf, faßten sich an, und liefen, wie vor zehn Jahren, die Allee zum Hause her.

„Nun werd' ich Ludwigen wahrscheinlich zuweilen wieder sehen!" sagte die Tante ein we-

nig spitz. — „Ja, das weiß Gott, das werden Sie, Tante!“ antwortete er: „nicht wahr, meine Rose?“ — „Und ich denke, Rose soll ihn schon wieder abziehen von seinen Unarten!“ — „Hast du Tantchen nicht fleißig besucht, Ludwig?“ — „Ach, ja! zu wem sollt ich lieber gehen, als zur Tante? denn mein liebstes Gespräch bist du, Rose! allein da hatt' ich immer, Gott weiß alles, was, gethan, von dem ich im Traume nichts wußte! Dann muß ich mit aller Gewalt ein Jude seyn, wenn ich ein Mahl ein fröhlicher Mensch war; dann nahm man mir übel, daß sich die Griechen mit Öhl gesalbt hatten; dann wollte die Stadt wieder nicht leiden, daß ich einem ehrlichen Manne auf die Beine geholfen hatte, bloß weil er eine hübsche Tochter hatte; — nun half ich ein Mahl einem mit meiner Peitsche auf die Beine, der keine hübsche Tochter hatte, sondern der ein hübsches Mädchen verführen wollte; da war's wieder nicht recht; da sollte das unschuldige Mädchen ein erzliederliches Mädchen seyn. Dann nahm man's mir übel, daß ich über alle das Geträtsch lachte; und wie ich ein Mahl bey so einer Verläumdung nach dem Aussager fragte, so war das noch schlimmer. Kurz, liebe Rose! mir gehts, wie dem Bauer mit seinem Esel in der Fabel.“

„Ludwig! Ludwig!“ sagte die Tante: „so ganz unschuldig bist du denn doch wohl nicht. Des Tischlers Marie könnte viel erzählen!“ Sie

dro-

drohete mit dem Finger. „O ja!" antwortete Ludwig: „und Sie würden sich über ihre Erzählungen wundern, wenn sie erzählen wollte."

Rose nahm Ludwigen allein, und fragte: „Wer ist die Marie, mit der die Tante dir droht, Ludwig?" — „Liebe Rose! ein gutes, gutes Mädchen, gut, und schön, beynahe wie du." — Er erzählte jetzt Rosen, wie er mit Sievers bekannt geworden war, und versprach ihr, daß sie Marien sehr bald selbst sehen sollte. Er mußte ihr nun alle seine kleinen Begebenheiten erzählen, und Rose wollte sich ausschütten vor Lachen. „Aber, Ludwig! so kleide dich doch so, wie andre junge Leute!" — „Die Kleidung, liebes Kind, ist das wenigste: die vergäbe man mir noch wohl; allein daß ich nicht lüge, nicht klatsche, nicht in die Häuser zutrage, nicht meinen Überfluß an Fächer und Halsbänder wende, und damit von Mädchen zu Mädchen laufe; daß ich meinen sehr edlen Tischler mehr ehre, als einen vornehmen Schurken; das ists, was man mir übel nimmt, und daß muß ich: das muß ich, so lange ich fühle, daß Mensch seyn mehr heißt, als essen, trinken, sich putzen und klatschen!" —

Rose nahm ihn herzlich in ihre Arme, und küßte ihn mit Innigkeit: „Du bist mein braver Ludwig! wenn soll ich denn Marien sehen?" — „Gleich jetzt, liebe Rose, wenn du willst. Komm!" — „Jetzt nicht; aber gegen Abend." — „Gut!" — Gegen Abend schlich sich Rose

mit Ludwigen hinab; sie gingen in die Stadt, nach Sievers Wohnung. Rose überlegte noch, wie sie das Mädchen sehen wollte: mit Ludwig in das Haus, auf Ludwigs Zimmer gehen, schien ihr doch unschicklich. Eben wollte sie ihre Bemerkungen Ludwigen sagen, und sie waren am Ende ihres Weges. Ludwig zog sie ins Haus, öffnete die Thür seines Zimmers, und Marie, die ein fremdes Frauenzimmer eintreten sah, sprang von Sellhofs Schoße, und stand verlegen da.

Sellhof hatte diesen Abend die Gewißheit, daß Ludwig nicht wiederkommen würde, und Marie hatte der Griechinn Gewand angelegt, und hatte so ihren Sellhof überrascht. „Sieh! das ist Marie!“ sagte Ludwig, Rosens Hand noch immer haltend. Rose betrachtete Mariens Gestalt, und machte ihr eine kurze Verbeugung, die Marie nicht erwiederte. Es war die letzte Dämmerung im Zimmer, die sich eben ins Dunkel verlor. Man sah die Gestalten, und unterschied nichts. Ludwig hohlte Licht. Rose erblickte Marien jetzt ganz, und die schöne Gestalt des Mädchens, in das edle Gewand gekleidet, setzte Rosen in eine Art von Erstaunen. „Sieh, das ist Marie!“ sagte Ludwig noch ein Mahl, und führte Rosen auf Marien zu. Marie erröthete, und schwieg: Rose auch. Sie betrachteten sich beyde; immer freundlicher wurden der Mädchen Blicke. Rose both endlich Marien die Hand;

Marie wollte die Hand an ihre Lippen ziehen. Rose nahm das Mädchen in ihre Arme, und küßte es. „O Mamsell, wie gütig sind Sie!“ sagte Marie leise, und drückte Rosens Hand auf ihr Herz.

Rose hatte bey dem Eintritte Marien in Sellhofs Armen gesehen; und dieser Anblick war es, der sie hauptsächlich Marien so geneigt machte. Jeder Zweifel an Ludwigs Treue, den die Tante wieder rege gemacht hatte, verschwand völlig, da Ludwig über Sellhofs Melida scherzte. Sie fand Marien in dieser Kleidung sehr schön; sie besah den Schnitt des Kleides, und Ludwig bekam schon Lust, Rosen auf der Stelle selbst ein Mahl in dieser Kleidung zu sehen; allein Rose fand das höchst unschicklich. „Wir müssen nach Hause, lieber Burchhard!“ sagte Rose. Die beyden Mädchen küßten sich; Rose ging, von Ludwig und Sellhof begleitet, der bey diesem ganzen Besuche eine sehr verlegene Rolle gespielt hatte.

So bald Rose einen Augenblick mit Ludwig allein war, fragte sie ihn nach Sellhofs und Mariens Verhältniß. „Marie wird einmahl Sellhofs Frau, liebe Rose! aber es soll noch ein Geheimniß bleiben.“ — Rose flog in Ludwigs Arme, drückte ihn an sich, und rief: „Wie lieb' ich dich, lieber Ludwig, und die gute Marie!“

So lebten nun Rose und Ludwig einige Monathe hindurch, und selbst die Tante, der Rose

hin und wieder einen Wink von Sellhofs Verhältniß mit Marien gab, schien wieder auf die alte Bahn des Vertrauens gegen Ludwig einzulenken. Freude und Einnigkeit, Zutrauen und Liebe herrschten wieder in beyden Häusern; Ludwig war jede Stunde, die er sich abmüßigen konnte, bey Rosen, und Rose fühlte mit jeder Stunde ihre Liebe erneuert und vergrößert. Sie wurde in Ludwigs Armen von Tag zu Tag natürlicher; ihre Kleidung verlor, Trotz der Erinnerung der Tante, mit jedem Tage etwas von dem Steifen der ehemahligen Mode. An Ludwigs Geburtstage sogar hatte sie sich heimlich von Ludwigs Vater eine ganz griechische Kleidung besorgen lassen, und Ludwig fand sie so im Garten. Sein Entzücken war unaussprechlich. Sie hatte von der feinsten Leinwand ein Kleid, hoch unter der Brust mit einem rothen breiten Gürtel gegürtet: ihre blonden Haare schwammen in grossen Locken auf den Schultern, und eine breite blaue Priesterbinde schlang sich durch die Locken. Sie trug in der Hand einen Korb mit Blumen. Der Vater führte Ludwigen von ungefähr in diese Gegend, und Rose trat an einen Altar mit der Aufschrift: „Meinem Ludwig!“ und legte die Blumen hinauf, eben wie Ludwig um die Hecke in diesen einsamen Schatten bog.

Ludwig stürzte auf Rosen ein; er schloß sie mit thränenden Augen in seine Arme; seine Freude war sprachlos. Selbst der alte Burchhard

drückte das schöne Mädchen mit Wohlgefallen an seine Brust, und sagte: „Meine schöne Tochter!" Madam Seeburg, die von nichts wußte, kam mit Ludwigs Mutter, und fand ihre Rose in den Armen des Jünglings beyde in sich verloren und ohne Sinn für das, was sie umgab. „Es ist wahr," sagte die Tante: „wenn die Kleidung so Mode wäre — sie steht nicht übel. Meinen Sie nicht auch, Herr Nachbar?" — „Ich meine," antwortete Burchhard, und wischte sich die Augen, „so ein Anblick würde in jeder Kleidung dem Herzen wohl thun: der Anblick der Zärtlichkeit der Liebe des menschlichen Herzens, und zugleich der Beweis der Güte des guten Gottes!" Rose sollte, wurde allgemein beschlossen, in diesem Anzuge den Tag über bleiben, und Ludwig hatte den Tag über kein Auge, als für Rosen.

Er war von jetzt an so unablässig mit Rosen beschäftigt, daß er das rothe Auge, die blassen Wangen, das kummervolle Gesicht Mariens, und Sellhofs tiefes melancholisches Schweigen ganz übersehen hatte. Während die Freude die beyden Glücklichen umtanzte, und Unschuld und Vertrauen, Liebe und Zärtlichkeit in ihre Herzen die Heiterkeit goß; während deß war die Unschuld von den beyden Unglücklichen, Sellhof und Marien, gewichen, und mit ihr jede Freude. Ganze Abende waren sie allein gewesen; ganze Abende hatte Marie in der Nymphen-Kleidung in Sellhofs Armen gelegen. Sellhof liebte Marien so innig, wie Ludwig Rosen;

allein Ludwigs Fantasie war der heiligste Tempel der Unschuld, und Sellhof — sein Herz war rein; allein seine Fantasie war schon frühe entweiht. Sein Blut kochte; sein Herz schlug; seine Augen brannten; seine Hände zitterten, wenn er die reitzende Marie an seine Brust gelehnt, mit seinen Armen, in der Dämmerung, allein, umschlossen hielt: ein verrätherisches Schweigen hielt seine Lippen verschlossen; seine Fantasie arbeitete allein, und an dem Verderben der Unschuld, die sich ihm ergeben hatte. Marie war heiter, redete, fragte, und wenn nur Seufzer aus den Lippen ihres Sellhofs antworteten, so schwieg sie zuletzt auch, und versank mit ihm in den Taumel der Sinne.

Ludwig hatte seine Rose in seinen Armen; leichter und fröhlicher floß sein Blut; heiterer waren seine Erzählungen, fröhlicher seine Blicke; sein Herz war voll von vertraulicher Zärtlichkeit; er genoß seines Herzens, und genoß des gegenwärtigen Augenblicks, ohne daß seine Fantasie über den jetzigen Zeitpunct hinaus schwärmte. Sie lachten beyde; sie erzählten, sie drückten sich an sich, und eine erhöhete Unschuld war die Wirkung ihres Alleinseyns.

„Wie glücklich bin ich!“ rief Ludwig, und drückte Sellhofen die Hand, und sah nicht, daß Sellhof mit einem wild n Auge an die Decke sah. „Aber was ist dir, Marie?“ fragte er wohl, wenn ihm Mariens Gesicht auffiel. Marie

antwortete mit einem fliehenden Blicke, und einer Feuerröthe, und Ludwig erzählte von Rosen.

Immer ängstlicher wurde Sellhof. Hundert Mahl trat er auf Ludwig zu, ergriff seine Hand, und drückte sie, und wandte sich von ihm ab. Wenn Ludwig ihm von Rosen erzählte, so saß er da, sah Ludwigen starr an, und antwortete kein Wort. Ein lauter Seufzer kam hervor, oder eine große Thräne. Ludwig fand Marien fast jedes Mahl in seinem Zimmer, wenn er Abends zurück kam, allein seyn und weinen. Sie verbarg ihre Thränen, wenn er hinein trat. Sie konnte ihn nicht mehr ansehen; und zwang er sie ein Mahl mit einem: „Aber, Marie, so sieh mich an!" dazu, so traten sogleich viele Thränen in des Mädchens Augen, wenn sie ihn ansah. „Liebe Marie!" sagte er: wenn dir etwas ist, oder deinen Ältern, so thu die Lippen von einander, und klage mir oder Sellhofen; Thränen sind keine Buchstaben." Sie erröthete, seufzte, schlug die Augen nieder, und ein neuer Strom von Thränen überschwemmte ihr Gesicht. — „Was mag unserer Marie fehlen?" fragte Sievers bedenklich: „wer weiß, haben sich die jungen Leute gezankt!" sagte die Mutter, und dabey bliebs.

„Ludwig!" fragte Sellhof; „wenn ich dir einmahl ein großes Geheimniß anvertraute, wolltest du das wohl selbst deiner Rose verschweigen?" — „Meiner Rose? das kann

ich nicht versprechen." — „Du hast Rosen gesagt, wie ich mit Marien stehe; Rose hats der Seeburg wieder gesagt, und von der hats mein Onkel. Ludwig, ich kann ein sehr unglücklicher Mensch werden, wenn du mir das nicht versprichst." — „Da! ich versprech's, Sellhof!" Ludwig both seinem Freunde die Hand. „Sey, was es sey: Rose soll's nicht wissen."

Sellhofs Blicke erheiterten sich wieder: „Nun Gott Lob! so ist der schwerste Stein mir von Herzen!" Ludwig ging nach Ellbergen, und unter Weges noch sann er, was Sellhofen fehlen könnte. Voll von diesen Gedanken trat er ins Zimmer, wo seine Verwandten, Rose und die Seeburg in einem sehr ernsten Gespräche waren. „Ein verdammtes Geträtsch, liebe Nachbarinn! eine verdammte Lüge!" rief Burchhard eben, wie Ludwig hineintrat. „Ich sage ja nicht, daß — „hm! hm!" fing die Seeburginn an. — „Nein, wahrhaftig nicht, Tantchen!" sagte Rose.

„Guten Tag, Ludwig!" rief der Vater: „weißt du, was die Stadt sagt?" — „Sagt sie schon wieder was?" — „Sie sagt, Marie wäre schwanger!" — Aller Augen hafteten sich auf Ludwig. Ludwig wurde bleich, wie Wachs. Jetzt war ihm alles deutlich, Sellhofs Angst, und Mariens Thränen. So stand er starr ein Paar Secunden. „Um Gottes willen!" rief er ängstlich. Dahin flog er. Rose war ein wenig blaß

geworden; ihre Hand, die auf dem Tische lag, zitterte; der alte Burchhard zog die Augenbraunen über die Stirn. Hannchen sah die Seeburg an; die Großmutter sagte: „Der arme junge Herr Sohn! Sie sagten ihm das auch so ohne alle Vorbereitung! Schicken Sie doch einen hinter ihm her, daß er ein wenig rothes Pulver nimmt.“ Die Seeburg allein blieb ruhig. „Ich sage nicht, das Ludwig, — ich weiß ja, was ich weiß — Ludwig ist unschuldig!“ — „Sicher!“ fiel Rose ein — „Ich sage nur, daß ich Recht hatte, wenn ich von dem Handel nicht viel Gutes prophezeyte. So gehts, wenn junge Leute sich selbst überlassen werden! Wer weiß, wie die Alten selbst Gelegenheit dazu gemacht haben!“ — „Zum tausend Teufel!“ fuhr Burchhard auf: „Frau Nachbarinn, was haben die Alten denn dabey? der alte Mann ist ein achtungswürdiger Kerl, wie ich ihn kaum ein Mahl noch auf beyden Halbkugeln gesehen habe. Was Gelegenheit! Mich ärgert nichts, als daß nun wieder ein Gewäsch ohne Kopf und Stiel heraus kommen wird.“

„Ich will nichts weiter sagen,“ fuhr die Tante weiter fort,“ als daß Ludwig nun doch wohl ausziehen wird?“ „Warum Ludwig? Sie sagen ja selbst, Ludwig sey unschuldig!“ „Aber doch in einem solchen Hause“ — „In was für einem Hause denn? In dem Hause eines ehrlichen Mannes, dessen unerfahrnes Kind verführt ist! Gott gebe, daß je-

des Haus nicht unehrlicher sey, als das, wo Ludwig wohnt. — Mich kümmert's nicht, wenn er ausziehen will: meinetwegen! aber sagen? nicht eine Sylbe! Amen!" Madam Seeburg wurde doch ein wenig empfindlich. „So unerfahren waren Ältern und Tochter nicht; die Stadt hatte sie ja ordentlich gewarnt. Kurz, Herr Burchhard! ich werde sehen, wie Ludwig sich dabey hat. Mein Entschluß ist gefaßt!" — „In Gottes Nahmen!" antwortete Burchhard; das Gespräch wurde abgebrochen; man sprach von Wetter, außer Rose schlich zu Burchharden ins Fenster, und flüsterte noch mit ihm fort, daß auch wohl gar nichts an dem ganzen Handel seyn könnte. „Das wohl nicht, Kind! denn Ludwig erschrack zu sehr!" — „Aber unschuldig ist Ludwig doch gewiß!" — Das wollen wir beyde beschwören."

Ludwig lief eilends zu Sellhofen. „Sellhof, ich muß dich allein sprechen!" — „Um Gottes willen, Burchhard! ist etwas vorgefallen? ist Marie" —— „Lieber Sellhof! rede, ist Marie schwanger?" — Sellhof legte bey diesen Worten sein Gesicht auf Ludwigs Schulter, und unter Schluchzen sagte er: „Ja! ja, hilf mir Ludwig: sey mein Retter! verlaß mich nicht! das wars, was ich dir entdecken wollte. Aber, liebster Ludwig! wie hast du es erfahren?" — „Wie? die ganze Stadt, lieber Freund, thut uns wieder die Ehre an, es zu wissen." — Sellhof

wurde weiß wie ein Todter: „So bin ich verloren! und Marie ist verloren!“ — „Aber du sonderbarer Mensch! verloren? warum denn?“— „Warum?“ fragte Sellhof, und sah Ludwigen starr an: „warum? ach Gott! ich bin ohne Rettung verloren!“ — — „Laß dich mit Marien copuliren!“ — „Wer wird mich copuliren? und wenn auch — du kennst meinen Onkel nicht; Marie würde das unglückliche, hülflose Opfer seiner Wuth werden; du kennst ja die Gesetze, den Haß des Bürgermeisters gegen das Mädchen!“ — „Das sind Chimären!“ rief Ludwig. — „O lieber Ludwig! dein Herz kennt die Menschen nicht! Marie ist ohne Rettung verloren, wenn es auskommt, daß sie von mir schwanger ist.“ „Weiß es der Vater?“ — „Gott, nein! eben dazu hatte ich dich ausersehen, es ihm zu sagen.“ — „So laß uns zu ihm gehen, ehe er es von irgend einem dienstfertigen Schurken erfährt.“ — „Ich bitte dich, Ludwig, geh allein! Noch eins, ehe du gehst! Gott ist mein Zeuge, daß ich Marien nie, unter keinem Vorwande, aus keiner Ursache, sie sey so gerecht als möglich, lassen werde! sag das dem Vater!“ —

Noch einen traurigen Augenblick hatte Ludwig, ehe er den Vater sprach: er traf Marien wie gewöhnlich, in seinem Zimmer. „Liebe Marie!“ er nahm sie in seine Arme: „Liebe Marie, du bist Mutter! sey ruhig, Kind!“

Marie sank leblos in seine Arme. Er legte sie in einen Stuhl, und wie sie sich erhohlt hatte, so bath er sie, ruhig zu seyn; es würde besser gehen, als sie jetzt dächte. Sie lächelte mit einer Art von wilder Bitterkeit, und schüttelte mit dem Kopfe. Er führte sie auf ihre Kammer, und nun rief er den Meister Sievers zu sich in sein Zimmer.

„Höre er, Meister!" fing Ludwig an; „hält er mich für einen guten Jungen?" — Sievers lächelte. „Sellhofen auch?" — Er lächelte wieder; „Ich halte Sie beyde für zwey Engel." — „Er meint doch aber, Meister, daß wir fehlen können, ich und Sellhof?" Der Vater sah ihn bedenklich an. „Nun?" — „Lieber Herr, wir sind ja alle Adamskinder!" — „Auch Marie?" fragte Ludwig. Der alte Mann legte die Hand vor die Stirn: „Nur heraus, Herr Burchhard!" fing er mit einer ängstlichen Stimme an: „heraus! Marie ist" — die Thränen traten ihm in die Augen.

„Ja, Meister! Marie ist vor Gott und allen Engeln Sellhofs Frau; denn sie ist schwanger von ihm." — Der alte Mann blieb so sitzen, wie er saß, und sah Ludwigen an, Thräne auf Thräne quoll aus seinen Augen. Er faltete die Hände auf seinem Knie; das war die einzige Bewegung, die er machte. Ludwig betrachtete ihn mit nassen Augen. „Nun, Meister Sievers! wir wollen sehen, wie wirs machen."

Der Meister schwieg noch lange; endlich sagte er mit gebrochener Stimme: „Ich habe Gott so oft, so innig dafür gedankt, daß Sie mir den Elends-Abend da am Busche begegneten" — er schüttelte den Kopf. — „Meisters Sievers, und jetzt" — „Nein, lieber Herr! ich will Gott auch noch jetzt mit nassen Augen danken; denn er schickte mir Sie zu; Herr Sellhof mußte sich auch dazu finden, damit mirs nicht zu wohl ginge."

„Lieber Meister! lieber Vater! Sellhof ist jetzt unglücklicher, wie Er, und wie Marie." — „Heirathen kann er sie jetzt nicht, das weiß ich; nicht wahr, lieber Herr Burchhard?" — „Nein jetzt nicht!" — „Was meinen Sie, sollte er sie wohl je in seinem Leben heirathen?" — „Lieber Vater! welche Frage? Marie ist ja jetzt schon seine Frau." — „Die Stadt wird Marien einen andern Titel geben." Bey diesen Worten fing der alte Mann an herzlich zu weinen. „Ach meine arme Marie! mein armes Kind!" rief er dazwischen, und streckte jedes Mahl die gefalteten Hände bey einem solchen Ausrufe in die Höhe.

Nachdem dieser erste schmerzliche Auftritt vorüber war, der Ludwigen Thränen genug kostete, so hohlte er Marien wieder herab, damit sie in Sicherheit wäre, bis der Vater die Mutter über diese Nachricht beruhigt hätte. Der Vater gab dem Mädchen die Hand; sie hatte die Augen

niedergeschlagen, und Thränen flossen nun über das blasse Gesicht. „Marie!“ sprach er: „ich bedaure dich! Gott gebe dir viel Trost und viel Freude; du hast sie nöthig! komm her, mein Kind!“ Er nahm sie in seinen Arm, und küßte sie. Aber ohne Theilnahme, ohne Erwiederung seiner Küsse, ohne einer Veränderung auf ihrem blassen Gesichte hing Marie in ihres Vaters Armen: nur Thränen, und ein höheres Schlagen der Brust bezeugten ihr Leben. Sie setzte sich auf einen Stuhl; schweigend, ohne aufzusehen, saß sie da; der Vater ging zu seiner Frau. Jetzt hörte Marie ihre Mutter eben aufschreyen, und sie fuhr zusammen; sie öffnete die Augen, stand auf, und näherte sich mit einer scheuen Ängstlichkeit Ludwigen, der im Fenster stand.

Bey jedem hörbarem Worte ihrer Mutter zitterte sie; Ludwig hielt ihre Hand, und suchte sie zu beruhigen. Sie schien seine Worte nicht einmahl zu hören. Endlich nach einer Stunde kam der Vater herab, und Ludwig und der Vater begleiteten Marien zu ihrer Mutter. Da saß sie, die unglückliche gekränkte Mutter, die Schürze vor ihren Augen, ohne aufzusehen. „Nun, liebe Frau!“ fing Sievers an: „hier ist deine unglückliche Marie!“ Die Mutter hob ihr Gesicht aus der Schürze empor; sie reichte der Tochter die Hand; allein man sah an ihren Blicken, wie

viele Mühe es dem Vater gekostet hatte, sie so weit zu bringen.

Ludwig stellte dann das Verhältniß zwischen der Familie so leidlich wieder her; man versprach sich vorerst Verschwiegenheit, bis Sellhof zu Rathe gezogen sey, was man zu machen hätte. Ludwig ging zu Sellhof, und erzählte ihm, wie weit die Sache gekommen sey. Sellhof sank in seine Arme, und dankte ihm mit den hervor brechenden Thränen der innigsten Dankbarkeit für seine Liebe. Ludwig war jetzt wieder eben so bestimmt dafür, daß Sellhof jetzt über alle Verhältnisse hinweg treten, und Marien heirathen müsse; allein Sellhof überzeugte Ludwigen durch die Mittheilung eines Briefes von seinem Onkel sehr bald, daß er nur alsdann durch die schnelleste Flucht der Ahndung seines Onkels mit Marien entkommen könnte. „Und wohin? Ludwig! wohin? mit einem jungen, hülflosen, schwangern Weibe? ich noch bis zu meiner Volljährigkeit ohne Vermögen, beständig auf der Flucht, beständig von Ausspürern umringt, von Steckbriefen verfolgt, mit der Angst, mit den verwünschenden Seufzern der Ältern meines Weibes beladen, ohne Nachricht von ihnen? Nein, Ludwig! nein! hilf mir Mariens Ältern bereden, daß man nur jetzt meinen Nahmen verschweigt, nur jetzt die Schande trägt oder verbirgt, um mir die Macht zu lassen, Marien nach wenig Jahren mit einer zehnfachen Liebe, mit Ruhe,

Wohlstand und Ehre glücklich zu machen. Marie ist dazu entschlossen; dir, Ludwig, trag' ich es auf, die Ältern zu eben diesem Entschlusse zu bereden." —

„Du hast Recht, Sellhof!" antwortete Ludwig: „ich sehe, um frey zu seyn, muß man noch mehr als frey seyn wollen; man muß auch zuweilen der Sclave der unnatürlichsten Convenienz seyn! — Aber zum Henker! warum hast du, Geck, nicht vorher daran gedacht!" — „Lieber Ludwig! denkt denn die Leidenschaft?" — „Nimm mir das nicht übel, Sellhof! nur die Leidenschaft eines Narren, oder eines Bösewichts, denkt nicht. Pfuj! ich weiß doch bald nicht, ob dir zu trauen ist!" — „O Ludwig, Ludwig! du stehst am Ufer; tödte den Elenden nicht, den der Sturm wegreißt, daß er nicht am Ufer blieb: hilf erst, dann tödte!" — Ludwig umarmte ihn schweigend, und ging zu Sievers.

Es dauerte nicht lange, so sah Vater und Mutter wohl ein, daß Sellhofs Rath, seinen Nahmen zu verschweigen, wenigstens für jetzt das Vernünftigste wäre, was man thun könnte. „Ich habe es ihm versprochen zu schweigen, mit einem Handschlage: Hand her, Vater Sievers! Hand her, Mutter! wir wollen schweigen!" Sie versprachen es beyde, und Ludwig eilte nun nach Ellbergen.

Rose lag im Fenster. Ludwig eilte hinauf, und sprang nun fröhlich in des erwartenden Mädchens Arme. „Nun, Ludwig!" fragte die Seeburg: „was sagte denn die schöne Marie?" — „Tante!" antwortete Ludwig sehr ernst: „der gebeugte Vater bethete zu Gott, er möchte dem unglücklichen Mädchen Trost und Freude schenken in ihrem Elende. Liebe Tante! eines Unglücklichen spotten ist die grausamste Grausamkeit." — „O ja, das wußt' ich voraus, daß das Mädchen an dir einen Vertheidiger finden würde, und ihr Vergehen dazu." — „Ihr Vergehen nicht; aber das Mädchen, ja, Gottlob! ja! so lange dieß Herz so schlägt, wie es schlägt." — „Meinetwegen! aber ausziehen wirst du doch nun wohl?" — „Ausziehen? nein, Tante! um keinen Preis!" — „Warum nicht, wenn ich fragen darf?" — „Jetzt, da diese zerschmetterte Familie dem Spotte, der Verachtung der halben Welt ausgesetzt ist; jetzt, da Alles Blicke voll Hohngelächter auf Vater, Mutter und Tochter wendet; jetzt soll ich, ihr einziger Freund, ihr einziger Trost, sie verlassen, und ihnen ihr Elend noch tausend Mahl drückender machen? Dafür behüthe mich Gott! wer weiß, wo ich einmahl eines Menschen nöthig habe, der mich hält, daß ich nicht unter der Last der allgemeinen Verachtung versinke!"

Rosen standen bey diesen Worten die Thränen in den Augen: sie konnte, ungeachtet des heimlichen Wunsches, daß er ausziehen möchte,

sich nicht enthalten, Ludwigs Betragen sehr edel zu finden. „Und wird dich,“ fing die Tante wieder an, „wenn du dabey bleibst, nicht die allgemeine Verachtung mit treffen?“ — „Auch Ihre, Tante? auch deine, meine Rose? auch meines Vaters Verachtung? — und die Verachtung der übrigen Menschen ist mir wenigstens sehr gleichgültig!“ — „Aber, Ludwig! bist du denn so ganz ohne Verbindung mit Menschen, daß du thun kannst, was du willst? Meinetwegen möchtest du da wohnen, bleiben: meinetwegen möchte die Stadt von dir sagen: Er ist ein liederliche Bursche; allein frag doch Rosen, ob es der gleichgültig ist, wenn man von dir so redet oder nicht!“ — Rose sagte leise: „Nein, Ludwig! gleichgültig ist mir das nicht!“ — „Komm her, liebe Rose, antworte! einmahl, aber immer, was du denkst. Möchtest du lieber, daß ich ein Schurke wäre, oder daß die Stadt mich bloß einen hieße, und ich wäre ehrlich?“ — „Lieber das Letzte!“ — „Möchtest du lieber, daß ich liederlich wäre, oder daß die Stadt mich liederlich nennte, und ich wäre es nicht?“ — „Aber wie kannst du fragen, Ludwig?“ — „Wenn ich nun in den Fall käme, entweder ein Schurke seyn zu müssen, oder nur so zu heißen; was sollt' ich da wählen?“ — „Freylich dann, wenn du es nicht ändern könntest, lieber ein Schurke heißen, als seyn.“ — „Ganz richtig, liebe Rose! Nun weiter! wenn ich wohnen bleibe, so

nennt mich die Stadt einen liederlichen Burschen; das weiß ich: aber wenn ich ausziehe, so breche ich einer wahrlich ehrlichen Familie das Herz, weil ich eben durch das Ausziehen erkläre, das Mädchen ist eine liederliche Dirne, mit der ich mich schäme unter einem Dache zu bleiben, und wäre also in der That ein Schurke. Sieh, Rose! das ist der Fall, wo ich entweder ein Schurke seyn oder heißen muß."

„Aber," fing Rose ein wenig furchtsam an: „das Mädchen ist doch eine liederliche Dirne." — „Nun, Herr Philosoph, antworte!" rief die Madam Seeburg, und legte ihr Strickzeug hin.

„Eine liederliche Dirne? — das ist nicht wahr, Rose?" „Wie?" fuhr die Seeburg auf: „das Mädchen hat also etwas Gutes gethan?" — „Das sag' ich nicht; allein sie ist keine liederliche Dirne; das sag' ich. Sie hat eine Handlung begangen, die unter andern Umständen rechtmäßig wäre, durch die wir, ich, Sie, Tante, und du, Rose, unsre Existenz haben." — „Pfuj, Ludwig! höre auf!" sagte Rose, und drehte sich ans Fenster. — „Rose! willst du nicht lieber ein Mahl roth werden, als einem Menschen Unrecht thun? Höre zu! Was nennst du ein liederliches Mädchen? doch wohl nur ein Mädchen, die mit diesen Handlungen ein Gewerbe treibt, mit ihren wollüstigen Begierden andern Menschen schadet, die, ohne Liebe zu fühlen, einen Geliebten, oder ei-

nen Mann seiner Geliebten entzieht, oder junge Leute verführt, um prassen zu können? Das heißt ein liederliches Mädchen! und ein solches Geschöpf hat meinen ganzen, meinen allerfürchterlichsten Abscheu. Was hat Marie von alle dem gethan? nichts! Bey Gott, nichts! Die Liebe hat sie überwältigt; ihre Unerfahrenheit, ihre Furchtsamkeit hat sie verrathen, ihre" — „O hör' auf, Ludwig! hör' auf!" rief die Tante: „du möchtest am Ende gar ihre Handlung eine Tugend nennen!" — „Ich, Tante? eine Tugend? behüthe mich Gott! Ich würde mich selbst einen ausgemachten Schurken schelten, wenn ich einer solchen Handlung fähig wäre, die alles das mannigfaltige Elend über Menschen herstürzen könnte, die ich liebte, denen ich wohlwollte." — „Aber! Ludwig wie du nun jetzt wieder schwätzest! Lauter Widersprüche, mit dem, was du erst sagtest!" — „Ich sage, was ich denke; das Mädchen hat unvernünftig, unbesonnen, leichtsinnig gehandelt. Wie könnt' ich," fuhr er mit glänzenden Augen, und mit aufgehobenen Händen fort: „wie könnt' ich je, auch in der Stunde der Leidenschaft, vergessen, was ich dem Vater, was ich der Mutter eines unschuldigen Mädchens schuldig bin, dessen Unschuld vielleicht die heiligste Freude der Ältern, vielleicht in den Stunden des häuslichen Kummers, der sicherste Zufluchtsort der Ältern ist! Wie könnt' ich Ältern diese Freude rauben, über ein Mädchen, das ich liebe, die Schande herstürzen, sie je, sollten es

auch nur Monathe, nur Tage seyn, sie je zu Thränen der Angst verdammen, um mir einen flüchtigen Augenblick zu versüßen? Und sehen Sie, Tante, das Schrecklichste, das Allerschrecklichste! wie leicht können nicht Umstände den Verführer verhindern, je das verführte Mädchen zu heirathen? Wohin soll die Unglückliche? der Schande der allgemeinen Verachtung ausgesetzt, aus allen Kreisen von Menschen ausgestoßen, vielleicht, mit erregten Begierden, ein leichter, auffallender Gegenstand der männlichen Wollust, aufs neue verführt, und endlich schamlos und liederlich! — O Gott!" Thränen quollen bey diesen Worten aus seinen schönen, gen Himmel erhobenen Augen: „O Gott! wie könnt' ich jetzt in diesem Zustande Marien verlassen! Nein, laß mir es gelingen, sie in dem Sturme der Schande oben zu halten, und — doch das wird er nicht! das kann er nicht!" —

So hatte die Tante den Jüngling nie gesehen; Rose sah in seine Augen, und vergoß selbst Thränen; ihre Arme hoben sich, als wollte sie auf ihn zufliegen: er warf einen Blick auf sie, und nun widerstand sie nicht mehr. Sie lag in seinen Armen mit dem Stolze einer Königinn. Die Tante streichelte ihm die Wangen: „Du bist und bleibst doch ein sonderbarer Hans Geck! Ich wollte gar nichts sagen, Ludwig! ja, du magst wohl Recht haben; aber ein Tischlermädchen?" — „Liebe Tante! muß ich nur gegen Vornehme gerecht seyn?" — „J, du treibst auch

gleich alles zu weit!“ — „Nein, Tante! aber — ich kann das wohl vor mir sagen — Gottlob! ich liebe den Menschen, weil er Mensch ist!“ — „So laß doch Sellhof für das Mädchen sorgen!“ Ludwig zog die Stirn kraus: „Sellhof? warum der? ich wohne da, nicht Sellhof!“ — „Aber der Vater muß doch zuerst“ — „Tante, kennen Sie denn den Verführer?“ — „Nun ists denn Sellhof nicht?“ — „Tante! wer hat das wieder gesagt?“ — „Nun einer von Euch beyden“ — „Gut, ich nehme das an, einer von uns beyden; so wird die Ungewißheit Sie gerecht gegen beyde erhalten!“ — „Du bist doch ein aberwitziger Narr, Ludwig!“ — „Und Tante ist so gütig im Handel, und so hart im Urtheilen!“ Die Tante lächelte, und gab ihm einen Klaps auf die rothen Wangen.

Die ganze Sache wurde nun auch zwischen der unglücklichen Familie, Sellhof und Ludwig verabredet. Marie sollte aus der Stadt aufs Land, so bald man einen schicklichen Ort wisse; da sollte sie Mutter werden, ohne Sellhofs Nahmen zu nennen. Sellhof lag während der ganzen Verhandlung zu Mariens Füßen, und versprach, nie, unter keinem Vorwande, Marien zu verlassen, und Ludwig sagte: „Ey so versicherst du doch Dinge, welche dir jeder, der dir Verstand zutraut, ohnehin glaubt! Marie ist dein Weib, Narr! und damit holla! Was braucht der Mann, dessen Weib von ihm schwanger ist,

noch zu versichern, sie soll sein Weib seyn? Was brauch' ich erst von meinem Beine zu sagen, es soll mein Bein seyn? Du bist ein Narr, Sellhof!"

In der Stadt aber hatte die arme Marie keinen so beredten und geliebten Apologeten, wie bey Tante Seeburginn und Rosen. Von Haus zu Haus lief das Gerücht, und immer mit dem Beysatze: daß Ludwig oder Sellhof Vater seyn müßten. Nichts ärgerte jetzt die Frau Bürgermeisterinn, als daß sie sich hatte von dem einfältigen Syndicus zur Abbitte bereden lassen. Mit einer doppelten Wuth fiel die Frau jetzt über die arme Marie und Ludwigen her, und sie forderte von ihrem Manne wieder einige entscheidende gerichtliche Schritte, denen er glücklich dadurch aus dem Wege kam, weil er desto nachdrücklicher zu verfahren versprach, wenn die Sache erst außer allem Zweifel sey. Desto mehr aber wetzte die Dame ihre Zunge an der Familie und an Ludwig. Madam Seeburg aber, der das Gericht nicht verschwiegen blieb, hatte an ihrer Seite nichts Angelegentlicheres zu thun, als Ludwigen gegen die Pfeile der Verläumdung zu schützen; denn man fing sogar auch an, Rosen mit in den Handel zu verwickeln. Rose hatte in Gesellschaft ein Paar Mahl den Herrn Sohn der Frau Bürgermeisterinn schnippisch behandelt, wie er zum ersten Mahle von der Akademie kam, und den witzigen Kopf gegen Rosen spielen wollte.

Madam Seeburg gab also ein Paar Mahl ihrer ganzen Familie ein Abendessen, ließ sich wohl sechs Mahl zum Kaffee ansagen, erzählte dann, was sie wußte, daß Sellhof die unglückliche Marie liebe, mit ihr versprochen sey, und sie, so bald er mündig sey, heirathen wollte. — „Wer? der junge Sellhof? das liederliche Tischlermädchen heirathen?“ Das gab ein neues Geschrey in der Stadt; bald hatte man sie schon heimlich copulirt, bald wollten sie in einigen Tagen sich copuliren lassen. Der Conrector, der bestellte Aufseher, der aber sich sehr wenig um Sellhofs Gänge bekümmerte, setzte sich sogleich nieder, und schrieb an Sellhofs Onkel, daß sein Mündel, der junge Sellhof, ihn, Trotz seiner Wachsamkeit, betrogen, und das liederliche Tischlermädchen noch immerfort heimlich besucht habe. Nun sey das Mädchen von ihm schwanger. Er läugne zwar alles ab; allein das allgemeine Gerücht gehe, daß er Willens sey, sich heimlich mit der liederlichen Dirne copuliren zu lassen. Er bäthe also um Verhaltungsbefehle.

Man denke den Schrecken, den Sellhofs Onkel hatte, da er den Brief in den Händen hielt. „O, der Bube! der ungerathene Bube!“ rief er, und rannte das Zimmer auf und nieder. Endlich wandte er sich sogleich mit einer Klage an den Magistrat der Stadt, nahmentlich an den Bürgermeister, auf den der Conrector sich

berufen hatte, und bath um Bestrafung der liederlichen Familie Sievers, und besonders der Tochter, die seinen Neffen verführt habe, und wahrscheinlich nur vorgeblich von ihm schwanger zu seyn behaupte, und auf die Copulation und Vollziehung der Ehe mit ihm dringe: dann bath er, seinem Neffen sogleich Hausarrest zu geben, bis er ihn selbst abhohlen würde.

Jetzt hatte nun die Bürgermeisterinn das Werkzeug ihrer Rache in Händen. „Nun," sagte sie, „nun seh' ein Mensch! wer hätte in diesem jungen Mädchen so viel Bosheit suchen sollen? Listig genug haben sie's angefangen!" Der andere Tag wurde zur Untersuchung dieser Sache bestimmt. Eine Gerichtsperson begab sich in Gesellschaft des Conrectors zu Sellhof, und kündigte ihm auf Befehl seines Oheims Hausarrest an, und vernahm ihn über seine vorhabende Copulation mit der Tischlerstochter. Sellhof erschrack, daß er bebte; indeß er antwortete, daß er nicht einmahl von des Mädchens Schwangerschaft, viel weniger von einer vorgehabten Copulation etwas wisse, und bath, ihn mit dem Hausarreste zu verschonen. Man zuckte die Achseln, und bath noch ein Mahl, lieber freywillig ein Geständniß seiner Unbesonnenheit abzulegen, als — Sellhof verlor zwar den Kopf; er klagte, er jammerte; allein er gestand nicht, und man verließ ihn.

Zu eben der Zeit erhob sich auch eine Ge-

richtsperson mit einer Hebamme zu Meister Sievers, um den andern Theil zu vernehmen. Wie diese beyden Menschen in das Zimmer traten, und die Gerichtsperson nur die ersten Worte gesagt hatte, da erhob die Mutter ein Zettergeschrey: der Vater konnte nicht mehr stehen; er setzte sich auf die Schneidebank, und Marie, die arme bedauernswürdige Marie, bleich wie ein Schatten, klammerte sich um ihrer Mutter Hals, als ob sie sie erwürgen wollte. Ludwig, der das Aufschreyen der Mutter hörte, warf sein Buch auf den Tisch, und sprang in die Arbeitsstube des Tischlers.

„Was gibts hier?" rief Ludwig, wie er die Stellung der drey Leidenden sah: „was gibts hier? — Was wollen Sie hier, mein Herr Senator?" — „Ich bin hier von Magistrats wegen, Herr Burchhard!" — Und was wollen Sie hier?" „Etwas, was Sie hoffentlich nichts angeht!" lächelte der Senator zufrieden mit seinem satyrischen Einfalle. — „Herr! das geht jeden Menschen an, der kein Scharfrichter ist: denn sehen Sie nur da die Gesichter voll Angst und Entsetzen." — „Ja, Herr Burchhard! wie die Thaten, so das Ende!" — „Herr Senator! fängt man hier mit der Execution an?" — „Nun, ich bin ja nicht der Scharfrichter, junger Herr! ich will hier bloß eine kleine Untersuchung mit dem Jüngferchen anstellen lassen, ob man sie noch ein Jüngferchen nennen kann." —

„Das sollen Sie wohl bleiben lassen, Herr!“ rief Ludwig etwas hörbar, „so lange ich noch ein Paar gesunde Hände habe. Was geht das den Magistrat an, ob da — Zum Teufel, Herr! was kümmert denn das den Magistrat?“ — „So ganz geradezu wohl nicht; allein auf Requisition eines Herrn Kameraden Sellhof, dessen Sohn Sie wahrscheinlich sehr genau kennen werden, soll der edle Magistrat das Vorgeben der Mamsell hier, als sey sie von dem jungen Herrn Sellhof schwanger, untersuchen, und dann“ — „Herr! das sagt ein Narr, daß das Mädchen von Sellhof schwanger ist!“ — „Junger Herr! interessiren Sie sich nicht zu sehr für die schöne Jungfer! Sie könnten vergessen, was Sie mir“ — „Kurz, Herr Senator! gehen Sie ruhig wieder nach Hause; hier wird nichts untersucht, dafür stehe ich Ihnen.“ — „Setzen Sie sich keinen Ungelegenheiten aus, Herr Burchhard! ich habe meine Begleitung unten. Es kann ohne Aufsehen geschehen; sonst muß ich die Jungfer wegführen lassen.“

Ein neues entsetzliches Geschrey von Mutter und Tochter: der Vater wollte etwas sagen; allein die Lippen bebten ihm zu heftig; es kam nichts, als ein weinender Ton, hervor. „Die Jungfer hat den jungen Sellhof verführt zu einem Eheversprechen, und zu einer geheimen ehelichen Verbindung. Ich muß so verfahren.“ „Hülfe!“ rief jetzt Marie, und streckte ihren Arm

gegen Ludwig aus. Ludwig legte die Hand vor die Stirn: „Herr! aber zuerst muß doch Sellhof oder das Mädchen eingestehen, daß sie von Sellhof schwanger ist, und ich weiß gewiß, daß das nicht geschehen ist, nicht geschehen konnte.“ „Der Oheim aber klagt doch,“ sagte der Senator: „so lange also nicht das Gegentheil erwiesen ist, muß ich so verfahren, lieber Herr Burchhard!“

Burchhards krause Stirn glättete sich. Er warf noch einen mitleidigen Blick auf Marien; dann legte er lächelnd seine Hand auf des Senators Schulter, und sagte ihm: „So gehen Sie nur nach Hause, Herr Senator, und sagen Sie, Sie wären da gewesen!“ — „O ja, das werd' ich,“ lächelte der Senator: „nur werde ich mir die Jungfer zur Gesellschaft ausbitten.“ — „Nicht also; die Jungfer bleibt hier, und Sie gehen allein; denn horchen Sie auf, Herr Senator! Die Jungfer Marie Sievers ist wirklich schwanger.“ — „So? aber doch“ — „Halt! halt! Herr Senator! ich bin noch nicht fertig! Die Jungfer da ist wirklich schwanger, und ich bin Vater zu dem Kinde, und nicht Herr Sellhof. Und nun, lieber Herr Senator, wenn Sie nun ein großer Feind von ganzen Knochen sind, so sagen Sie noch ein Wort von Untersuchung!“ Der Senator sah ihn mit einem unbeschreiblich dummen Gesichte an. „Herr Senator!“ fing Ludwig noch ein Mahl an: „das Mädchen ist

schwanger: ich bin Vater; mein Vater ist das wohl zufrieden; haben Sie hier noch etwas zu suchen?" — „Ja, ja, lieber Herr Burchhard! aber" —

„Herr, verlangen Sie noch etwas, so sehen Sie zu Ihren Kn ben! Dieß Mädchen," er zog Marien bey den Worten hervor, und faßte sie in seine Arme: „Dieß Mädchen ist schwanger, und ich bin der Vater ihres Kindes; und wer behauptet, daß Sellhof sich mit meiner Marie will copuliren lassen, dem sagen Sie, er sey verrückt!" — „Recht schön! recht schön! Herr Burchhard; somit sehe ich, ist unser Verfahren hier zu Ende; allein, da ich gerichtlich abgeordnet bin, so muß das wohl ad protocollum genommen werden." Ludwig lächelte. Er brachte Papier, Feder und Dinte. Der Herr Senator nahm seine Aussage zu Protokoll; Ludwig unterschrieb, Marie, der Vater, die Mutter, auf Ludwigs Wink, ebenfalls, und der Senator erstaunte unter Weges zum Burgermeister noch immer über die Kälte, mit der der junge Mensch sich zum Vater des Kindes anerkannt hatte.

Die Frau Bürgermeisterinn fand diese Entwickelung gar nicht so lustig, als die erste, die sie gehofft hatte; allein doch noch immer lustig genug. Der junge Sellhof verlor seine Wache; er flog zu Ludwigen; und, wie er nun hörte, welch ein Opfer Ludwig ihm gebracht hatte, so lag er in der Empfindung seines aus seinem gan-

zen Herzen hervor brechenden Danks beynahe sinnlos in seinen Armen. „Dumme Streiche!“ sagte Ludwig. „Du Unmensch hast das Leben des armen Mädchens auf ein elendes Spiel gesetzt! Hätte mich nicht das arme Mädchen und der alte Mann gejammert, dich hätte ich in der Patsche sitzen lassen.“

Aber Marie fühlte Ludwigs Edelmuth im Innersten ihrer Seele. Es schien, als ob die Dankbarkeit gegen Ludwig ihre Liebe verschlungen hätte. Sie stand da, und sie hatte nur Augen, nur Sinne für Ludwig; sie näherte sich, wie einem höhern Wesen mit einer Ehrfurcht in Mienen, Gang und Bewegung, als ob sie zu einem Altare träte. Der alte Vater betrachtete mit einem anbethenden Lächeln den jungen Menschen; er redete zu ihm immer mit gefalteten Händen, und konnte kein Auge von ihm abwenden. Der Ton von Ludwigs Stimme erregte sein ganzes Herz. Er legte seinen Hobel nieder, wenn er seine Stimme im Hause hörte, und mit einer andächtigen Innigkeit sagte: „Das ist seine Stimme, Marie!“ Sellhof sah den Triumph, und jetzt erst fühlte er, wie weit er Ludwigen nachstand, und wie schwer es ihm werden würde, dieser reinen Tugend Ludwig nur von Ferne nahe zu kommen.

Nachmittags war Madam Seeburg mit Rosen in Gesellschaft; die Frau Bürgermeisterinn trat mit ihrem Manne und dem Sohne hinein.

Ein freudiges Zucken stieg auf ihr Gesicht, wie sie die Madam Seeburg und Rosen sah; sie nahm sich nicht einmahl Zeit, ihre sonst wortreichen Complimente zu beendigen; sie erwartete keinen Anlaß, mit Manier auf die Begebenheit zu kommen, die sie vortragen wollte. „Wie geht's denn in Burchhards Hause zu, Madam Seeburg?“ fragte sie mit einer großen Freundlichkeit, und einem heulend klagenden Tone. „Die armen Ältern! lieber Gott!“ — „Ist bey Burchhard ein Unglück gewesen? fragte die Seeburg und Rose erschrack. — „Also Sie wissen es noch nicht? ist doch schon ganz bekannt, daß der junge Burchhard der Siebersinn Verführer ist!“ — „Um Vergebung!“ fing die Tante an: „es ist nicht Burchhard.“ — „Es ist gerichtlich erwiesen, liebe Madam, daß der junge Burchhard der Vater ist: da sitzt mein Mann. Wie wars doch mit dem Protocoll, mein Schatz? Es wäre zu wünschen, der ehrlichen Ältern wegen! wie wars doch mein Schatz?“ — — „Ja, ja, leider!“ sagte der Bürgermeister mit einem mitleidigen Gesichte: „es ist so! Man hatte jemand anders im Verdachte, und da sollte es freylich zur Untersuchung kommen; und da gestand der junge Mensch denn ganz freywillig, daß er der Vater sey.“ —

Rose war aufgestanden und ans Fenster getreten. Ihr schwindelte; das Zimmer ging mit ihr umher: sie wollte sich am Fensterkreuze halten; ihrer Hand entging die Kraft, und sie sank bleich

und ohne Gefühl in Willhelms Arme der sich eben näherte, um ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. „Mein Gott! der Mamsel Gellner wird nicht wohl!“ Ein allgemeiner Aufstand; man rieb sie, man hohlte allerley Medicin zusammen; noch keine fünf Minuten hatte sie Gebrauch ihrer Sinne gehabt, so hatte sie auch schon Tropfen, Pulver, Pillen von mancheley Art und Wirkung bey sich. Madam Seeburg erzählte, daß Rose gestern Morgen eben den Zufall schon gehabt hätte; so viel Personen so viel verschiedene Ursachen, und Mittel wurden angegeben. Madam Seeburg ließ ihren Wagen kommen; sie stieg mit Rosen ein; der Wagen rollte dahin. Rose sah starr vor sich hin, ein Bild des Jammers; man hob sie auf ihr Zimmer, man setzte sie in einen Stuhl. Da saß sie ohne Worte, ohne Farbe, ohne Empfindung auf ihrem Gesichte. Sie rieb sich bloß von Zeit zu Zeit die Stirne. Nachdem sie wohl eine Stunde gesessen hatte, so fragte sie ihre Tante leise und furchtsam: — „Es ist wohl nicht wahr, Tantchen?“ — „Es ist gewiß anders, als die hämische Frau sagte!“ antwortete die Tante, und Rose setzte sich ans Fenster, und sah den Weg hinab nach der Stadt, den Ludwig kommen mußte.

Ludwig wußte Rosen den Mittag und Abend in Gesellschaft, und er saß also ruhig zu Hause, und marterte sich mit der Übersetzung von ein Paar Seiten im Tacitus. Dann ging er wieder eine halbe Stunde, tröstete Marien, und erzähl-

te ihr von ihrer glücklichen Zukunft, und dann saß er wieder beym Tacitus. Ein kleiner Knabe brachte ihm ein Billet von Sellhof mit Bleystift geschrieben. „Mein edler, großmüthiger Ludwig! Mein Onkel ist hier. Ich vermuthete aus einzelnen Worten, die er in der Hitze ausstieß, daß er deiner großmüthigen List auf der Spur, und daß meine Marie noch nicht sicher ist. Morgen soll ich mit ihm abgehen. Mein Lebewohl sagt dir meine ganze dankbare Seele. Sey Mariens Freund und Schutz. Mein ganzes Wesen ist Dankbarkeit und Liebe, und mein Entschluß Tugend. Lebe wohl. S —"

Ludwig hatte das Billet gelesen. Ruhig ging er ein Paar Mahl das Zimmer auf und nieder. Er rief Marien. Sie kam. Er ging zu Mariens Vater. „Marie! Vater! geht mit mir nach Ellbergen!" Er nahm Mariens Hand, und sie folgte ihm auf der Gasse. In seinem Arme hängend, ging sie ängstlich neben ihm her, ihre schamvollen Blicke auf den Boden gehäftet. Freundlich redete er ihr zu, ohne Furcht zu seyn, und so kam er mit ihr in der Vorstadt und endlich vor der Seeburg Hause an. Rose sah ihn von weitem, und Marien in seinem Arme hängend. „O Gott!" seufzte sie leise, und trat einen Schritt vom Fenster zurück. Sie faltete die Hände. Sie sah ihm nach: sie sah, wie er Marien umfaßte, wie er sie die Stufen vor seines Vaters Hause langsam und vorsichtig hinauf führte, wie er die Thür

hinter sich verschloß, und ihr war es nun, als ob die Thür ihres Glücks auf ewig verschlossen wäre. „Ach Tante! es mag doch wohl wahr seyn!“ sagte sie, und küßte ihrer Tante die Hand, und benetzte sie mit ihren Thränen. „Warum soll es denn nun wieder wahr seyn, liebes Kind?“ — „Ach Gott, mein Herz trägt es mir zu: geben Sie Acht, es ist wahr!“

„Vater! hier bring ich dir die unglückliche Marie!“ fing Ludwig an, wie er mit Marien ins Zimmer getreten war. Marie weinte, und hielt ihr Schnupftuch vor den Augen. — „Wer ist denn das, Ludwig?“ fragte die Großmutter. „Willkommen Marie! willkommen hier!“ sagte Burchhard: „sey ruhig, Kind! Erhohle dich, meine Tochter! Bring sie auf das blaue Zimmer, Ludwig! wird sie heute Nacht hier bleiben?“ — „Ich denke, Vater, mehr als eine Nacht.“ — „Das ist gut; da hat deine Mutter eine Handreichung. Ludwig! ruhig, Kind! bring sie auf das blaue Zimmer; bring die Bücher, die da stehen, auf die Nebenstube. Marie, hörst du? Weise sie an, Ludwig, und setze mir die Bücher ja ordentlich auf den Tisch, meine liebe Marie! und dann komm du wieder, Ludwig!“

Ludwig brachte Marien auf das blaue Zimmer, und Marie fing an, die Bücher in das Nebenzimmer zu bringen. Die Beschäftigung zerstreute sie doch etwas. Ludwig ging wieder zu seinem Vater. „Nun, ist es etwa die Marie, von

der die Seeburg erzählte?" fragte die Großmutter. — „Ja, eben die, liebe Großmutter!" — „Ja mein Gott, sie soll ja aber in andern Umständen seyn!" — „Schwanger, meinst du, Großmutter? das ist sie!" — „Nun, aber was soll sie denn hier?" — „Wenn es mein Vater erlaubt, hier Mutter werden." — „Bist du toll, Ludwig?" — „Vater, ich wünschte, daß du mir die Bitte nicht abschlügest." — „Wenn dir ein Gefalle damit geschieht, Ludwig, ja! du wirst damit deine Ursachen sagen." — „O ja, sie ist nirgend, wohin ich sie bringen könnte, vor Verfolgung sicher." — „Sie bleibt hier, lieber Junge!" — „Herr Gott, Herr Sohn, aber eine Person in andern Umständen?" — „Meine Frau ist ja auch in andern Umständen hier geblieben." „Ja, aber das Mädchen hat doch keinen Mann!" — „Ey, den muß sie wohl haben, wie sollte sie sonst" — „Nun ja doch, ich meine, sie hat keinen angetrauten Mann." — „Sie hören ja, Mama, daß sie eben deßwegen hier bleibt, weil das ein Unglück mehr ist bey den Umständen." — „Ja, aber Herr Sohn! das macht doch unserm Hause keine Ehre, wenn" — „Wenn wir einen Unglücklichen aufnehmen?" — „Das meine ich nicht; aber die ganze Welt" — „Ey zum Henker, immer mit der ganzen Welt! glauben Sie mir, Mama, wenn die alle Hurenkinder wären, deren Mütter keine angetrauten Männer hätten, so wären die drey größten Welttheile gedrängt voll

Hurenkinder.“ — „Mit Ihnen, Herr Sohn ist doch wirklich kein Auskommen! Meinetwegen, so mag sie die beste Stube im Hause zu ihrem Wochenzimmer nehmen!“ — „Hören Sie, Mama, wenn die Taufe ist, da will ich einmahl meine ganze Familie bitten. Nun aber, Ludwig, erzähle denn doch einmahl!“ — „Jetzt, Vater, kann ich dir nur wenig Worte sagen; denn sieh, die Umstände sind so närrisch, daß ich mich erst besinnen muß, wie ich's dir sagen soll. Das Mädchen ist gut und unglücklich; mich hält man jetzt allgemein für des Mädchens Verführer, weil ich mich selbst, und gerichtlich, zum Vater des Kindes erkläret habe.“ — „Nur das einzige beantworte mir, Ludwig, bist du denn Vater?“ — „Ja sieh, das ist eben das Närrische an dem Handel, daß ich auch dir jetzt noch nicht darauf antworten kann. Jetzt muß ich nach Sievers, und den mit der Nachricht beruhigen, daß seine Tochter in Sicherheit ist.“ Er lief fort.

Der alte Burchhard sann ein Paar Minuten über diese Begebenheit nach. Er ging zu Marien. Er konnte von dem Mädchen nichts als Seufzer und Thränen hervorbringen, und auf die Frage: „Und mein Sohn ist Vater?“ kam immer ein halbes Ja zum Vorschein; denn Ludwig hatte dem Mädchen eingeknüpft, schlechterdings ihn als Vater gegen jedermann zu nennen.

Vielleicht weiß die Seeburg etwas, dachte Burchhard, und er schlich hinüber. Madam See-

burg saß bey Rosen, und tröstete. Ein heiteres Lächeln stieg auf Rosens Gesicht, wie Burchhard hinein trat. „Bist du krank, Rose?“ „Ich, lieber Vater, ich“ — sie stockte. „Ist Ludwig bey Ihnen?“ — „Schon wieder fort! Hören Sie, Frau Nachbarinn, was wissen Sie von Ludwig?“ „Nicht viel Gutes: die Bürgermeisterinn sagte mir heute von einer gerichtlichen Erklärung, daß Ludwig Vater sey. Ich zweifle zwar“ — — — „Nein, nein! Das ist so! Das hat seine Richtigkeit! er hat mirs selbst gesagt“ — „Das er Vater ist?“ fragte Rose eilig, und wurde blaß. — „Nein, mein Kind! er sagte mir nicht: ich bin Vater, sondern er sagte mir: ich habe mich gerichtlich als Vater des Kindes erklärt.“ — „Nun, das ist doch eben dasselbe,“ sagte die Tante auffahrend. — „Bey jedem Andern, liebe Nachbarinn, wäre es freylich dasselbe, aber bey Ludwig“ — „Es kann unmöglich seyn,“ sagte Rose, und trocknete ihre Augen. — „Die ganze Welt wird ihn denn doch aber für den Vater halten“ — „Das wird sie freylich, Frau Nachbarinn! besonders da er das Mädchen zu mir gebracht hat, um bey mir ihr Wochenbett zu halten.“ — „Wie? das Mädchen? zu Ihnen? die Marie? und das leiden Sie? das geben Sie zu? Von nun an, sagen Sie das Ludwigen! soll er mir keinen Fuß wieder über meine Schwelle setzen. Sagen Sie ihm das! keinen Fuß! Das ist eine schreyende Niederträchtigkeit!“ — „Wie denn so, Frau

Nachbarinn? daß er eine Unglückliche, eine Verfolgte in Sicherheit bringt?" — „Er erklärt ja gerade zu dadurch, daß er Vater zu dem Kinde seyn will!" — „Das hat er heute schon gerichtlich erklärt." — „Nun gut! was gehts mich an; lassen Sie ihn mit dem — trauen!" „Ich glaube, Frau Nachbarinn, daß wir ihn dazu nicht anhalten dürften, wenn er wirklich Vater wäre." — „Was, nicht Vater, und doch das Mädchen zu Ihnen bringen? Meinen Sie, daß ein Mensch die Fabel glaubt?" — „Ich zweifle selbst!" — Rose weinte bitterlich bey dieser Unterredung. — „Und meinen Sie, daß ich erlauben werde, daß Rose länger mit einem Menschen umgehe, der gerichtlich erklärt, daß er ein ausschweifender Mensch ist?" — „Es ist doch besser, als wenn ers medicinisch erklärte!" — „Kurz und gut: mit uns ist es aus, wenn das Mädchen eine Nacht unter Ihrem Dache schläft, und wenn er nicht die gerichtliche Erklärung zurück nimmt."—

In diesem Augenblicke trat Ludwig ins Zimmer. Rose sprang auf, und rief voll Entsetzen und voll Freude: „Ach Gott! da ist er, da ist er!" und stellte sich zu ihrer Tante. „Nun Gottlob!" sagte Ludwig mit einem fröhlichen Gesichte: „guten Abend, Tante! guten Abend, liebe Rose!" „Was ist das, Tante? warum nennen Sie mich nicht Ludwig mehr?" „Weil ich erst wissen muß, ob ich Sie je wieder so nennen darf. Haben Sie sich gerichtlich als den Verfüh-

rer des Tischlermädchens erklärt?" — „Nein, Tante, nur zu dem Vater des Kindes." — „Haben Sie das Mädchen zu Ihrem Vater gebracht?" — „Ja, Tante! ich wußte in der Geschwindigkeit, wie alles zusammen schlug, nirgend damit hin." „Nun, noch eine Frage: Sind Sie Vater zu dem Kinde?" — „Ludwig! Ludwig!" fing Rose mit einer süßen flehenden Stimme, mit einem nassen bittenden Auge an, stellte sich vor ihm hin, und faßte seine Hand: „Bist du der Vater zu dem Kinde?" — „O liebe, liebste Rose! kannst du mir die Frage im Ernste thun? Rose! womit habe ich das je um dich verdient?" Er sagte das so sanft, so ernst zu gleicher Zeit; er drückte Rosens Hand dabey so innig, sah mit seinen großen blauen Augen ihr so wehmüthig ins Auge, daß sie nicht widerstehen konnte; sie sank auf seine Schulter, und weinte, daß ihm die Thränen in den Busen strömten.

„Kurz, Ludwig! ehe du nicht das Mädchen aus deinem Hause weggeschafft hast," fing die Tante sehr bestimmt und fest an: „ehe du nicht die gerichtliche Erklärung zurück genommen hast, ehe wage es nicht zu sagen, du habest mich und Rosen je gekannt." — „Aber, Tante, wenn ich das nicht kann, ohne ein Schurke zu seyn? wollen sie lieber Rosen einen unbescholtenen Schurken, als einen verleumdeten guten Menschen geben?" „Ein Mensch, der sich selbst verleumdet, ist ein — Narr, oder Bösewicht: Ro=

se hat kein Herz für beyde. Du weißt meine Meinung!" „Rose denkt anders, Tante!" — „Ich glaube, du willst — o geh! geh! ich stehe dir dafür, daß Rose so denken soll, wie ich!"

Sie nahm Rosen bey diesen Worten bey der Hand, und ging mit ihr in ein andres Zimmer. Ludwig und sein Vater gingen schweigend nach Hause. Jetzt hielt die Tante eine heftige Rede an Rosen, so wohl gegen den alten Burchhard und seine Erziehung, als auch gegen den Sohn und sein Benehmen. „Weine nicht, Rose! und glaub mir, du wärst doch nicht mit dem Narren glücklich geworden, der immer die ganze Welt meistert, und glaubt, was er thut, ist wohl gethan. Was ist das für eine Lebensart? kurz und gut: sie sind beyde Narren! Und das mag er einem Narren weiß machen, daß er keinen Theil an dem Mädchen hätte! Schöne Worte! o ja! und wenns um und um kommt, so ist er doch Vater. Willst du meinetwegen, so wohne unter Huren; denn wer weiß, wo er noch ein Dutzend von der Straße aufrafft." —

So ging das ein Paar Stunden in einem fort, bis denn endlich die furchtsame Liebe Rosens sich auch Gehör verschaffte. Die Tante war denn doch zuletzt der Meinung, daß man nicht alle Hoffnung aufgeben müsse; „allein, vorerst müssen wir, der Welt wegen, allen Umgang mit Burchhard abbrechen; denn was würde die Welt sagen, wenn wir in dem Hause, das eine Hu-

renberberge ist, aus- und eingingen?" — Um dem Dinge ganz schicklich aus dem Wege zu kommen, beschloß die Tante endlich mit Rosens Bewilligung, eine Zeit lang zu verreisen, und dann, wenn das Gespräch sich verblutet hätte, zurück zu kommen. Die Tante legte sich nieder: Rose aber schrieb noch mit zitternder Hand an Ludwig ein Paar Abschiedszeilen, worin sie ihn bath, Marien wenigstens aus dem Hause zu schaffen, und ihr treu zu seyn, der Zorn der Tante würde sich wohl legen. Sie versiegelte das Billet, und gab es den andern Morgen, vor ihrer Abreise, dem Gärtner zu besorgen. Eben sah sie Ludwigen mit Marien im Garten erscheinen: sie erschrack, Thränen stiegen ihr ins Auge. Er ging so vertraulich neben dem Mädchen her, trocknete ihr das Auge mit seinem Tuche. Beynahe hätte sie die Hand wieder zurück gezogen, die dem Gärtner eben das Billet reichte. „Sag' er Herrn Burchharden nur, ich wäre recht vergnügt gewesen; ich hätte recht gelacht, wie ich weggereist wäre." — „Daß Gott erbarm, Mamsell!" und die hellen Thränen liefen über ihre Backen. „So gehts, wenn man sich gut ist: wenn der Herr Ludwig mit mir von Ihnen sprach, wie Sie noch in Braunschweig waren, so standen ihm auch immer die Thränen im Auge. Ja, Mamsel, glauben Sie mir, er hat mir manchmahl den ganzen Vormittag von Ihnen erzählt, und immer wieder was Neues. Ich weiß nicht, wie man so

viel von einem Menschen erzählen kann!" — „Nu, sag' er nur nicht, Gärtner, daß ich gelacht habe; sag er, was er will! Adieu!" — Sie ging mit schwerem Herzen, und sah sich noch hundertmahl nach Marien um; und wie sie in den Wagen steigen sollte, so lief sie noch ein Mahl hinauf auf den Saal, und suchte Ludwigen, bis die Tante rief: „Nun, Rose, was machst du denn?" Der Wagen fuhr ab.

Ludwig erhielt Rosens Billet: er flog in der Tante Haus: aber sie waren schon zwey ganze Stunden fort. Ludwig war verdrießlich, und ging den ganzen Morgen allein umher; er übersann, ob er Marien nicht wegschaffen könnte. Er ging zu Marien, in der Absicht, es ihr zu sagen. Ganz von weitem stieß er diese Idee an. „Herr Burchhard!" sagte Marie, und sah ihn mit einem durchdringenden Blicke an: „bringen Sie mich hin, wohin Sie wollen. Ich fühle es ohnehin sehr tief, wie menschlich Ihre Familie ist, daß Sie mir nur eine Nacht ihr Haus geöffnet hat. Verbergen Sie mich und meine Schande jedem menschlichen Auge! ich sehe es wohl, ich muß des Trostes entbehren, unter Menschen zu seyn, die ich verehren kann." Sie schluchzte bey diesen Worten so heftig, als ob der Schmerz ihr das Herz brechen wollte.

„Nein! Marie," rief jetzt Ludwig: „du bleibst hier, und es werde daraus, was da will. Ich bin ein Thor. Die Liebe hat dich unglücklich

gemacht, und Liebe und Menschlichkeit sollen dir wenigstens die Last des Leidens mindern. Nein, du bleibest hier, liebes Kind! Es wäre grausam, dich unter fremde, kalte, hämische Menschen zu verstoßen, denen man jeden Dienst erst abkaufen müßte, und just jetzt, da du der Liebe, des Mitleidens, des Trostes, der Freundschaft so sehr bedarfst. Nein, du bleibst!" Er ging zu seinem Vater, und sagte ihm seinen Entschluß und seine Ursachen dazu, und sein Vater schloß ihn an sein Herz: „Mein Sohn, mein edler Sohn! mein guter Ludwig!" Der Vater konnte die Thränen nicht zurück halten; er verließ Ludwigen, um sie zu verbergen.

Burchard erzählte seiner Frau und Schwiegermutter Ludwigs edles Benehmen: er zeigte ihnen, wie unglaublich gut sein Herz seyn müsse, auf Rosens Bitten nicht, und nur auf das Gesetz der Menschlichkeit zu achten, lieber von Rosen entfernt zu leben, als eine Handlung zu begehen, die Marien eine kummervolle Stunde machen könnte. Der alte Mann sprach mit thränenden Augen davon, und beyde Weiber beeiferten sich jetzt, Marien aufzuheitern, obgleich die Schwiegermutter zuweilen über sich selbst lachen mußte, daß sie es könne. „Denn, Herr Sohn! Marie ist doch immer eine Person, die — von der — Es ist curios, daß ich das Mädchen in ihren Umständen hier so in der Stube um mich leiden kann!" — „Das macht, Mama,

Ihr Herz ist besser, als Ihr Kopf, und das wird Ihnen Gott ein Mahl belohnen!"

„Vater!" sagte Ludwig: „mit Marien ists nun gut; ich wollte, es wäre mit Rosen auch so! Wie vergnügt könnten wir leben, wenn die Tante — doch, ich will die Tante so lange bitten: sie hat gewiß kein böses Herz; sie muß es einsehen, das ich recht handle: und Rose? o Vater, die vergießt gewiß Freudenthränen darüber, daß Marie gerettet ist. Ich muß sie nur sprechen." — „So reise mit Gott!" sagte Burchhard: „und jage nicht so, Ludwig!" warnte die Großmutter; „und bring Rosen und die Tante wieder mit!" sagte die Mutter. Er stieg zu Pferde, und ritt im scharfen Trott auf Braunschweig zu. Er trat in einem Gasthofe ab, und eilte sogleich nach Rehbergs Hause. Die Tante war so wenig als Rose in Braunschweig; doch erwartete man sie in einigen Tagen. Ludwig ging betrübt in den Gasthof zurück, und quälte sich den Abend, und die Nacht mit Vermuthungen, wo die Tante mit Rosen seyn könnte.

Der Gastwirth fragte Ludwigen, was er in Braunschweig wolle. „Mich besehen;" und der Gastwirth nannte ihm alles Sehenswerthe in und um Braunschweig. Ludwig hatte nichts zu thun, und er ließ einen Lohnlakeyen kommen, der ihn umher führen sollte. Es erschien ein solches Geschöpf, das, wie fast alle diese Leute, nebenher noch zehn andere Gewerbe trieb, die bey diesem

eben nicht unter die ehrenvollen gehörten. Der Bediente erstaunte über die Kleidung des jungen Menschen, die zu den damahligen Zeiten noch unerhört war. Seine erste Frage war also, ob er etwa ein Komödiant, oder ein Kunstreiter sey. Ludwig schüttelte mit dem Kopfe, und sah wieder zum Fenster hinaus. Das war dem Manne nicht genug, und er fiel mit einer unbegrenzten Geschwätzigkeit über den jungen Menschen her, bis er denn seine äußern Umstände so ziemlich kannte. Er führte ihn auf das Naturaliencabinet, von da in das Opernhaus, von da in den herzoglichen Garten, und unter Weges noch machte der Bediente sehr oft die Bemerkung, daß er mit einem sehr gutwilligen und unerfahrnen Menschen zu thun habe. Er erzählte ihm wie von ungefähr, daß er mit einer großen Familie in den allerdürftigsten Umständen lebe, und Ludwig erkundigte sich jetzt mit einem großen Mitleiden nach allen kleinen Umständen seiner Familie.

In dem Augenblicke ging ein sehr hübsches Mädchen vorüber, die Ludwigen, der an nichts dachte, als Rosen, eine entfernte Ähnlichkeit mit ihr zu haben schien. „Das war ein sehr hübsches Mädchen!" sagte Ludwig mit brennenden Augen, und sah ihr lange nach. — „Sie mögen also die hübschen Mädchen leiden, Herr Burchhard?" — „O sehr," antwortete er, und sah noch immer hin.

„Jung, unerfahren, und ein Mädchen-

freund!" dachte der Lackey; „nun, da ist mit der Hülfe Gottes was zu machen!" Sie gingen nach Hause, und Ludwig bezahlte den Bedienten, der nicht fordern wollte, weit über seine Erwartung, und was noch mehr war, er sah eine volle Goldbörse in der Hand des Jünglings. — Der Bediente war jetzt aus bloßer Dankbarkeit nicht von des jungen Menschen Seite zu bringen. Er küßte ihm, wenn er konnte, die Hände, bis Ludwig ihm sagte: „Laß' er das!" Gegen Abend kam ein sehr hübsches Mädchen zu Ludwigen auf das Zimmer, und both einige kleine Waaren feil. Der Bediente verließ lächelnd das Zimmer; aber wie erstaunte er auf dem Saal, da die Zimmerthür aufflog, das Mädchen aus der Thür, und Ludwig mit der Reitpeitsche hinter ihr her stürzte, und sie so bis an die Treppe begleitete.

„Was war denn das, lieber Herr Burchhard?" fragte der Bediente mit offnem Munde. „Eine Hure, die unverschämt wurde," antwortete Burchhard sehr kalt, und hing seine Peitsche an den Nagel. Jetzt fing der Bediente an, über das Verderben der Menschen zu klagen, und über die unaufmerksame Polizey. Er erzählte dem jungen Menschen Geschichten, vor denen Burchharden graute. Der junge Mensch brach in so heftige Apostrophen gegen die Zügellosigkeit der Sitten aus, focht so unmäßig mit Händen und Füßen dabey, daß der Livrey-Spitzbube

wohl sah, er habe seinen Mann verfehlt. Er ging mit einer Klage über die bösen Zeiten.

Nach ein Paar Tagen beredete er den jungen Menschen, in die Oper zu gehen, und er begleitete ihn zurück nach Hause. Wie sie durch eine enge finstere Gasse gingen, hörten sie vernähmlich jemanden schluchzen. „Ich unglückliches Mädchen!“ sagte leise eine Stimme. Ludwig blieb stehen; der Lohnlackey ging immer mit der Laterne fort. „So wart' er doch!“ rief Ludwig: „was ist ihr denn, Jungfer?“ — Ach Gott! ach Gott! Sie können mir doch nicht helfen!“ Jetzt näherte sich der Bediente mit der Laterne, und Ludwig sah ein sehr hübsches junges Mädchen, das in Thränen zerfloß, die Hände rang, und im Jammer vergehen wollte. — „Mein Gott, liebes Kind! wer ist sie? was fehlt ihr? ich verspreche ich will ihr helfen.“

„Ach, liebster, schönster Herr, ich bin das unglücklichste Mädchen von der Welt. Ich bin unschuldig, und liebe die Tugend; aber ich habe Rabenältern.“ — „Nun, mein Gott, was wollen die denn?“ — „Ach ich kann es beynahe nicht sagen: sie wollen mich verkaufen!“ — „Verkaufen? hat sie den Verstand verloren? verkauft man Menschen?“ — „Ach, mein schönster Herr, an einen vornehmen Herrn, als Maitresse, wollen sie mich verkaufen, und ehe ich das thue, lieber will ich mich ins Wasser stürzen.“ — „Wie?“ rief Ludwig, „wie? ihre eignen Ältern?

Komm, Mädchen, komm! du stehst von diesem Augenblicke an unter meinem Schutze! komm!" —

Das Mädchen faßte den gutherzigen jungen Menschen unter, und sie gingen mit einander durch die enge Gasse; Ludwig in dem heftigsten Zorn auf Ältern und Polizey. Am Ende der Gasse fragte er den Bedienten: „Wo wohnt der Polizeydirector? da führ' er uns hin!" — Kaum waren diese Worte, aus seinem Munde, so ließ das Mädchen seinen Arm fahren, und der Bediente stand mit der Laterne still. — „Nein, nein! da geh' ich nicht hin!" rief das Mädchen: der Bediente näherte sich: „Bedenken Sie doch," flisterte er Ludwigen ins Ohr: „welch' eine Polizey! Das hilft so viel wie nichts!" — „Wie? wenn der Polizeydirector dem Mädchen die Hülfe abschlägt, so geh' ich morgen zum Minister!" — „Und wer weiß," sagte der Bediente laut, „ob das Mädchen gerade seine Ältern unglücklich nachen will!"

„Ach, nein! meine armen Ältern!" wehklagte das Mädchen: „nein, die kann ich nun nicht unglücklich nachen! Nein! nein! lieber will ich sterben, als so" — Ludwig gerieth in Verwirrung; das Mädchen fing ihm an zu mißfallen, ohne daß er selbst wußte, warum. — „Ja, so kann ich nichts thun!" sagte er mit gerunzelter Stirn. Er stand unentschlossen da. — „Hat sie denn nicht etwa hier nahe um Braunschweig einen Verwandten," fragte der Bediente das Mädchen,

chen, „zu dem man sie bringen könnte?“ Das Mädchen gerieth in Verwirrung: „Ach ja, den hätt' ich wohl.“ — „Nun hör' sie,“ fing er an; besinne sie sich; dieser Herr wird ihr helfen, wenns möglich ist. Morgen Abend, da können wir ja wieder hierdurch gehen, lieber Herr!“ — „so geh sie heute nach Hause, und halte sie sich nur noch ein Paar Tage. Morgen Abend wollen wir wieder vorfragen.“ Das Mädchen versprach es, und bath von ganzem Herzen, daß man sie doch nicht verlassen möchte. Ludwig gelobte es ihr; und man trennte sich.

„Das Ding kam mir nicht so recht glaublich vor,“ sagte der Bediente zu Burchharden: „ich weiß nicht, sie wollte nicht mit zur Obrigkeit. Ich machte nur, daß wir sie los wurden. Zwar sie kann im Unglücke stecken, das ist wahr, und solche Ältern gibts genug; allein es war mir doch ein wenig verdächtig.“ Burchhard fühlte zwar beynahe dasselbe, aber er konnte es nicht glauben. „Denn,“ sagte er: „wie wollte das Mädchen gerade da in der Gasse weinen, wo wir herkommen, und was würde es ihr helfen, wenns nicht wahr wäre?“ — „Da haben Sie recht, Herr Burchhard! indeß vorsichtig muß man doch seyn bey so etwas. Sie sind ein Fremder.“ — Mit solchen Gesprächen brachte er Ludwigen in den Gasthof. Am andern Morgen fing Ludwig sogleich wieder an, von dem Mädchen zu reden; er hatte ihr Bild die ganze Nacht nicht los wer-

den können. „Ja, ja," meinte der Bediente: „recht gut, wenn Sie so mitleidig sind; aber seyd klug, wie die Schlangen! sagt die Schrift. „Was wollte das Mädchen denn? mit einem jungen Herrn gehen, in der Nacht? das war doch nicht so ganz richtig! J ja, wenn Sie hingehen wollen, heute Abend!" — „Nun ja!" — „Vor ein vierzehn Tagen haben sie auch so ein armes Ding aus den Mühlrädern gehohlt, die sich auch darum ins Wasser gestürzt hatte, weil sie keine Hülfe hatte. Aber vorsichtig, junger Herr! sagt sie von Verwandten in der Stadt, wohin Sie sie bringen sollen, gleich abmarschirt, denn dahin kann sie sich allein finden: will sie mit Ihnen ins Wirthshaus, oder zu Ihnen ziehen; dann sind's auch faule Fische. Das thut kein ehrlich Mädchen." — „Ja, wie aber soll ich sie denn retten?" — „J ein Mensch ist nicht auf die Welt geschneyt: hat sie keine Verwandte hier so muß sie doch irgendwo Verwandte haben. Dahin gebracht! Dann weiß man, daß man was Gutes gestiftet hat."

Er unterhielt heute den jungen Menschen mit lauter Geschichten von unglücklichen Mädchen und so war gegen Abend das Herz des jungen Menschen sehr zum Mitleiden geneigt. Das Mädchen war richtig auf ihrem Posten. Sie hatte die Sache überlegt, und verlangte zu ihrer Mutter Schwester nach Peine, und bath den jungen mitleidigen Mann, sie dahin zu schaffen. Burch-

hard versprach ihr das sehr gern: man machte nun aus, daß Burchhard morgen Abend, mit einer Chaise vor dem Thore halten, und das Mädchen mit ihren Sachen sich wegschleichen, und an den verabredeten Ort kommen sollte.

Der Bediente war denn ganz zufrieden: jetzt, meinte er, wüßte man doch, woran man wäre: die Chaise war bestellt; Ludwig ging schon um sieben Uhr mit dem Bedienten vors Thor. Man hoffte und hoffte: das Mädchen kam nicht. Endlich nach neun Uhr kam sie an, ganz außer Athem, ängstlich und wild. Ludwig hob sie in den Wagen, nahm sie in seine Arme, tröstete sie, sprach ihr Muth ein; der Bediente setzte sich auf den Bock, und der Wagen fuhr ab. Noch keine Stunde hatten sie in dem schlimmen Wege gefahren, so rief das Mädchen: „Ach wie wird mir! Mir wird übel, sehr übel!" Man hielt. Das Mädchen klagte, daß ihr immer schlimmer würde. Ludwig wurde ängstlich; der Zustand des Mädchens war erschrecklich; sie sank in Ludwigs Arm; sie sprach von ihrem Tode. Der Bediente sagte, daß ganz in der Nähe ein Wirthshaus sey, wohin man noch fahren, und wo sich das Mädchen erhohlen könnte. Sie fuhren sehr langsam dahin, und Ludwig hielt das Mädchen mit beyden Armen an seine Brust gedrückt, und wenn der Bediente den Kopf vom Bock in den

Wagen steckte, sich freuete, daß sie so vertraulich da lagen, und auf eine noch süßere Nacht rechnete, so irrte er sich; denn Ludwigs Arme hielten das Mädchen, und seine Seele dachte an Rosen.

Rose war mit ihrer Tante nicht nach Braunschweig, sondern nach Hannover gefahren. Die Tante war im ganzen Ernst auf Ludwig böse, und wenn sie Rosen auf der Stelle hätte an jemanden verheirathen können, sie würde, glaub' ich, auf der Hochzeit getanzt haben; allein schon nach ein Paar Tagen gewann Ludwig zusehends mehr Raum in der Tante Herzen. Sie hörte Rosens Entschuldigung schon wieder lächelnd an, und antwortete wieder: „Über die verliebte Närrinn!" Sie fing schon an, einzelne gute Eigenschaften an Ludwigen zn loben: manchmahl vergaß sie sich schon so sehr, daß sie von den Zeiten sprach, wo Rose Madam Burchhard seyn würde; Rose erzählte ihr, daß sie an Ludwig geschrieben habe, und konnte es endlich den vierten Tag schon wagen, Tanten an die Abreise nach Braunschweig zu erinnern, die sie noch mit Rosen machen wollte, ehe sie nach Ellbergen zurück kehren wollten.

Eben den Tag, da Ludwig sein Abenteuer mit der tugendhaften Dirne hatte, waren auch Madam Seeburg und Rose von Hannover nach Braunschweig abgefahren. Der schlimme Weg hatte ihre Reise verzögert. Der Kutscher war

nicht im Stande, Braunschweig bey Tage zu erreichen, und Madam Seeburg, die den Fehler hatte, sich bey Nacht vor der Nacht zu fürchten, blieb in eben dem Wirthshause, worein Ludwig die kranke Jungfer bringen wollte.

Die Tante hatte sich schon um halb zehn niedergelegt, und schlief sehr süß, wie Ludwigs Chaise vor dem Wirthshause hielt. Rose lag auch schon auf dem Bette; allein sie wachte noch, sie dachte an Ludwigen. Ein Wagen fährt vor. „Licht!" ruft eine Stimme! „Licht!" ruft eine andere Stimme, die Rosens ganzes Herz in Aufruhr bringt. „Bringt Licht her!" ruft Ludwig zum zweyten Mahle, und Rose eilt in den Strümpfen, zitternd, und ohne Athem ans Fenster. Eben bringt man Licht aus dem Hause. Rose öffnet das Fenster. Ludwig steigt aus; dann hebt er aus dem Wagen ein Mädchen, das beyde Arme um seinen Hals schlingt, sagt ihr: „Sey ruhig, liebstes Mädchen!" und trägt sie ins Haus. Marie war es nicht, das sah Rose. Sie drehete sich, um die Tante zu wecken; doch erst wollte sie ihn allein sprechen. Sie schlägt erröthend ihr Halstuch um die weißen Schultern, und steht da zitternd und unentschlossen. „Hat er ein Zimmer mit einem Bett, Herr Wirth?" fragte Ludwig. „Zu dienen!" — Sie kommen die Treppe heran. Rose öffnete leise die Thür; und Ludwig kommt daher, ein Licht in der einen Hand, und das Mädchen im Arm.

Die Kleidung des Mädchens war frey, ja frech: das bemerkte Rose, und ihr Gesicht, wie es ihr schien, nicht viel besser.

Rose horchte zur Thür hinaus, und es wurde nach und nach alles stille. Sie wurde jetzt noch unentschlossener. „Wer ist das Mädchen?“ sie sann sich Kopfweh darüber, ohne etwas heraus zu sinnen. Sie stand mitten im Zimmer, dann an der Thür, dann öffnete sie leise die Thür, und horchte wieder auf dem Saal, der zwischen beyden Zimmern war. Eifersüchtige Vorstellungen fingen sie an zu peinigen: sie setzte sich auf ihr Bett und fing an zu weinen. „Nein!“ flüsterte sie dann; „er ist mir treu!“ — Sie ging wieder an die Thüre. So trieb sie es bis um Mitternacht.

Auf ein Mahl pochte man an der Hausthür. Man öffnete, und sie hörte es unten sehr laut werden. Sie freute sich sehr über den Lärm. Vielleicht kommt er nun! Man kam mit großem Lärm die Treppe herauf; man stürzte in Ludwigs Zimmer; sie hörte das Geschrey des Mädchens, Ludwigs Stimme, andere Stimmen, die: „Bösewicht! Verführer!“ schrien. Ihr Herz schlug ungestüm. Sie rang die kleinen, schönen Hände. Der Lärm wurde immer heftiger. Eben war sie im Begriff, ihre Tante zu wecken, die fester schlief, als ein Siebenschläfer. Der Lärm nahm ab; es wurde ein zwar lautes Gespräch, aber doch nur ein Gespräch. Endlich

flog die Thür auf. Ludwig kam heraus, und eine rauhe Stimme rief hinter ihm her; „Danken Sie Gott, Sie Mädchenverführer, daß Sie dieses Mahl noch so davon kommen! Ihre Jugend dauert mich.“ — „Mensch!“ rief Ludwig wüthend: „bring mich nicht auf, oder“ — Er knirschte mit den Zähnen, und ging die Treppe hinab; er rief mit donnernder Stimme nach dem Kutscher. Man hatte in ein Paar Augenblicken angespannt, er setzte sich ein, und der Wagen rollte dahin.

Rosen war, als hätte ein Blitz neben ihr eingeschlagen: sie stand am Fenster; Thränen strömten aus ihren Augen, und ihr Mund verrieth die allerhöchste Bitterkeit. „O der abscheuliche Mensch!“ sagte sie leise, und schlug die Hände zusammen: „O der Bösewicht!“ —

Mechanisch ging sie an den Koffer, hohlte ein Papier hervor, wickelte es auf, und nahm ein Paar Handschuhe hervor, das einzige Geschenk, daß sie von Ludwigen erhalten hatte. Sie trug sie nie; sie betrachtete sie nur von Zeit zu Zeit. „O der Bösewicht!“ sagte sie, und die Handschuhe wurden zerrissen, und flogen stückweise zum Fenster hinaus. Ihr Herz war gebrochen: eine ungewohnte Bitterkeit lag in ihrer Seele, und eine heftig-quälende Unruhe. Sie legte sich aufs Bett; sie stand wieder auf, sie ging händeringend das Zimmer auf und nieder; dann stand sie still, schlug ihre Augen an

die Decke, hob die Hände empor, und seufzte auf. Thränen drängen hervor. „Der Elende!" sagte sie endlich kalt und bitter: „der elende Häuchler! er soll mich nicht wieder sehn; keinen Vorwurf seiner Niederträchtigkeit soll er von mir hören; der verachtungswerthe Bösewicht!" und ihre Thränen rannen aufs neue, und sie seufzte: „Ach Ludwig! Ludwig! wie war es möglich?"

Eine neue Möglichkeit, daß er unschuldig seyn könnte, stieg in ihrer Seele auf. Sie horchte hinaus, und eben kam die Wirthinn wieder aus dem Zimmer Ludwigs. Rose sprang hinaus. „Was ist die Uhr, Frau Wirthinn?" fragte sie mit nassen Augen. „Erst drey, Mamsell! ach, Sie hat der Lärm gewiß aufgeweckt?" — „Ja! was war denn die Ursache?" — Frau zeigte auf das Zimmer. „Ja, Mamselchen, da kommen Sie mit herunter: da will ich's Ihnen erzählen." Rose ging mit hinab. „Sehen Sie, Mamsell, um zehn Uhr ohngefähr kam ein junger Herr; mir ahndete gleich nichts Gutes; er war so wie ein Luftspringer angezogen, in einem Wagen, mit einem Mädchen, und das Mädchen war krank, oder sie stellte sich nur. Unser eins fragt denn nach nichts. Ich gab ihm da oben die Stube, und was sie da machen, geht mich nichts an. Nun sehen Sie, der junge Herr Burchhard" — „Ach Gott! ja!" seufzte Rose! — „Ja! ja!" fuhr die Wirthinn weiter fort, „der junge Herr hat das Mädchen in Braunschweig

gesehen, und weil sie ganz hübsch ist, so verliebt er sich in sie, und verführt sie, und da laufen sie beyde heute Abend den Ältern davon. Die Ältern vermissen denn das Mädchen, kommen ihr nach, und finden denn hier das Mädchen bey dem jungen Herrn im Bette in gutem Frieden." — Rose legte die Hand vor die Stirn, um der Wirthinn ihre Thränen zu verbergen. „Haben Sie Kopfweh. Mamsellchen?" „Ja, die Morgenluft!" „Nun wurde ein Lärm, sehn Sie, Mamsell, daß ich dachte, sie mordeten sich. Ich sprang hinauf. Da lag Mamsell auf den Knien, und weinte und flehte, und schwor, er hätte sie verführt zum Weglaufen; der junge Mensch nähmlich, und der Vater hatte eine Pistole, und wollte Alle todt schießen." „Aber was — machte — der junge Mensch?" seufzte Rose. — „Ja lieber Gott, wie denn junge Leute sind! Sie hatten ihn angefaßt an beyden Armen; aber sie konnten ihn kaum halten. Er schalt und schimpfte. Endlich — die Leute mochten ganz gute Menschen seyn; ich dachte, sie hätten ihn umbringen wollen, und bath so viel für ihn — endlich ließen sie ihn gehen, und da machte er denn auch, daß er weg kam."

„Im Bette bey dem Mädchen?" fragte Rose zitternd. — „Ja doch, im Bette. Ja, lieber Gott, solch junges Volk bedenkt denn nichts." Jetzt trat der eine von den Kerln in's Zimmer. „Na, Frau Wirthinn, nun wollen

wir fort, nehm sie's nicht übel, daß wir ihr die Unruhe gemacht haben." — „Ja, ja! das Mamsellchen ist auch darüber wach geworden. Ich hab's ihr eben erzählt." — „Ja, Mamsell," fing der Kerl an: „ungerathene Kinder sind ein großes Unglück! da erlebt nun mein Bruder Schimpf und Schande, und wär' ich nicht noch dabey gewesen, so hätt's Mord und Todtschlag gegeben. Ich dachte denn, wir sind ja alle jung gewesen, und hielt meinem Bruder denn den Arm zurück. Ja, lieber Gott! verdenken konnt ich's ihm nicht. Wenn man seine Tochter bey einem Kerl im Bette trifft, das setzt denn heiß Blut! Was sind wir schuldig? Das Mädchen war sonst ordentlich, bis denn der Wind da den Menschen von Ellbergen herweht. Nun er soll an die Lehre gedenken, die ich ihm gegeben habe!"

Jetzt erst sah die Wirthinn, daß Rose bleich wie ein Todter im Armstuhle lag. Das gab denn einen neuen Lärm, bis Mamsell wieder zu sich selbst kam. „Der Schrecken," sagte Rose; „und die Morgenluft!" — „Ja, ja, Mamsell; darum legen Sie sich noch ein wenig ins Bett." Das versprach Rose. Sie ging hinauf, legte sich nieder, und zwey Schnupftücher waren von ihren Thränen naß, wie die Tante erwachte.

Rose verbarg ihren Kummer und ihren Verdruß unter der Erzählung von einer heftigen Ko-

lik, welche sie diese Nacht gehabt hätte. Die Tante fand das sehr wahr; „denn, du siehst aus, Rose, als hättest du acht Tage im Grabe gelegen.“ Rose verboth der Wirthinn, ihrer Tante nichts von dem Vorfalle zu sagen; ja sie selbst zwang sich, in Gegenwart der Tante heiter zu scheinen, und ging, wenn die Thränen durchbrechen wollten, in das Zimmer, das Ludwig die Nacht bewohnt hatte; da, von den Zeugen seiner Untreue umgeben, ließ sie ihr n Thränen freyen Lauf, und vergoß hier noch neue.

Die arme Rose! was sie gesehen hatte, war richtig; nur war das, was sie erzählen hörte, ein ganz klein wenig verstellt. Man sieht ohne Erinnern wohl, daß der ganze Handel mit dem Mädchen, das Ludwig entführte, ein angestellter Handel war, dessen unsichtbare Fäden der Lohnlackey führte. Das Mädchen stellte sich krank, um in dem einzelnen Gasthof, der an der Landstrasse lag, umkehren zu können. Ludwig führte das Mädchen auf ein Zimmer, und sie legte sich aufs Bette, um sich zu erhohlen. Der Lohnlackey blieb unten, um durch das Alleinseyn mit dem hübschen halb entkleideten Mädchen die Gefahr des Helden zu vermehren. Allein Ludwig ließ die Schöne auf dem Bette ächzen, und saß am Fenster, und betrachtete den Himmel, und sah Rosen auf den Wolken fahren, die der Wind über die Sterne jagte.

Um zwölf Uhr kamen dann die Schauspieler des letzten Acts, ein wüthender Vater, ein fluchender Onkel und ein brüllender Vetter des Mädchens. Der Lohnlackey zeigte ihnen das Zimmer Ludwigs. Das Mädchen schrie auf, wie sie die Stimmen hörte. Ludwig, der einen heftigen Anfall der Krankheit vermuthete, eilte ans Bett, beyde Arme des Mädchens umfaßten ihn; er sank auf das Bette hin; und in diesem Augenblick flog die Thür auf, und die Schauspieler stürzten herein. „Da ist der Verführer meiner Tochter!" brüllte ein baumstarker Kerl. Ludwig wollte aufspringen, und fühlte sich von den Armen des Mädchens fest umschlungen. Ein andrer Kerl fiel dem Vater in den Arm, damit er Ludwigen nicht erschösse, und Ludwig machte sich jetzt los. Der dritte Kerl machte sich fluchend an Ludwigen, ergriff ihn beym Arm, empfing aber eine so kräftige Maulschelle von dem Helden, daß er taumelte. Jetzt ließ der Oheim den wüthenden Vater fahren, um dem Vetter zu Hülfe zu eilen. Beyde ergriffen Ludwig beym Arm, und hatten alles Mögliche zu thun, den jungen Menschen zu halten. Der wüthende Vater blieb seiner Wuth überlassen: er focht mit seiner Pistole wie rasend im Zimmer umher. Jetzt kam die Wirthinn. Nun schrie die Tochter aus Leibeskräften, der Burchhard hätte sie verführt, und der Vater stellte jetzt ein ordentliches Examen mit der Tochter an; und wie sie gestand, daß Burchhard diese Nacht bey

ihr geschlafen hätte, so hob er aufs neue an, den wüthenden Vater zu spielen. Tochter und Wirthinn fielen ihm in den Arm, und retteten dem jungen Menschen das Leben. Der Vater verlangte jetzt von Ludwig ein schriftliches Eheversprechen für seine entehrte Tochter. Ludwig überhäufte aber den Kerl mit Vorwürfen und Verwünschungen. Der Lohnlackey trat jetzt herein, erstaunte, seinen jungen Herrn in dieser Lage zu sehen. Jetzt fing der Vater zum dritten Mahle an zu wüthen, und drohte zu schießen. Der Bediente fiel auf seine Knie, bath für den jungen Menschen, fing die Geschichte an zu erzählen, ohne einmahl die Sache zu entwickeln, trieb die Wirthinn hinunter, und schlug eine Summe Geldes als Genugthuung für den erlittenen Schimpf dem Vater vor.

Er zog hierauf Ludwigen allein, und stellte ihm vor, daß es hier vergebens seyn würde, sich zu wehren, daß, da das Mädchen gegen ihn zeugte, Wirth, Gerichte und die ganze Welt gegen ihn Partey machen würde. Er möchte sich lieber entschließen, diesen Betriegern, denn das schienen sie zu seyn, eine Summe Geld aufzuopfern. Ludwig hörte das ruhig an, betrachtete die Leute der Reihe nach, besann sich, schüttelte den Kopf, lächelte, und fragte endlich den Vater: „auf wie viel Geld hast du gerechnet, du Narr, mit deiner ungeladenen Pistole?" — Die Frage brachte die saubere Gesellschaft in eine grosse sicht-

bare Verwirrung. Der Vater wollte aufs neue anheben, und er spielte jetzt seine Rolle wie ein ausgezischter Acteur.

Indeß man kam zu Tractaten. Der Vater forderte eine grosse Summe. Ludwig legte vier Louisd'or auf den Tisch, und sagte lächelnd: „Nehmt ihr die nicht sogleich, so bekommt ihr nichts!“ Er zog ein großes Messer aus der Tasche: „und wer mich berührt, der ist bey Gott ein Todter! Wollt ihr, Betrieger?“ Der entschlossene Ton des jungen Menschen, seine Kälte, sein Lächeln, alles kam zusammen, die Leute aus ihren Rollen vollkommen heraus zu bringen. Sie sahen sich unter einander an, und schwiegen. Der Vater nahm die vier Goldstücke, und Ludwig ging stolz an die Thür, sein Messer in der Hand: man machte ihm Platz; er ging hinaus, setzte sich ein, und fuhr ab. Der Lohnlackey setzte sich auf den Bock, und schalt in Einem fort in den Wagen hinein über diese Betriegerey. Ludwig bath ihn zuletzt zu schweigen. Er schämte sich, daß er so angeführt war. Er schlief endlich in der Ecke des Wagens ein, und befand sich ganz in der Frühe wieder vor seinem Wirthshause in Braunschweig. Man weckte ihn; lachend stieg er aus dem Wagen; „Hätten die Leute ihre Rolle besser gespielt,“ sagte er zu dem Hauptspitzbuben lachend, „so hätten sie mich leicht um ein Paar hundert Thaler prellen können.“ —

„O ja, das sag' ich auch!" seufzte der erste Schauspieler bey diesem Lustspiele.

In dem Augenblick, da Ludwig lachend ausstieg, stieg Rose weinend hinter ihrer Tante her in den Wagen. Sie legte sogleich ihren Kopf von Tante abgewandt in die Ecke, bedeckte die Augen und sagte mit einer klagenden Stimme: „Ich bin müde!" Die Tante sagte: „So schlaf, Kind!" und sah zum Fenster hinaus, und wunderte sich über die vorbeyfliegenden Bienen. Rosens Seufzer gaben ihr doch zu erkennen, daß sie nicht schlief; und um sie wach und heiter zu machen, sagte sie: „Wenn Ludwig hier so mit im Wagen säße, Rose!" Zum ersten Mahle blieb ein solcher Schmerz unbeantwortet und unbelächelt. „Rose, bist du krank?" — „Ach ja! — „Was fehlt dir denn, Rose! — „Nichts!" — „Rose, bist du eine Närrinn?" — „Tantchen!" — Die Tante fing aufs neue an, von Ludwigen zu sprechen, und aufs neue war Rose verdrießlich. „Mädchen, du bist heute nicht gescheidt! — Und so ging das bis Braunschweig hinein.

Rose schlich sich auf ihr Zimmerchen, und — hier mußten aufs neue ein Paar trockene Tücher sich in ihren Thränen baden. Die Tante wurde doch bey Rosens Sonderbarkeit verlegen. Sie glaubte endlich, daß die Entfernung von Ludwig diese Thränenfluth veranlasse, und sie sagte zu Rosen: „Nun du kleiner Eigensinn, so kläre dein Auge auf! morgen wollen wir nach Ellber-

gen.“ — „Ach, Tantchen!“ fing Rose kläglich an, „wollen Sie mir wohl einen Gefallen thun?“ — „O ja, liebes Kind!“ — „So lassen Sie mich hier wieder in Braunschweig.“ — „Liebe Rose, was kommt dir an? Ludwig“ — „Ach, ich mag in meinem Leben nichts wieder von Ludwigen wissen, liebe Tante!“ — „Rose, bist du denn aber“ — „Ach, Tantchen, nein! gewiß! Sehen Sie, es mag doch alles wahr seyn, was die Leute von ihm gesprochen haben.“ „Mädchen, ich weiß nicht, Rose, wie du bist! Erst gehts dir nicht geschwind genug, und dann, — du bist eine kleine Närrinn!“ — „Nein, Tante! in Ewigkeit will ich nichts wieder von ihm wissen. Lassen Sie mich hier in Braunschweig, liebe Tante!“ —

Die Tante schüttelte den Kopf; „Wir wollen noch ein Paar Tage hier bleiben; du wirst dich wohl besinnen.“ — „Nein, Tantchen, nie! nie!“

Ludwig hatte denn auch endlich erfahren, daß Rose wieder in Braunschweig war. „Sie ist da! sie ist da!“ rief er voll Freuden, und drückte den Lohnlackey, der ihm die Nachricht gebracht hatte, fast die Gurgel ab. Er ergriff seinen Hut, flog in zwey Sprüngen die Treppe hinunter, und war in Rehbergs Hause. Er traf die Tante auf der Hausflur. „Ach, endlich meine beste Tante, sind sie da!“ Er küßte ihre Hand, und schloß sie in seine Arme. — „Nun, du

Flücht=

Flüchtling, wo kommst du her?" — „Ach, ich habe hier schon seit zehn Tagen auf Rosen gehofft." — „Rose ist nicht mit hier!" — — „Wie, Tante? o das ist doch boshaft!" — „Hast du das nicht verdient?" fragte die Tante lächelnd: „nun so komm! aber das sage ich dir, Rose ist so böse auf dich" — „Das ist nicht wahr!" „Ja, ja, Ludwig! schlägt dir dein Gewissen etwa? du wirst ja roth, wie eine Rose?" — „Ja, Tante! auch bloß im Scherze kann mich der Gedanke, daß Rose böse wäre, ängstigen."

Er ging neben ihr die Treppe hinauf. Die Tante öffnete die Thür; Ludwig flog hinein, mit offenen Armen auf Rosen los. Rose sprang erblassend auf, und stellte sich hinter einen Stuhl, und sah ihn flüchtig mit einem tiefen Seufzer an. „Rose, liebste Rose!" rief er, und wollte hinter den Stuhl. „Herr Burchhard!" sagte Rose, und ihre Farbe wurde immer weißer: „Herr Burchhard! haben Sie die Güte, mich nicht weiter zu aerfolgen!" Ludwig blieb bey diesen Worten so mit ausgebreiteten Armen, mit offenen Lippen stehen, und sah Rosen, sah die Tante an. „Rose!" sagte er endlich mit einem wahrlich zerschmetternd rührenden Tone; „Rose! ich bin's! Ludwig ists!" — „Das weiß ich!" sagte Rose heftig zitternd: „und wenn Sie je die kleinste Liebe gegen mich gehabt haben, so bitte ich Sie, beweisen Sie es dadurch, daß Sie mich nie wie-

der sehen, daß Sie mich ungestört" — Ihr Gesicht sank bey diesen Worten in ihr Schnupftuch.

Die Tante war eben so erstaunt, wie Ludwig selbst. „Aber, Rose!" fing Sie an: „was ist dir?" — „Nichts, nichts, liebe Tante! aber wenn Herr Burchhard nicht so höflich seyn will, mich zu verlassen, so bin ich gezwungen, mich in meiner Kammer zu verschliessen." „Gott, liebste Rose! du zerspaltest mein Herz!" rief Ludwig, und wollte sich wieder nähern. Sie sah ihn an: ihr fiel das Mädchen wieder ein, und mit einer kalten Bitterkeit sagte sie: „O mein Herr! ich ersuche Sie, irgend wo anders diese Komödien-Rolle zu spielen, in einem Wirthshause etwa!" Sie machte ihm eine Verbeugung, seufzte, und ging schwankend und schluchzend in ihre Kammer, und riegelte zu.

Die Tante sah Ludwigen starr an. „Was hast du gemacht, Ludwig?" — „Ich? nichts! nichts! Tante, bey Gott! was nichts heißt." — Die Tante gab ihm einen Wink, mit ihr hinab zu gehen. Er folgte ihr, er küßte ihr die Hände, er bath sie mit Thränen für ihn bey Rosen zu sprechen. Die Tante hatte Ludwigen noch nie so lieb gehabt, als jetzt. Komm du morgen frühe wieder, lieber Junge! sie soll es dir mit einer Kußhand abbitten: oder hast du etwa was gemacht?" — „Liebste Tante, bey Gott! gar nichts! ga nichts!" — „Nun so komm du morgen nur wieder." — Ludwig ver-

ließ die Tante unter Hände küssen, Versicherungen seiner Unschuld, und Thränen, und eilte nach Hause. Hier konnte der geschwätzige Lackey nicht ein Wort von ihm heraus bringen. Er wies ihm die Thür, schloß sich ein, und brachte den Tag zu mit Verwünschungen der albernen, wunderlichen, menschlichen Veränderlichkeiten.

Die Tante aber fing sogleich an, Rosen vorzunehmen: „Aber Mädchen, was steckt dir im Kopfe?" — „Tante, haben Sie nicht selbst oft gesagt, daß ich schwerlich mit einem solchen Kopfe glücklich seyn würde? ich habe gefunden daß Sie Recht haben. Liebe Tante, verschonen Sie mich mit allen Vorstellungen! Ich kann nicht, ich will ihn nie wieder sehen." — „Aber du wunderliches Mädchen! ich habe das in der Hitze gesagt: sey doch nicht thöricht! Sag mir um Gottes willen, was dich anficht? Der Junge ist hübsch zum Küssen!" Rose seufzte. „Verliebt wie eine Turteltaube!" Rose schlug die Augen gegen Himmel. „Und treu wie" — Rose weinte. „Liebe Rose! du solltest nur gesehen haben, wie er mich bath, ein gutes Wort für ihn einzulegen!" — „Ich habe ihn auch gesehen, Tante! nein! nein, ich mag ihn nicht wieder sehen." — Trotz allem Bitten, Trotz allen Vorstellungen der Tante, blieb Rose bey ihrem Eigensinne, ihn nicht wieder zu sehen, und die Tante rief voller Verdruß: „Das alberne Mädchen! du wirst noch einmahl wün-

schen, daß er wieder kommt, und dann — nimm dich in Acht!"

Am andern Morgen kam Ludwig, wie Rose eben unten im Besuchzimmer war. Die Damen saßen und strickten, und Rose saß neben der Tochter des Hauses, ihrer Busenfreundinn. Wie Ludwig die Thür öffnete, so verlor Rose sogleich durch eine heftige Bewegung eine ganze Reihe Maschen von ihrer Stricknadel. Man stand auf, man verbeugte sich, und Rose verbeugte sich eben so tief, als die andern, und fing an, mit zitternden Händen die Maschen wieder aufzunehmen. Ludwig starrte nach Rosen hin, dann nach der Tante. „Es ist," fing die Tante an, „ein kleines Mißverständniß zwischen diesem jungen Manne und meiner Rose! ich habe mir alle Mühe gegeben, es zu heben, und es ist mir nicht gelungen. Wollten Sie, meine Damen, nicht ein Mahl die Mühe über sich nehmen, Rosen mit dem jungen Manne auszusöhnen? Rose zitterte heftig. Ludwig sah Rosen starr an. „Das können wir leicht," fing Madam Rehberg an: „Rose stelle sich dahin; ich bin Richter; und Sie, junger Herr, machen sich gefaßt, auf Rosens Klage zu antworten. Nun Rose?" — „Ich habe mich über Herrn Burchhard zu beklagen und das, was ich fühle, liebe Frau Tante, ist zu ernsthaft, als daß es mit einem Spaße abgemacht werden könnte." — Die Thränen rollten ihr dabey über die Wangen. „Rose! Rose!" rief Ludwig, sprang auf sie zu;

und faßte sie in seine Arme: „Rose! wie ist dir das möglich? Sag' doch wenigstens, was ich dir gethan habe?“ — Rose machte sich aus seinen Armen los. „Ich bitte Sie, Herr Burchhard, ein für alle Mahl, mich nicht in die Verlegenheit mehr zu bringen, unartiger zu werden. Sie haben von mir nichts zu fragen, und ich Ihnen nichts zu antworten: und ist je ein Verhältniß der Vertraulichkeit zwischen uns gewesen, so bereue ich jede Stunde, die Sie berechtigen kann, mich nur anzureden!“ Dabey stürzten Thränen aus ihren Augen; man hörte an ihrem Tone, wie schwer ihr die Worte wurden, und die Hand, womit sie sich an einem Stuhle fest hielt, zitterte so heftig, daß sich der Stuhl mit bewegte.

„Also, Rose, ich bin dir nichts mehr?“ fragte Ludwig mit bebender gerührter Stimme, aber mit wilden herumfahrenden Blicken. — „Ich danke Gott dafür! nichts, nichts mehr!“ — Ein tiefer Seufzer. — „Und — ich“ — fuhr er noch bebender fort, „und ich — habe keine Hoffnung — mehr Rose? Rose! du trennst dich ganz?“ — „Ganz!“ antwortete Rose mit immer steigender Blässe, und einer höher schlagenden Brust. — „Rose!“ rief er noch ein Mahl, und wollte sie umarmen. Rose trat zurück: „wollen Sie mich zwingen, Ihnen zu sagen, daß ich Sie für einen unverschämten Geck halte?“ Ihre Stimme zitterte so heftig bey diesen Worten, daß Ludwig sie

kaum verstand. Ludwig schlug einen Blick gegen Himmel, legte eine Minute die Hand vor die Stirne, sagte dann gräßlich kalt: „Es gehe Ihnen wohl, Mamsell Gellner!“ drehte sich um, ging zur Thüre hinaus, und Rose sank ohne Bewußtseyn auf den Soffa.

Ludwig kam stumm zu Hause an. Er ließ seinen Engländer satteln, ging stumm im Zimmer auf und nieder, lachte bald, bald weinte er; jetzt ging er hastig umher, dann stand er stille, dann stieß er heftig mit den Füssen auf. Er bezahlte seine Rechnung, schwang sich auf, und sprengte davon, daß die Funken aus den Steinen stoben.

Spät Abends kam er zu Hause an; er ging hinauf auf sein Zimmer, ohne in seines Vaters Zimmer vorzusprechen.

Burchhard ließ ihn durch einen Bedienten rufen. Er kam mit einer finstern Stirne ins Zimmer. „Guten Abend,“ sagte er, und umarmte seine Verwandten, und gab Marien die Hand. „Ist deine Reise glücklich abgelaufen?“ fragte der Vater. — „Ich bin gesund wieder gekommen.“ — „Hast du die Seeburg gesprochen?“ — „Ja,“ — „Freundlich?“ — „Sehr!“ — „Hast du auch Rosen gesprochen?“ — „Auch die!“ — „Nun?“ — „Laß das, Vater! Menschen sind Menschen.“ Er ging mit nassen Augen hinaus. — „Hm,“ sagte Burchhard, „hat auch der Ursache zu grollen?“

Nach und nach erfuhr der Vater des Sohnes unglückliche Begebenheit mit Rosen. „Und weißt du nicht, was sie eigentlich auf dich hat?“ — „Ich glaube,“ lächelte Ludwig, „sie ist eben darum böse auf mich, weil sie nichts auf mich hat.“ — Nach einigen Tagen kam die Seeburg; auch sie erzählte dem alten Burchhard, daß sie auf keine Weise etwas von Rosen hätte heraus bringen können, warum sie auf ein Mahl sich so gegen Ludwig geändert habe. „Sie leidet selbst eben so viel, wie Ludwig. Es ist ein Jammer, das Mädchen zu sehen: bleich, wie das Tischtuch, Herr Nachbar! und die Thränen laufen ihr, als ob ihre Augen ein Paar Brunnen wären.“ — Die Tante schrieb an Rosen, schrieb von Ludwig, und Rose antwortete sehr freundschaftlich, aber nie ein Wort von Ludwig. Ludwig las jeden Brief von ihr. Er schrieb ihr selbst, und ließ den Brief von der Tante einlegen. Im nächsten Briefe kam er wieder mit zurück, ohne erbrochen zu seyn. Die Tante machte aber die Bemerkung, daß sie an dem Zerknittern des Briefes sähe, daß sie versucht habe, hinein zu sehen. Ludwig saß den ganzen Nachmittag, und machte Versuche, ob Rose in den Brief hinein gesehen habe oder nicht.

Nach vier Wochen machte er aufs Neue eine Reise nach Braunschweig. Er ging nach Rehbergs Hause, und hörte, Rose sey auf der Maskerade. Er unterwarf sich dem Zwange einer

Frisur, enger Schuhe und Schnallen, und seidener Strümpfe, nahm einen Mantel, eine Maske, und ging auf den Saal. Hier lief er wie rasend hinter jedem Mädchen her, das Rosens Gestalt hatte, gaffte jedem Mädchen unter die Augen, und fand Rosen nicht; ja er hätte beynahe mit zwanzig Masken Händel bekommen, die das Angaffen ihrer Damen ihm untersagten. Endlich musterte er auch die Frauenzimmer in den Logen, und, o Himmel! er fand seine Rose in einer Loge sitzen. Sie sprach sehr freundlich mit einem Frauenzimmer, das neben ihr saß.

Er sah sie; er stürzte vom Saale; er lief die erste beste Treppe hinauf, kam in Gänge, die kein Ende nahmen, rennte ein Paar Menschen über den Haufen, fragte endlich, wo denn die Zuschauer säßen. „Hier in den Logen!" Er pochte an die erste Loge ungestümm an: man öffnete; er trat hinein, besah die Frauenzimmer, und ging, da Rose nicht darunter war, wieder, ohne ein Wort zu sagen, hinaus. Er pochte an die zweyte, dann an die dritte Loge: er trieb einen mehr als höllischen Lärm. Dann pochte er noch ein Mahl an eine Loge. Man fragte, wer da wäre. Er forderte, man sollte öffnen. Man lachte, und er pochte noch ungestümmer. Die Loge ging auf: ein Mann trat ihm entgegen, und fragte, was er wolle. Statt dem zu antworten, starrte er bey ihm weg; denn gegenüber, in der andern Reihe Logen, saß Rose. Er

wollte eben die Logen zählen, um sich nicht zu irren. Der Mann, der ihn gefragt hatte, trat vor ihm hin; Ludwig warf ihn rasch seitwärts, um zu sehen, in der wie vielten Loge Rose sey; das nahm der Mann übel, und schob ihn, ehe er sichs versah, zur Thüre hinaus, und verschloß sie. Ludwig fluchte, und in der Loge lachte man. Er lief rund um das Amphitheater her, Rosens Loge zu suchen, pochte überall, kam immer an unrechte Logen, und zog sich Händel über Händel mit seinem Ungestümm zu.

Jetzt drang er wieder in eine Loge, und da sah er Rosen gleich neben an sitzen. Er eilte eben so geschwinde, als er hinein gestürmt war, zurück, flog an die andere Loge, hob schon die Hand auf, um zu pochen, und wurde auf ein Mahl von einem Kerl von hinten mit den Worten umfaßt: „Der Teufel über den Narren, der hier einen Lärm macht, als ob er allein wäre!" Ludwig suchte sich los zu reißen. Der Mann hielt ihn bey seinem Domino. Ludwig strebte mit aller Gewalt vorwärts nach Rosens Loge, und der Kerl zog ihn mit eben so viel Gewalt rückwärts. Der mürbe Taffet konnte beyden Kräften nicht widerstehen, und riß. Der Logenwärter stürzte hinterwärts mit dem halben Domino in der Hand Ludwig mit der andern Hälfte auf den Schultern vorwärts zu Boden. Ludwig, ohne ein böses Wort zu sagen, sprang auf, und eilte an die Loge, und pochte an. Man

öffnete; es war wieder die unrechte. Im Gebalge war er eine Loge weiter gekommen. Indessen hatte sich der Logenwärter auch aufgerafft, faßte Ludwigen aufs Neue, und rief: „Der ist ja wie rasend aufs Lärm machen!" Mehrere kamen dazu. Man faßte Ludwigen. Ludwig riß sich los; der Logenwärter und einige Aufwärter hinten drein; das donnerte die hohlen Treppen hinab. Ludwig im halben Domino suchte einen Weg, der ihn wieder zu den Logen führte; die Kerl verrennten ihm überall den Weg. Ludwig entschloß sich kurz und gut, und sprang mit seinem zerfetzten Domino auf den Tanzsaal. Der Logenwärter blieb mit der andern Hälfte des Domino in der Saalthüre mit einem sehr ängstlichen Gesichte stehen. Man lachte. Die Masken sammelten sich um Ludwig her, der durch die jenseitige Thüre entfliehen wollte. Er wollte sich durchdrängen; das Getümmel vermehrte sich. Der Platzmajor fragte nun den Logenwärter um die Ursache des Lärms, und der sagte ganz kurz; daß der Mensch wahrscheinlich rasend sey; er habe an allen Logenthüren mit einer unbeschreiblichen Wuth gepocht, ohne je etwas zu wollen, als die Leute darin anzustarren.

Der Platzmajor ging auf Ludwig ein. „Mein Herr! wer sind Sie?" — „Ein Fremder, dem sein böser Unstern alle Narren aus ganz Braunschweig über den Hals zieht." — „Herr! was

klopfen Sie denn an alle Logen?" — „Weil ich gern ein Frauenzimmer sprechen möchte, das in der Loge ist; ich hatte die verdammte Loge schon gefunden, wie der tolle Kerl, der da, mit der Hälfte meines Mantels" — er zeigte auf den Logenwärter — „Welche ist die Loge, wo das Frauenzimmer ist?" — „Da die, eins, zwey, drey — die eilfte! Er zeigte auf die Loge; der Platzmajor sah hinauf; alle Masken, die um beyde herstanden, sahen hinauf. „Das Frauenzimmer dort mit dem rothen Kleide möchte ich sprechen."

Rose legte sich jetzt zurück, wie sie sah, daß von ihr da unten geredet wurde. Der Platzmajor führte Ludwigen vom Saale, und sagte dem Logenwärter, er soll dem jungen Menschen, der wohl bey Verstande sey, die eilfte Loge im zweyten Range aufschließen, und Ludwig ging mit dem Schließer ab. Rose und zwey andere Frauenzimmer, die aus dem Zeichen des Platzmajors an den Schließer sahen, daß es auf sie gemünzt sey, verließen voll Angst schnell die Loge, und gingen um das Amphitheater hin. Ludwig kam mit dem Schließer, der noch immer den halben Domino in der Hand hatte, und unterwegs tausend Mahl um Vergebung bath, vor der Loge an. Sie wurde aufgeschlossen. Ludwig starrte in die leere Loge; die Hitze überlief ihm; er gab dem Logenwärter ein Paar Maulschellen, mit den Worten: „Das ist für seine Mühe!"

In dem Augenblicke erblickte er auch Rosens rothes Kleid. Er hob das Bein schon auf, hinter ihr her zu fliegen; allein jetzt faßte ihn der Schließer um den Leib, um ihn fest zu nehmen. Ludwig wollte sich losreissen. Der Schließer hielt ihn immer fester, und faßte endlich die andre Hälfte des Mantels. Ludwig ließ den Mantel, wie Joseph, fahren, und sprang den Gang hinter den Logen hinab. Aber fort war das rothe Kleid. Er flog Treppe auf, Treppe ab. Er kam endlich an den Ausgang des Opernhauses, fragte, ob man nicht drey Frauenzimmer habe heraus gehen sehen. Eben sind sie weggefahren. Ludwig hinter dem Wagen her, den er noch fahren sah; er blickte hinein, es saßen Frauenzimmer darin, und eine trug ein rothes Kleid. Um nun nicht nachzubleiben, sprang er, zu großem Schrecken des Bedienten, mit hinten auf. Der Bediente fragte, was er wolle. „Wie er sieht, mitfahren!" antwortete Ludwig; und es hätte hinten auf dem Wagen eine neue Schlägerey gegeben, wenn der Bediente mehr Herz gehabt hätte.

Der Wagen fuhr in ein Haus, und hielt vor einer Treppe. Ludwig sprang hinten ab; der Bediente auch. Die Frauenzimmer stiegen aus, und erschracken über den Mann, der nur eine Maske, und keinen Domino hatte. „I, so hat der Teufel sein Spiel mit mir!" rief Ludwig, drehete sich um, und wollte gehen. Der

Bediente aber, der jetzt, wie der Hahn auf seinem Miste, Muth genug hatte, warf Ludwigen mit einem derben Fußtritte zur Thüre hinaus. Er schüttelte vor dem Hause geduldig den Kopf.

Nach vielem Umherschweifen kam er endlich nach Rehbergs Hause. Er ging hinein, hörte Rosens Stimme, öffnete das Zimmer, und traf Rosen und ihre Freundinnen beym Auskleiden. Sie erhoben beyde ein fürchterliches Geschrey, wie sie den Menschen mit einer Maske hinein treten sahen. Ludwig zog jetzt, weil ihn der Schrecken über der Mädchen Geschrey zum Besinnen brachte, den Hut, und die Maske fiel auf den Boden. „Gott, Ludwig!" rief Rose. — Erkennst du mich endlich wieder?" sagte Ludwig, und eilte auf das Mädchen ein. Auf das Geschrey kam Madam Rehberg gelaufen. Sie sah den jungen Menschen da stehen, und die beyden Mädchen, in der Schnürbrust, noch ganz ohne Besinnung vor Schrecken. „Ey, Herr Burchhard! was soll das? es ist eilf Uhr! gehen Sie nach Hause, und kommen Sie morgen wieder!"

„Liebe Madam Reherg!" fing Ludwig betrübt an: „wenn Sie wüßten, daß ich mich heute schon wenigstens mit zwey Ducent Menschen habe herum prügeln müssen, um Rosen zu sehen, Sie würden mir die Thüre nicht so trocken weisen! Sie haben mir den seidenen Domino vom Leibe gerissen." Jetzt schlug Mamsell

Rehberg eine große Lache auf. „Also der Mensch mit dem halben Domino waren Sie?“ — „Leider der war ich!“ — „Und der mit dem Logenwärter sich herum balgte?“ — „War ich, Mamsell! Und der mit wenigstens noch zwanzig Narren Händel hatte? — war ich! Ich bin als Bedienter hinten auf einem Wagen in Händel gerathen, und alles um Rosens willen, um Rosen zu sehen. Lassen Sie mich doch nun nicht die Früchte aller meiner Händel verlieren!“ — Rose war gezwungen, selbst ein wenig mit zu lächeln. „Rose! Rose!“ fuhr Ludwig fort: „sey nicht unbarmherziger, als der Logenkerl und der Officier! höre mich an!“ Rose sah vor sich nieder, und sagte weder ja, noch nein. „Rose!“ hob er aufs neue an, da er das Mädchen bewegt sah; „ich habe dich geliebt mit unendlicher Liebe: ich hätte mein Leben tausend Mahl für dich dahin gegeben. Du weißt es, Rose, wie wir noch Kinder waren, wie unendlich dein, mein Herz war!“ — Rosens Augen fingen an, sich sanft zu benetzen; sie hob den Blick verstohlen auf ihn; ihr Herz war bewegt; ihr Zorn fing an zu verschwinden, und sich in Liebe aufzulösen. „Rose! Rose!“ fuhr er fort: „ich liebe dich noch eben so zärtlich; ich bin dir treu gewesen, wie kein Mensch mehr auf der Erde treu ist!“ —

Kaum hatte er das gesagt, so stand das Bett im Wirthshause, und das Mädchen wieder lebendig vor Rosens Augen. „O, elender Lüg-

ner!" rief Rose überwallend; „gehen Sie! gehen Sie! ich verachte Sie!" Sie sprang in ein Nebenzimmer. Ludwig stand starr, wie eine Bildsäule, starrte auf die Thüre, wodurch Rose verschwunden war, zog die Stirne zusammen. „Lügner?" sprach er finster nach: „Lügner? der bin ich nicht! Leb wohl, Rose!" Er verschwand, und tobte noch eine Stunde auf den Gassen umher. Den andern Morgen saß er auf, und flog nach Ellbergen. „Es ist vorbey!" rief er seinem Vater entgegen: „sende mich auf Reisen, nach Indien, nach Kamschatka, wohin du willst! denn es ist vorbey! auf ewig vorbey!" Keine Thräne drang aus seinen Augen.

Aus Rosens Augen strömten desto mehr. Ludwig war fort. Die Tante schrieb ihr, Ludwig gehe auf Reisen, und sie habe ihn verloren. Sie überschwemmte den Brief mit Thränen, nahm aus ihrem Schranke die Maske hervor, die Ludwig den letzten Abend hatte fallen lassen, küßte die häßliche Maske, benetzte sie mit kostbaren Thränen, und rief: „So hab ich ihn verloren!" —

Ende des ersten Theils.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Der Sonderling ein Gemählde des menschlichen Herzens

Bd.: 1

Wien [u.a.] 1799

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.461(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11721435-5
VD18 80303277-001